

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Synode von Wisconsin  
und anderen Staaten.

Redigiert von der Fakultät des Ev. Luth. Seminars  
zu Maunwatoſa, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede,  
so seid ihr meine rechten Jünger, und  
werdet die Wahrheit erkennen, und die  
Wahrheit wird euch frei machen.“

Joh. 8, 31. 32.

Preis per Jahrgang \$1.50.

---

Jahrgang 20.

1923.

## Inhaltsverzeichnis zum 20. Jahrgang.

Abhandlungen.	Seite.
Jubiläumsnachgedanken. Aug. Pieper. . . . .	1, 88, 161, 254
Historical Survey of John's Letters to the Seven Churches of Asia. H. B. Sitz . . . . .	19, 113
Der erste Petribrief. W. Höncke . . . . .	54
Jakobs Werdegang. M. . . . .	57
Gedanken über christlichen Schulunterricht. Gerhard Müdiger	81, 178
Die Mittel der Erziehung. M. . . . .	135, 187
Die Höheit des theologischen Studiums. Joh. 17, 3. Joh. Ph. Köhler . . . . .	225
Das Umsichgreifen des Materialismus und die Abhilfe dagegen. Joh. Ph. Köhler . . . . .	237
What Should Be Our Attitude Toward Organizations Within Our Church? J. Brenner. . . . .	271
<b>Kirchengeschichtliche Notizen.</b>	
Die Schulfrage in unserm Lande. . . . .	69
Empfindlichkeit des Unglaubens. . . . .	74
Intoleranz des Unglaubens. . . . .	76
Seminareröffnung in Zehlendorf. . . . .	77
Der Kampf der Freimaurerloge gegen die christliche Gemeinde- schule . . . . .	150
Finnish National Church. . . . .	152, 217
Religion, usw. . . . .	153
Schulbedrängnis in Canada. . . . .	154, 214
Auswanderung um des Gewissens willen. . . . .	156
Schulnöte in Deutschland . . . . .	156
Tutankhamen and the Hope of Immortality. . . . .	159
Erfreuliches in Sachen der christlichen Schule. . . . .	209
Katholisches und Lutherisches Schulwesen in Milwaukee. . . . .	213
Accreditation of Colleges. . . . .	215
Der lutherische Weltkonvent in Eisenach. . . . .	299

**Büchertisch.**

Seite.

Der Brief des Jakobus. D. C. W. Zorn.....	79
Lafst euch verjöhnen mit Gott! C. C. Schmidt, D. D.....	79
Mächte der Finfternis. P. Albert Hübner.....	160
Wächterrufe. P. Lic. Möller.....	218
The Holy Bible. Concordia Publishing House.....	220
Die Chriftusfeindfchaft der Loge. Paul Pieper.....	221
Knowing and Doing. By Paul E. Kretzmann, Ph.D., D.D.	222
Der Neubau in den bisherigen deutjchen evangelifch=lutherifchen Landeskirchen. D. Friedr. Gafshagen.....	224

---



# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

---

Jahrgang 20.

Januar 1923.

No. 1.

---

---

## Jubiläumsnachgedanken.

Das verfloffene Jahr 1922 war für unsere Kreise ein Jubiläumsjahr. Unsere Schwestersynode von Missouri, die 1847 gegründet wurde, feierte ihr 75 jähriges, die ganze Synodalkonferenz, die 1872 ins Leben trat, ihr 50 jähriges Bestehen. Naturgemäß packte das Jubiläum der letzteren loseren Verbindung weder Pastoren noch Volk in demselben Maße wie das erstere als engere Synodalfeier unsere Brüder von Missouri. Es war darum auch viel weniger allgemein als diese. Wir Wisconsiner — ich brauche den Ausdruck auch im Folgenden im weiteren Sinne — sind im Laufe der Jahre so enge mit den Missouriern verwachsen, daß wir zwar selbstverständlich ihre Synodalfeier äußerlich wenig mitgemacht, aber innerlich an derselben innigen Anteil genommen haben. Die Gründung der Missourisynode ist eigentlich auch für uns Wisconsiner von größerer Bedeutung geworden als das förmliche Zusammentreten in eine Bekenntnisgemeinschaft mit ihr. Missouri hat eigentlich die Synodalkonferenz gemacht, wenn auch der äußere Anstoß zur Bildung derselben von Ohio ausging. Wisconsin hat in der langen Zeit der Gefahr die Synodalkonferenz wesentlich mit zusammengehalten, weil wir geistlich mit Missouri ein Fleisch und Blut waren. Wir haben einander gegeben und von einander genommen nach dem Verhältnis der uns verliehenen Gaben und sind unter der gemeinsamen Arbeit in ununterbrochenem Verkehr und im Kampf gegen die gemeinsamen Gegner trotz der gesonderten Synodalhaushalte so stark „ein Ruchen“ geworden, daß das Wohl und Wehe des einen mit dem des andern unauflöslich verknüpft ist und darum das des einen auch dem andern am Herzen liegen muß. Und nun liegt an dem geistlichen Stand und Schicksal der Missourisynode, als des größeren und bedeutenderen Körpers, viel mehr als an dem der Wisconsinsynode, weil ihr Ein-

fluß zum Guten und Bösen, zur Wahrheit und Unwahrheit auf uns viel größer ist als unser Einfluß auf sie. Daher wird es niemand für unberufen erklären, wenn wir hier in unserer geistlichen Inventaraufnahme der Synodalkonferenz auch Missouri, und zwar mehr als uns selbst, berücksichtigen. Wir können versichern, daß wir uns aufs äußerste bemüht haben, sine ira et studio, möglichst objektiv, zu urteilen. Selbstverständlich will dies Urteil für niemanden maßgebend sein; es ist auch lediglich das persönliche Urteil des Schreibers. Es möchte zunächst nur auf sein Recht oder Unrecht geprüft sein, zum Nachdenken und eigenen Urteil anregen. Sein Wert und seine Kraft liegen lediglich in dem Maß seiner Sachlichkeit.

Aber daß wir an so großen Zeitabschnitten unsern geistlichen und kirchlichen Besitzstand gründlich besehen, zumal wenn diese mit einer so ungeheueren Wende in der Weltgeschichte wie der gegenwärtigen zusammenfallen, ist eine gebieterische Forderung der Wachsamkeit, der Vorsicht, der Treue, die allein alle Verheißung hat. Dem Manne müssen beide Augen verklebt sein, der nicht sieht, daß der Kirche des reinen Wortes und echten Glaubens von dem sich bildenden Zeitgeist Gefahren drohen, die sie auf Herz und Nieren prüfen und bis auf Mark und Bein erschüttern werden, daß sich Stürme gegen sie erheben werden, im Vergleich mit denen die bisherigen Anfechtungen nur ein gelindes Säufeln waren; die sie hinwegfegen werden, wenn sie ihre Gründe nicht aufs neue in dem ewigen Grund verankert, ihre Mauern nicht ausbessert, ihre Waffen nicht schleift und ihr Haus nicht in Ordnung bringt. Es handelt sich nicht um den äußeren Bestand unserer Synoden oder der Synodalkonferenz. Die mag — um mit Luther zu reden — der Teufel holen, wenn er kann, daran liegt nichts; auch nicht um die begriffsmäßig rein gefaßte Lehre und um die ordnungsmäßige Gestalt der Kirche — daran liegt viel, aber nicht das meiste —, sondern es handelt sich um die Substanz und das eigentliche Herz des Evangeliums selbst und den mit ihm unauflöslich verbundenen Geist der Selig- und Heiligmachung. Und man sieht nicht, daß diese Gefahren allgemein klar erkannt und recht gewürdigt werden, insonderheit von dem jungen Geschlecht, das, weil es in diesen Zeitläufen aufgewachsen ist und in sie hineinwächst, der konkreten Vergleichspunkte aus früheren besseren Zeiten entbehrt. Wer die unter uns gehaltenen Jubelfeiern genauer beobachtet und die Jubelliteratur näher geprüft hat, der kann, wenn anders ihm der in 1. Kor. 2, 15 f. erwähnte Geist nicht ganz abhandengekommen ist,

nicht umhin zu gewahren, daß viel von dem dabei geäußerten Lob und Dank sich mit Außerlichkeiten und undeutlichen Allgemeinheiten abgegeben und die großen geistlichen Hauptsachen in ihrem realen Gehalt vielfach gar nicht getroffen hat, ja — was ebenso schlimm ist — daß die Selbstkritik, die allem Danken an die Seite treten muß, wenn es Gott gefallen soll, sich auf das bei solchen Gewohnheiten übliche oberflächliche und allgemeine Bekenntnis der eigenen Ohnmacht und Unwürdigkeit beschränkt, ohne die gefährlichen Schäden zu erkennen und zu bekennen, die durch unsern selbstverschuldeten Mangel an Geist, Kraft und Treue aus dem uns umwehenden Weltgeist in unser ganzes Kirchenwesen eingedrungen sind. Und wo das bußfertige und demütige Böllnerbekenntnis fehlt, weil man gegen die eingerissenen Schäden blind geworden ist, da treibt man sicheren Herzens ohne Widerstand in den Strudel des Verderbens hinein und merkt nicht, wie man Evangelium, Geist und Gnade immer mehr verliert, weil äußerliches Bekenntnis, Synode, Gemeindegestalt und -leben, Amtsverrichtungen, der ganze Kirchenbetrieb seine alten Formen behalten hat. Ist ewige Wachsamkeit der Preis der bürgerlichen Freiheit, so ist sie es erst recht bei den ewigen Gütern, die uns Gott in Christo durchs Evangelium gegeben. So wenig ein Christ selig werden kann, ohne seine Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, so wenig kann die Kirche die ihr geschenkte Gnade bewahren, wenn sie nicht ohne Unterlaß darüber wacht, betet und kämpft.

Was ist es, das wir Synodalkonferenzler überkommen haben? Was haben wir davon noch? Worin bedarf es bei uns einer Erneuerung? Wie übertragen wir unser geistliches Gut den kommenden Geschlechtern? — Das sind etwa die Fragen, mit denen wir uns in dem gegenwärtigen Zeitenwechsel ehrlich und gründlich auseinanderzusetzen haben.

## I.

Wer die Geschichte der lutherischen Kirche in unserm Lande kennt, wird nicht umhinönnen, in dem Werden und Wachsen der in der Synodalkonferenz vereinigten lutherischen Synoden ein providentielles Werk der Gnade Gottes zu erkennen; und das gerade dann, wenn er das Große, das vornehmlich durch und seit Walthar unter uns geworden, mit dem vergleicht, was hundert Jahre früher durch Mühlberg ausgerichtet worden ist. Letzteres steht uns in den östlichen, jetzt zum größten Teil englisch gewordenen, Synoden des

**Theologische Quartalschrift**, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

merger, der United Lutheran Church, vor Augen — eine Union, d. h. ein greuelhaftes Gemisch von Weltwesen und Christentum, von Evangelium und Verunft, von Luthertum und Sektierertum, von Kirchentum und Logentum, eine amerikanische Kirche im vollen üblen Sinn des Worts, die sich von den englisch-amerikanischen Sektenskirchen nur noch durch den lutherischen Namen unterscheidet, mit denselben äußerlichen Mitteln ihre äußerlichen Ziele verfolgt und nach ihren äußerlichen Erfolgen ihren Wert bemißt, eine Union, die in der Konsequenz ihres Prinzips mit Notwendigkeit in der Federation of Churches of Christ landen muß. Man wird das freilich nicht alles, und vieles nur sehr mittelbar, auf Mühlenbergs Rechnung schreiben dürfen, aber der Einfluß, der von ihm ausgeübt wurde, ging auch nicht dahin, oder war doch nicht stark genug, dem Werden dieses Wesens zu wehren. Mühlenberg war ein fleißiger Arbeiter, ein ernster, furchtloser Christ und Pastor, ein unermüdlicher Sammler der damals in Pennsylvanien und New York vorhandenen zerstreuten lutherischen Häuflein und ein nicht ungeschickter Organisator größerer Haufen, aber neues gesundes und kräftiges lutherisches Leben, das die Verheißung einer großen Zukunft gehabt hätte, konnte er nicht schaffen, weil er es selbst nicht besaß. Er war ein mittelmäßig begabter, außer einer witzigen Schlagfertigkeit wenig Geist besitzender, im späteren Pietismus durch und durch verkrüppelter Prediger.

Freilich waren zu Mühlenbergs Zeit auch die äußeren Verhältnisse einer bedeutenden lutherischen Kirchenbildung nicht günstig. Es war die Zeit (1743—1787) der Ansammlung aller europäischen Sekten in den amerikanischen Kolonien; die Bevölkerung war gering und die Zahl der eingewanderten Deutschen verhältnismäßig klein, dazu — die Salzburger ausgenommen — geistlich stark verkommen. Der allen Sekten mit den Lutheranern gemeinsame Pietismus war nicht geeignet, das lutherische Bekenntnisbewußtsein zu straffen, manches lutherische Element wurde von den Sekten aufgesogen, und was gesondert blieb, fiel dem konfessionellen Indifferentismus anheim. Die Zuwanderung aus Europa setzte sich meistens aus englischen und



sonstigen nichtdeutschen Elementen zusammen. Erst nach der politischen Rekonstruktionsperiode setzte die Besiedelung der weiter westlich gelegenen Staaten ein und gab der Einwanderung von Europa her, besonders aus Deutschland, kräftige Bewegung.

Als im Jahre 1839 die Sachsen unter Stephan und die Preußen unter Grabau und v. Mohr ins Land kamen, war der Strom der Einwanderung, und zwar gerade der Deutschen, in vollem Fluß und erstarkte noch während der Lebenszeit Walthers, besonders in den achtziger Jahren, dermaßen, daß die ländlichen Distrikte der jetzigen mittleren und nördlichen Staaten ein vorwiegend und manche Städte wenigstens ein teilweise deutsches Gepräge erhielten. Beide, Sachsen und Preußen, waren vor dem großen Strom gekommen und konnten als Deutsche nun mit vollen Armen einsammeln, was Gott ihnen vor die Thür gelegt hatte. Nur darauf kam es an, daß sie das Einsammeln verstanden und besorgten; und beides gab Gott den Sachsen, den späteren Missouriern, in besonderem Maße.

Es ist hier nicht unsere Absicht, Geschichte zu schreiben. Sie geht uns nur insofern etwas an, als sie zum Verständnis der kirchlichen Eigenart der in der Synodalkonferenz vereinigten lutherischen Synoden unerlässlich ist. Und dazu gehört — in groben Umrissen wenigstens — das Werden nicht nur der Missourisynode, sondern auch das der andern sie konstituierenden Bestandteile. Wir können dabei von der Ohiosynode und den Norwegern, die sich wieder von uns getrennt haben, und selbst von den wieder zu uns gekommenen norwegischen Brüdern und der slowakischen Synode, die weniger den Charakter der Synodalkonferenz bestimmt haben, absehen. Aber das, was jetzt die Allgemeine Synode von Wisconsin, Minnesota und Michigan ausmacht und kurz Wisconsin heißt, bildet heute nicht nur den nach der Missourisynode numerisch größten (3000 gegen 500 Pastoren) Teil derselben, sondern hat auch auf ihre geistliche Eigenart nicht unbedeutenden Einfluß gehabt. Und um das zu Verständnis zu bringen, können wir auch von der Geschichte der Wisconsinynode nicht ganz schweigen. Die Geschichte beider Synoden muß zeigen, wie die Kirche bei uns zu dem sie beherrschenden Geist, zu ihrer scharfen Bekenntnisstellung, zu der Ausgestaltung ihrer inneren Art im kirchlichen Leben und zu ihrer äußeren Ausdehnung gekommen ist. Sie wird zeigen, daß wir den bei weitem größeren Teil alles dessen, was wir haben, dem einen Manne Walthers zu verdanken haben. Wisconsin trägt

viel weniger, wenn auch nicht Unbedeutendes dazu bei. Und an uns Wisconfinern ist es, das zum Ausdruck zu bringen.

Es ist nie Gottes Weise gewesen, durch viele gleichbegabte Männer derselben Zeit das Große zustandezubringen, das er im Sinn hat; sondern er verleiht einem einzigen Manne diejenige Fülle der natürlichen und geistlichen Gaben, die nötig ist, um die Verhältnisse einer entscheidungsvollen Zeit zu beherrschen und Gottes Pläne auszuführen. Neben ihn stellt er zur rechten Zeit und an die rechten Plätze andere, zwar minder universal begabte, aber gleichgesinnte und tüchtige Männer, die das Werk des einen aufnehmen, treiben und fördern müssen. Es gab zu ihren Zeiten nur einen großen Propheten, einen Paulus, einen Augustin, einen Luther, und alle andern neben ihnen waren nur — wenn auch selbständig geworden und mit eigener besonderer Aufgabe betraut — Gehilfen des einen Größeren zur Ausrichtung des Gesamtwerks. Es ist auch bei uns nicht anders gewesen. Und das Werk Walthers steht an Größe und Bedeutung dem Werke Luthers nur etwa in demselben Maße nach wie Luthers dem Werke Pauli. Es handelte sich hier wie bei Luther um nichts geringeres als um die Wiederaufrichtung des der Welt wieder abhandengekommenen lauterer Gottesevangeliums und um die Wiederherstellung der rechten Gestalt seiner Kirche, die seit den Tagen der Apostel verloren gegangen und auch bei der Reformation nur unvollkommen wieder gewonnen worden war. Es kam mit dem reinen Evangelium ein neuer Geistesregen, wie er seit Luther auf die Kirche nicht niedergegangen war.

Missouri ist aus dem schärfsten inneren Gegensatz gegen die Verderbung des Evangeliums, gegen die Knechtung der Kirche und gegen unlauteres Wesen hervorgegangen. Das hat seinen Charakter bestimmt.

Walt her stammt aus einem etwas pietistischen Kreise mit rationalistischer Umgebung. Er kam aus großen inneren Kämpfen zur Klarheit des Glaubens und zur Gewißheit des Heils, aus allerlei falschen Lehrenschaunungen zur Erfassung der lutherschen Lehrreinheit — durch das Studium Luthers. Sein christliches und luthersches Gewissen, durch rationalistische Tyrannei staatskirchlicher Behörden gequält, suchte nach Ruhe in Amtsniederlegung und Auswanderung nach Amerika. In noch größere innere Nöte geriet er in der Entlarbung Stephans und der darauffolgenden Lehrverwirrung. Darin erst gewann er nach unsäglichen Anfechtungen festen

Boden, das reifte ihn zu der ihm von Gott gestellten großen Aufgabe. Die Disputation in Altenburg im April des Jahres 1841 ist der eigentliche Geburtstag der Missouri-synode. Hier zeigte Walthers, was die Kirche sei, und daß sie noch Kirche seien, und riß mit einem einzigen großen Ruck das verzweifelte Christenhäuflein wieder zurecht. Die der Disputation zu Grunde liegenden Sätze wurden bald darauf zu der Grundschrift Walthers „Kirche und Amt“, der später in „Die rechte Gestalt“ die Anwendung auf die Praxis und seine „Pastorale“ folgten. Hier legte Walthers den breiten und festen Grund zu der späteren Missouri-synode, zu alledem, was aus ihr und den mit ihr verbundenen lutherischen Kirchenkörpern und zu vielem, was in fremden Synoden später geworden. Hier war die Schrift als das vom Heiligen Geist geschriebene unfehlbare Gotteswort der Boden, in dem Walthers festgewurzelt stand. Als den Sachsen in ihren Wirrnissen alles andere unter den Füßen wankte, blieb ihnen doch die Schrift und das lutherische Bekenntnis fest. Walthers war ja nicht soviel durch unmittelbares und selbständiges Schriftstudium zur Erkenntnis der Wahrheit, zur Klarheit und Festigkeit gekommen, sondern vor allem durch das Studium Luthers; aber er war ja doch kein Lutheranbeter. Die Sünde und bösen Folgen der Menschenvergötterung, die auch er mit Stephan getrieben hatte, haben ihn damals beinahe zur Verzweiflung gebracht. Er fühlte und wußte, daß Luthers Lehre Gottes Wort war. Inwiefern er Luthern folgte, hat er in dem klassischen, durch die ersten vier Nummern des „Lutheraner“ (1844) gehenden Artikel „Von dem Namen Lutheraner“ klargemacht. Bezeichnend für seine Stellung zu Luther ist neben anderm dort die Anführung des Wortes Luthers „So will der Luther selbst nicht lutherisch sein, ohne sofern er die Heilige Schrift rein lehrt“. Und die Schrift war für Walthers ebenso wenig wie für Luther bloß eine mechanische Quelle und Norm seines Lehrens und Handelns. Die Lehre von der Inspiration der Schrift war ihm wie Luthern eine Sache nicht der historischen Prüfung und des logischen Beweises, sondern des Glaubens und der persönlichen Erfahrung, durch die ihm jedes Wort der Schrift „die Welt zu enge machte“. Jedes Blatt, das Walthers geschrieben, jedes mündliche Zeugnis, das er abgelegt, jeder Kampf, den er geführt, zeugt von seinem unerschütterlichen Stehen auf jedem Wort der prophetischen und apostolischen Schriften, von dem bedingungslosen Vertrauen, von seiner tiefen Ehrfurcht und von seiner alles andere beiseite setzenden Liebe gegen dasselbe. Die

Schrift war ihm nicht ein toter Rodex von früher einmal geoffenbarten göttlichen Wahrheiten und göttlich bezeugten Geschehnissen, sondern lebendige, persönliche, direkte Gottesrede an ihn zu seiner und aller armen Sünder Rettung für das ewige Leben. Darum ließ er sich einerseits so wenig wie Luther die vier letzten Bücher des Neuen Testaments den apostolischen Schriften gleichstellen, und scheute sich, die Grenzen des Kanons genau abzustechen; andererseits bestand er unererschütterlich auf jedem Wort der Propheten und Apostel als dem Wort des Heiligen Geistes. Kein Mann, er möge natürlich so begabt sein, wie er wolle, kann etwas großes in der Kirche ausrichten, der nicht unumstößlich auf diesem Boden steht. Nachdem unser Herr gesagt hat: „Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“, und uns durch Paulum hat sagen lassen: — „welches wir auch reden, nicht mit . . . ., sondern mit Worten, die der Heilige Geist lehrt“, ist der bedingungslose Glaube an die Wortinspiration der „prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments“ (F. C. Summ. Begr. 1) eine ebenso heilige und unverletzliche sittliche Forderung wie der Glaube an Christum selbst in allen seinen Worten und Taten. Wer darin den Herrn lügenstrafte, hat dem Heiligen Geist, der auch durch dieses Wort Christi zeuget, daß Geist Wahrheit ist, den Weg verstellt, und wer in diesem Stück auch nur mankend ist, soll und kann in der Kirche nichts großes ausrichten, denn der Heilige Geist, dem er fort und fort widersteht, kann die Fülle seiner Kraft und Gaben nicht über ihn ausgießen. Das ist der Hauptgrund, warum es seit der Reformation in Deutschland und in ganz Europa eine kraftvolle Wiederbelebung der Kirche nicht gegeben hat, warum auch die gegenwärtige Neueinrichtung in der evangelisch genannten Kirche Deutschlands eine erbärmliche Zusammenflückerlei übrig geliebener alter Felsen ist. Es gibt dort unter den führenden Leuten noch so manchen persönlich frommen, gelehrten und natürlich geistestüchtigen Mann, aber nicht einen einzigen, der in der Kraft des Heiligen Geistes vor das deutsche Volk träte mit der prophetischen Erklärung: „Khoh amar adonai Jehovah!“ — Aber dieser Geist des kindlichen unererschütterlichen Glaubens und Gehorsams gegen jedes Wort des Heiligen Geistes durchflutete und durchwaltete Walthers. Sein Herz war voll davon, sein Gewissen darin gefangen, all sein Zeugen und Wirken davon beherrscht und regiert; darum war der Heilige Geist mit ihm in ungehinderter Kraft, darum zündete sein Wort Feuer an und schlug sein Schwert Funken, darum gab Gott gerade durch ihn

seinem Knecht, dem Heilande, große Menge zur Beute und Starke zum Raube.

Aber wie konnte Walthers gerade mit der Lehre von der Kirche und ihrem Amt, mit der er seine Lehrtätigkeit hier begann, so große Erfolge erzielen? — Wer so fragt, ist sich über deren Stellung im Evangelium und über ihre Bedeutung nicht klar. Er brach sie nicht vom Zaun, sondern wurde durch die Wirren in Perry County in sie hineingezwungen. Hier schaffte sie unter den ursprünglichen Gemeinden erst Frieden und Ordnung. In die breite Öffentlichkeit trat er damit erst später. Es wäre das Zeichen eines Pflüchers gewesen, auf dieser Lehre als einem isolierten oder besonderen Stück jetzt Steckenpferd zu reiten. Die ersten beiden Jahrgänge des „Lutheraner“ berühren sie kaum. Erst der öffentliche Kampf Grabaus gegen die zwischen ihm und den Sachsen privatim verhandelte Lehre brachte auch Walthers auf den Plan. Bis dahin treibt er im „Lutheraner“ was? — Recht und Pflicht des Luthertums nach der Schrift, die Rechtfertigung durch den Glauben, Wort und Sakrament als die Gnadenmittel, die Autorität der Schrift, Bekenntnistreue und andere Dinge und am eifrigsten die Lehre von der Rechtfertigung. Ganz naturgemäß. Sie ist das eigentliche Herz des Evangeliums, und sie war es auch ihm. Man muß gerade die ersten Jahrgänge des „Lutheraner“ lesen, um zu erkennen, daß Walthers ganz und gar in dieser Lehre lebte und schier darin aufging. Erst von ihr aus hatte er die Lehre von Kirche und Amt klar erkannt, sie steht im unauflöselichen Zusammenhang mit der Rechtfertigung durch den Glauben mittelst Wort und Sakrament. Sie ist nur ihr Revers, denn die Kirche ist die Gemeinde der durch Wort und Sakrament zum Glauben gebrachten Gerechtfertigten, mit allen Gütern Christi Ausgestatteten und zur Verkündigung der Gnade Berufenen. Das ist ja die Lehre von der Rechtfertigung in ihrer praktischen Verwirklichung. So wird die Lehre von Kirche und Amt auch der Hauptprüfstein für die Reinheit der Lehre von der Rechtfertigung. Letzteres wurde sie auch bei Walthers im Kampf mit seinen Gegnern. Sie schied fort und fort falsches Luthertum vom wahren und tut es noch heute. Aber sie war nie und nimmer der Hauptgegenstand seines Zeugnisses. Das war und blieb die Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glauben an Christum. Das bedarf für jeden, der Walthers Schriften auch nur oberflächlich kennt, keines Beweises. Und er hat diese Lehre gepredigt wie keiner seit Luther.

Unter seiner Predigt von Sünde und Zorn erbebten die Herzen, unter seinem Zeugnis von der Gnade griffen sie zu, jauchzten sie auf, kamen sie zum Frieden und demüthigten sich unter Gott. Walthers zwang den Bequälten förmlich zum Zugreifen, machte die Zagenden der Gnade gewiß. Er war nicht von derselben Kraft in seinen Lehrstunden im Seminar; in der Dogmatik, der „Baierstunde“, war er zwar geistig stets interessant, aber geistlich erschien er oft trocken. Das liegt ja wohl zum Teil in der Natur des dogmatischen Unterrichts, in dem es sich so viel um den begrifflichen Schnitt, um die logische Fassung der Begriffe, handelt — um Verstandesoperationen, bei denen das Herz nicht auf seine Rechnung kommt. Bei Walthers wurde es durch die Beibehaltung des lateinischen Textbuchs und den hartnäckig festgehaltenen Gebrauch der lateinischen Sprache im Unterricht vermehrt. Man merkte selbst Walthers an, daß er hier auf Stelzen ging, und die Mehrzahl seiner Schüler verstand ihn nicht vollkommen, und allen war das tägliche drei- bis fünfstündige „Baier oxsen“, wie sie es studentisch bezeichneten, eine schwere Last, die ihnen die Freude am lieben Gotteswort verkümmerte. Aber was Walthers in der Dogmatik abging, das brachte er als freier Zeuge der Gnade in- und außerhalb der Unterrichtsstunden reichlich wieder ein. Seine Pastoralstunden waren zum großen Teil Seelsorge an den Herzen seiner Schüler, nicht bloß Anweisungen zum Pastorieren. Hier war er allem Leichtsinne, aller Gewissenlosigkeit und Trägheit schrecklich, allen Furchtsamen ein erquickender und ermutigender Tröster. In voller, unbergleichlicher Kraft erschien Walthers in den sogenannten Lutherstunden, die er wöchentlich einmal mit der ganzen Studentenschaft hielt, die auch für Nichtstudenten offen standen, in denen er früher irgendeine der Hauptchriften Luthers mit den Schülern las, später aber auch die Hauptlehren der Schrift, besonders die Lehre von der Rechtfertigung, trieb. Hier, wo er sich mit sorgfältigster Vorbereitung besonders seiner Einleitungen (in denen er von den verschiedensten, meistens praktischen, Gesichtspunkten aus auf sein spezifisches Thema kam, in den Gegensatz, in die Fragen der Zeit oder in die großen Angelegenheiten der Sünderseele eingriff) direkt an die Herzen seiner Schüler richtete und ihre Aufmerksamkeit auf das äußerste zu spannen mußte, wandelte er mit seinem Zeugnis von der Gnade Herzen und schuf Prediger der Gnade, hier pflanzte er etwas von seinem eignen Geist auf viele seiner Schüler fort, erfüllte er sie mit Liebe zu Christo und seinem Wort, mit Eifer am Gottes Haus, um

die Reinheit des Evangeliums, mit Freudigkeit, ihr Leben an irgendeinem ihnen angewiesenen Ort und ohne zu fragen: „Was wird mir dafür?“ in den Dienst Christi zu stellen. — Daß Walthers in seinen Referaten auf Konferenzen und Synoden ähnlich wirkte, ist das allgemeine Zeugnis derer, die ihn dort gehört haben. Seine Vorträge, die im Laufe der Zeit alle Hauptlehren der Schrift behandelten, wurden ihnen zu Stunden der Erkenntnis, der Erquickung und der Stärkung zu neuer, frischer Arbeit.

Aber Walthers Zeugnis ging nicht bloß auf ein lebendiges, tiefes, freudiges und werkeifriges Glaubensleben; es drängte immer zugleich auch auf die reine und genaue Fassung der Lehre. Nicht bloß aus einem dogmatischen Habitus, sondern aus innerster Hochachtung vor jedem Stück des göttlichen Worts und aus der ängstlichen Besorgnis, daß durch Verletzung der Wahrheit Gottes mit menschlicher Weisheit, durch die Irrlehre den Sündern der Weg zur Seligkeit verdunkelt und dem Worte Gottes seine göttliche Kraft zur Rechtfertigung, zur Befehung, zur Tröstung und zur Heiligung geraubt werde. Hierin hatte sein ängstliches Halten am Bekenntnis, seine Betonung der „reinen Lehre“, sein intensives Treiben der scholastischen lutherischen Dogmatik, sein Haß gegen alle falsche Lehre und allen Unionismus, seine oft schroffe Behandlung von Gegnern, sein Unwille gegen die Theorie von den offenen Fragen und ihre Vertreter ihren Grund. Darum hat er wie seit Luther keiner mehr die Scheidung von Gesetz und Evangelium betont, gelehrt, getrieben. Die Vermischung der beiden war ihm die Vernichtung des Worts und seiner Kraft, tausendmal schlimmer als das Irregehen in einem einzelnen Stück der Lehre. Eine so sorgfältige und eingehende Arbeit wie Walthers „Gesetz und Evangelium“ dürfte es sonst nicht geben.

Und Walthers war auch in diesem Punkt nicht bloß ein klarer und objektiver Schulmeister, sondern ein herzerschütternder und herzgewinnender, sieghafter Zeuge. Die Gegner haben ihm oft unchristliche Streitfucht zum Vorwurf gemacht. Das teilt er mit Luther; aber kein Vorwurf ist ungerechter. Er hebte inwendig vor jedem Streit zurück, er fürchtete sich immer vor seiner eigenen Ohnmacht, er besorgte davon immer Schaden für Gottes Reich, er stellte die Behandlung der Lehre von der Gnadentwahl bis gegen das Ende seines Lebens zurück, weil er Streit und Trennung der Kirche davon befürchtete. Und als er der Behandlung nicht mehr aus dem Wege gehen konnte und die '77er Altenburger Synodalversammlung her-

anrückte, da hat er in großer Sorge um die Zukunft der Kirche die gesamte Studentenschar, für ihn um den Heiligen Geist und für die Synode um die Erhaltung der Einigkeit zu beten. Nie, auch nicht in den ersten Wirren, hat er innerlich so vollständig darniedergelegt, hat er so flehentlich gebetet als in den Tagen, da das Feuer des Streits entfacht war und alles zu zerstören drohte, was Gott hier in langer Zeit so herrlich aufgebaut hatte. Aber als dann der Streit da war und ihn mit Wort und Schrift auf den Plan forderte, da wandelte sich das zitternde Lamm in einen kraft- und siegesbewußten Löwen. „Ihr wollt Krieg, so sollt ihr Krieg haben!“ So oft er auf dem Plan stand, „wurde seine Freudigkeit wie eines Einhorns“ (Num. 23, 22) und die Kraft seines Zeugnisses riß alles mit sich fort, was aus der Wahrheit war, oder brachte die aus Schwachheit Irrenden wieder zurecht. Daß sich damals alles, was außerhalb der Synodalkonferenz lutherisch hieß, wie ein Mann gegen Walthers erhob, daß frühere verbißene Feinde in diesem Streit eine Gelegenheit sahen, an Walthers ihr Mütchen zu kühlen, daß Ohio abfiel und etliche Missourier mit sich zogen, betrübt Walthers bis ins tiefste Herz, aber es war doch nicht zu verwundern. Ein Wunder der Gnade aber war es, daß die Synodalkonferenz nicht ganz in Stücke ging und daß die Missourisynode im ganzen unverfehrt, ja, mit den Wisconsinern, innerlich gestärkt und gefestigt aus dem Streit hervorging. Denn im Streit um die Lehre von der Gnadenwahl hatte Walthers nicht um eine einzelne Wahrheit gegen einen vereinzelt Irrtum, sondern um das Ganze des Evangeliums und die Autorität des göttlichen Wortes gegen die Oberhoheit alles dessen, was menschliche Vernunft ist, zu kämpfen. Daß er aus diesem Streit siegreich hervorging und die Kirche zu dem freudigen Bekenntnis brachte: Gottes Wort ist auch dann je gewißlich wahr und ein teuer wertenes Wort, d. h. aller Annahme wert, wenn auch die gesündeste natürliche Menschenvernunft einen unleugbaren Selbstwiderspruch darin findet, das steht in der Kirchengeschichte seit der Apostel Tagen einzig da. Zu Luthers Zeit kam diese Lehre in der lutherischen Kirche nicht in Streit. Sein Buch vom geknechteten Willen war gegen einen draußen stehenden Humanisten gerichtet. Und wenn die Konfessionsformel auch in diesem Artikel die Zustimmung der meisten Pastoren fand, so geschah das nicht nach jahrelanger allgemeiner Diskussion der strittigen Punkte und nicht mit voller Erkenntnis und freudiger Bereitwilligkeit, sondern zum großen Teil, weil fürstliche Gewalt Frie-



den diktierte. Bei uns war es allein das klare und gewaltige Zeugnis Walthers und seiner Mitstreiter, was die heutige Synodalkonferenz freudig um seine dreizehn Thesen scharte.

Als geisterfüllter Zeuge der Gnade an die armen Sünder, als unerschütterlicher Bekenner der reinen Gotteswahrheit und als unermüdlischer, sich selbst verleugnender Arbeiter hat Walthers das geschaffen, was heute in der Synodalkonferenz und allem, was aus ihr hervorgegangen, vorhanden ist. Die Ausbreitung der Missourisynode und der mit ihr verbündeten Kirche ist — gerade bei ihrer Bekenntnissstrengung und Erklusivität, bei ihrer Zucht in Lehre und Leben und bei ihren großen Schwächen, die wir später berühren wollen, ein Wunder vor aller Augen. Es ist unnötig, die Zahl ihrer gegenwärtigen Anhänger und ihr großartiges Kirchenwesen vorzuführen. Woher dies schier beispiellose Wachstum? — Walthers hatte ein bedeutendes Organisationstalent, das ist wahr. Er hat der Lokalgemeinde und seiner Synode eine wirksame Verfassung gegeben, nicht, wie man drüben in Unwissenheit oder aus Bosheit gesagt hat, nach dem hier vorgefundenen politischen Muster, sondern auf Grund der in seinen einschlägigen, schon genannten Büchern vertretenen Lehre von der Kirche und ihrem Amt. Aber die demokratische Verfassung hat die Leute nicht angelockt und Missouri nicht groß und stark gemacht. Das haben andere Kirchenkörper hier auch, ohne denselben Erfolg. Im übrigen ist es nicht die demokratische, sondern die monarchische und zwar die hierarchische Verfassung, die auf Erden sich am wirksamsten erwiesen hat, wie am Papsttum und an der Freimaurerloge zu sehen ist. Aber Verfassungen, Einrichtungen, Systeme sind an sich tote Dinge und sichern keine Erfolge; es sind die Männer, die geistigen Kräfte, die hinter dem System stehen, und die Arbeit, die sie leisten. Auch in seinem Gnadenreich hat Gott die Erfolge an treue und fleißige Arbeit gebunden, obwohl er die Größe des Segens seiner Macht vorbehalten hat. Missouri ist durch Walthers und seiner Schüler, der missourischen Pastoren, Professoren, Lehrer, Vorsteher und Laien, Arbeit groß geworden. Sie haben sich in die Zeit geschickt, d. h. die ihnen von Gott gegebenen Gelegenheiten mit großer Treue und besonderem Eifer ausgenutzt. Sie haben, um mit Luther zu reden, gekauft, weil der Markt vor der Thür war, eingesammelt, weil es schien und gut Wetter war. Wer an die Arbeit der früheren missourischen Reiseprediger denkt, wird an die Arbeitsamkeit Pauli erinnert. Wir haben die zu keiner Zeit der Kirche dagewesene Erscheinung Hundertter von Schule haltenden Pastoren, von denen etliche unter den karg-

lichsten Ernährungsverhältnissen neben der Pastorenarbeit in einer oder sogar mehreren Gemeinden bis ins hohe Alter hinein, ja bis an ihr Lebensende Gemeindefchule gehalten haben. Und es sind noch heute Hunderte von solchen Pastoren da, nachdem die Gemeinden doch wohlhabend geworden sind. Und fleißigere Arbeiter in ihrem eigenen Amt als die missourischen Pastoren dürfte schwerlich irgend eine Kirchengemeinschaft aufzuweisen haben. Sie haben so gearbeitet ohne Zwang und ohne irdische Vergeltung, um der Liebe Christi willen, um Seelen zu retten, aus Eifer um das Haus des Herrn. Auch das ist auf Walthers Geist, auf seine Bekenntnistreue und auf sein eigenes inspirierendes Vorbild zurückzuführen. Walthers war Christ, Psycholog und kirchlicher Staatsmann genug, um zu erkennen, daß die Kirche ohne besondere Bildungsanstalten keine tüchtigen Prediger und Lehrer des Evangeliums, die doch zur Erbauung, Sammlung und Vollendung des Leibes Christi unentbehrlich sind, gewinnen kann, und daß die Kinder der Kirche ohne christliche Schulen nicht zu tüchtigen Christen erzogen werden können, darum gründete er mit seinen Kollegen sofort eine Anstalt, die Elementarschule, Gymnasium und Seminar zugleich war, richtete sofort in jeder Parochie eine Gemeindefchule ein und gab die Devise aus: Neben jede lutherische Kirche eine lutherische Schule! Aber er stellte in alle diese Anstalten und Schulen auch Männer von seinem Geist und seinem Arbeitseifer, die mit ähnlicher Treue wie er ohne Raft und Ruhe wirkten. So wurde er der Gründer der lutherischen Gemeindefchule in diesem Lande und schuf damit eins der Hauptmittel zum Wachstum der Kirche. Wie stark Walthers die Gemeindefchule betonte, geht unter anderem aus der zwölften seiner Thesen über Kirchengemeinschaft (Synodalk.-Bericht 1873) hervor: „Es ist ein schreiender Widerspruch wider das Bekenntnis, wenn eine lutherisch sich nennende und lutherisch sein wollende kirchliche Körperschaft keinen Ernst und Eifer beweist, rechtgläubige Gemeindefschulen, was an ihr liegt, in Gang zu bringen, wo sie nicht vorhanden sind.“ Und über Prediger- und Lehrerausbildungsanstalten sagt er in These 16: „Es steht im genauen Zusammenhang mit dem Bekenntnis, daß jede lutherische Synode an ihrem Teile allen Fleiß anwendet, rechtgläubige Lehranstalten zur Heranbildung treuer und tüchtiger Prediger und Schullehrer für die Erhaltung der Kirche ins Leben zu rufen und erhalten zu helfen.“

Und wie hat Walthers gearbeitet! Er hat nicht bloß auf einem bestimmten Platz seinen Posten treu verwaltet und jede ihm auf-

getragene Arbeit gewissenhaft absolviert wie jeder gewöhnliche tüchtige Beamte oder Angestellter, — wer schreibt einem Führer des Ganzen, einem Moses, Paulus, Luther das tägliche Maß seiner Arbeit vor! — Walthers stand auch als Beamter auf jedem besondern Posten, als Pastor, Professor, Präses, voll seinen Mann. Aber das war in seiner Aufgabe ja nur Nebenwerk, viel davon Routinearbeit. Seine Gedanken, Sorgen und Bestrebungen gingen aufs Ganze. Er wurde wie Paulus täglich angelassen und trug Sorge für alle Gemeinden. Er hatte unablässig die rechte Verkündigung des Evangeliums innerhalb der Synode, die Ausbreitung desselben über ihre Grenzen hinaus, den Ausbau der Lehranstalten, die Vertiefung und Befestigung der Gemeinden und Pastoren, die Tüchtigkeit des Gemeindefchulwesens, die Erhaltung der Lehrreinheit und treue Handhabung der Zucht, die Gewinnung ehrlicher Gegner, die Überwindung der hartnäckigen Feinde auf dem Herzen. Er ließ sich nicht von den Verhältnissen treiben, er trieb sie; er war ihnen stets voraus, er schuf sie zum Teil und drückte ihnen sein Gepräge auf, er suchte jedes Stück der geoffenbarten Wahrheit der Kirche zum Eigentum zu machen, jedes Stück des Willens Gottes in seiner Synode zu verwirklichen, jedem Irrtum zu wehren und jede falsche Praxis auszurotten. Er war der Atlas seiner Synode. An ihn wandte sich schließlich alles in den privatesten Bekümmernissen des Herzens und in den größten Angelegenheiten des Reiches Gottes. So war sein ganzes Leben eine täglich wiederkehrende Nervenspannung und ein nur selten siltierter intensiver Verbrauch seiner geistigen und körperlichen Kräfte. Was hat dieser Mann mit dem kleinen, gebrechlichen Körper von Jugend auf bis in ein hohes Alter gebetet, studiert, gewacht, seinen Kopf zerbrochen und sein Herz zermartert! Wieviel hat er geschrieben! Was ist er gelaufen und gefahren, zu Land und zu Wasser gereist! Wieviel hat er gepredigt, doziert, referiert, Vorträge gehalten, disputiert und gekämpft! Es gilt ja wie von Luther 2. Kor. 11 in hohem Maße auch von ihm. Kein Wunder, daß er ein paar mal fast vollständig zusammenbrach und dem Tode nahe kam, sogar den Verstand zu verlieren einmal in höchster Gefahr war. Ein Wunder, daß Gott ihn so lange erhielt, um sein Werk zu vollenden. Er hat viel von diesem Arbeitsgeist auf seine Schüler und Synodalgenossen verpflanzt.

Dem Eifer Walthers um die Reinheit der Lehre und Ausbreitung der Kirche stand seine Sorge für die schriftgemäße Gestaltung des kirchlichen Lebens zur Seite. Auf sein Buch von Kirche und Amt folgte sein Büchlein „Die rechte Gestalt“. Der Zu-

halt ist allzu bekannt, als daß wir hier nötig hätten, auf Einzelheiten einzugehen. Aber was diese Bücher lehrend fordern, das hat Walthers durch seinen Geist, den er Pastoren, Professoren, Lehrern und Laien mehr oder minder mitzuteilen die Gabe besaß, innerhalb der Missourisynode und weit über ihre Grenzen hinaus in diesem und in andern Ländern in großem Maße verwirklicht. Die missourische Gemeindeform ist schier mustergültig, vor allen Dingen in dem von Gottes Wort geforderten Teil. Wir erinnern hier neben der eben erwähnten Einrichtung der Gemeindegemeinschaft für die Jugendzucht nur noch an Beichtanmeldung, Abendmahlspraxis und die Kirchenzucht. In allen diesen Dingen hat es, auch der Handhabung nach, im großen und ganzen in der Missourisynode besser gestanden als anderswo.

Besonderer Erwähnung verdient die missourische Handhabung der Logenfrage. Wie Walthers selbst darin stand, hat er unter anderem auf der zweiten Versammlung der Synodalkonferenz in der neunten These über Kirchengemeinschaft festgelegt. Er sagt da: „Dieser Widerspruch (der Praxis gegen das Bekenntnis) findet ferner statt, wenn nach wie vor Glieder ihrer Gemeinden auch Glieder geheimer Gesellschaften sind, und von den betreffenden Pastoren weder ein gründliches öffentliches Zeugnis in der Predigt wider diese Gesellschaften erhoben und ihre Schrift- und Glaubenswidrigkeit ins klare Licht gestellt wird, noch die einzelnen Logenbrüder in besondere seelsorgerliche Unterweisung und Pflege genommen werden.“ — Man beachte, daß dieser Satz die Mindestforderung unserer Behandlung von Logengliedern innerhalb der Gemeinde enthält. Sie setzt voraus, daß Logentum und Christentum zwei absolut unvereinbare Dinge sind. Diese Stellung finden wir schon klar ausgeführt und mit großem Nachdruck im fünften und sechsten Jahrgang des Lutheraner betont, und zwar in dem mit Recht berühmt gewordenen Gespräch über die Frage: „Darf ein Christ sich den sogenannten geheimen Gesellschaften anschließen?“ Und aus allem, was Walthers später noch über die Frage geschrieben und veröffentlicht hat, geht klar hervor, daß er Logenbrüder unter keinen Umständen in einer christlichen Gemeinde geduldet wissen will. Seine Forderung ist vielmehr die, daß nicht nur jeder Pastor „öffentliches Zeugnis in der Predigt“ wider die Loge erheben und die Widerchristlichkeit derselben klar zeigen, sondern auch jedes Logenglied in der Gemeinde sofort in besondere Seelsorge nehmen soll. Er will mit dem letzteren einerseits der gleichgültigen, gewissenlosen Duldung, anderer-

theils dem ebenso bequemen und ebenso unchristlichen einfachen mecha-  
 nischen Ausschluß der Logenbrüder aus der Gemeinde entgentreten.  
 Weil solche Gemeindeglieder als solche ja unter der Seelsorge des  
 Pastors sind, durch ihre Logenmitgliedschaft aber in großer Gefahr  
 ihrer Seele stehen, Christum verleugnen und der ganzen Christen-  
 heit „schwere Argernisse“ geben, so muß der Pastor auch an  
 ihnen sein Seelsorgeramt durch „besondere“ Pflege ausrichten.  
 Die soll nicht aufhören, bis der Betreffende entweder ge-  
 wonnen oder als ein Unchrist offenbar geworden ist. Zu-  
 gleich verwahrt sich Walthers vor dem Mißverständnis seiner An-  
 weisung, als wolle er solche Logenglieder nach ein- und abermaliger  
 nutzloser Vermahnung einfach in Ruhe gelassen und geduldet wissen.  
 Die seelsorgerische Unterweisung müsse mit Liebe und Geduld geübt  
 werden, aber allein dann sei sie rechter Art, wenn sie den Ermahnten  
 zur Entscheidung bringe. Wenn die Privatseelsorge das nicht aus-  
 richte, so müsse man ihn nach Matth. 18 zunächst zu zweit oder zu dritt  
 ernstlich vermahnend und es, wenn auch das nichts fruchte, der Ge-  
 meinde sagen, die ihn nach vergeblicher Ermahnung von sich tun solle.  
 Wo aber eine Gemeinde zu verständiger Zuchtübung gerade in der  
 Logensache nicht reif ist, soll der Pastor ihn doch vom Genuß des heiligen  
 Abendmahls und von der Absolution ausschließen. Unter keinen  
 Umständen will Walthers einen Logenbruder als Gemeindeglied auf-  
 genommen oder zum Abendmahl, außer in periculo mortis, zuge-  
 lassen wissen. Er stand aber so, daß man einen in der Gemeinde  
 vorgefundenen Logenbruder in der ersten Zeit der besonderen Ver-  
 mahnung zum Sakrament zulassen solle, solange er noch als ein  
 Schwacher angesehen werden müsse. Wir werden zu dem letzten Punkt  
 später etwas zu sagen haben. Aber so viel ist klar, daß Walthers reine  
 und absolute Scheidung vom Logenwesen vollzogen wissen will. Der  
 Mann, der jede Union mit falschem Bekenntnis und widergöttlichem  
 Wesen bis in den Tod bekämpfte, wollte auch mit dem „gözendiene-  
 rischen“ Logenwesen nichts zu schaffen haben. Er sah wohl, daß er  
 damit auf einen großen und einflußreichen Zuwachs für die Kirche  
 verzichte, ja, ihr im Logentum einen mächtigen und hinterlistigen  
 Todfeind — darin nur dem Papsttum selbst vergleichbar — schuf;  
 aber darin bestand ja seine Größe und darauf beruhte seine Gewalt  
 und sein Erfolg, daß er von dem klar erkannten Gotteswort auch in  
 dem geringsten Stück unter keinen Umständen und um keinen Preis  
 abzubringen war. In seiner Treue lag seine Gewalt.

In der Missouri-Synode ist ein merkwürdig intensiver Korpsgeist,

ein stark ausgeprägter Synodapatriotismus, ein festes Zusammenhalten nicht nur gegen alle Feinde, sondern auch gegenüber befreundeten Synoden vorhanden. Vergeblich haben bisher die Feinde in ihre Mauern Bresche zu legen, in diese macedonische Phalanx einen Keil zu treiben versucht, umsonst auf ihr Auseinanderfallen gewartet und ihre Auflösung prophezeit. Sie hat bisher jede Gefahr bestanden, jeden Sturm abgeschlagen. Aus der Feuerprobe des Gnadenwahlstreits ging sie verjüngt und gestärkt und gefestigter als je hervor. Daran ist ein ganz Teil Menschliches, und manches Häßliche hat sich daran gehängt. Aber in der Hauptsache ist es ein christliches, geistliches Ding — das Bewußtsein der Einigkeit im Geist, in der reinen Lehre des Evangeliums, des echten Luthertums, das Gefühl besonderer, köstlicher Brüderschaft, die unter allen Umständen zu halten und zu pflegen ist. Auch dies hat Walthers großer Geist geschaffen. Wenige Große in der Kirche haben kräftiger und erfolgreicher Schule gemacht als er. Schon was er von außen an sich zog an Franken, Hannoveranern, Ohioern, Illinoisern, Wisconsinern und andern verfiel dem Bann seines Evangeliums, seines Zeugengeistes und seiner geheiligten Persönlichkeit. Wer mit ihm in persönliche Berührung kam, mußte ihn lieb gewinnen und brachte ihm unwillkürlich Verehrung entgegen, und das je länger je mehr. Die andern waren alle seine unmittelbaren oder mittelbaren Schüler. Drei Jahre St. Louis genügte, um ein Walthertianer zu werden in der Lehre und in der Liebe. Walthers betonte nicht nur die Reinheit der Lehre aufs stärkste, sondern schuf auch das Bewußtsein, die reine Lehre im Vollmaß zu besitzen und den Eifer, sie mit allen Kräften unter allen Umständen zu halten und sie auszubreiten. Dazu kam die gleichartige Schulung aller, der intensive einheitliche Drill, der die gleichen Formen der Anschauung, des Denkens, des Amtierens schuf und Missouri zu einer kirchlichen preussischen Armee machte. Die in der Synode gegründeten Anstalten und von ihr begonnenen Unternehmungen verkörpern für jeden Missourier ein Stück Waltherschen Geistes, das als ein köstliches Erbe unterstützt und gestärkt werden muß. Das ist das Herrliche der missourischen Einigkeit.

Ob wir aber von Walthers und der Missourisynode scheiden und zur Schilderung der Wisconsinynode übergehen, müssen wir, um das uns von Walthers hinterlassene Erbe voll zu würdigen, auf einen Punkt besonders eingehen. Aug. Pieper.

(Fortsetzung folgt.)

## Historical Survey of John's Letters to the Seven Churches of Asia. \*)

---

“The more closely we study the N. T. books and compare them with the natural conditions, the localities, and the too scanty evidence from other sources about the life and society of the first century, the more full of meaning do we find them, the more strongly impressed are we with their unique character, and the more wonderful becomes the picture that is unveiled to us in them of the growth of the Christian church. It is because they were written with the utmost fulness of vigor and life by persons who were entirely absorbed in the great practical tasks which their rapidly growing organization imposed upon them, because they stand in the closest relation to the facts of the age, that so much can be gathered from them. They rise to the loftiest heights to which man in the fulness of inspiration and perfect sympathy with the Divine will and purpose can attain, but they stand firmly planted on the facts of earth.” These are the words of Sir W. M. Ramsay, a man who spent a good share of his life in Asia Minor in the very lands where St. Paul and St. John labored, searching out every possible means of information that might throw light on their writings and enable us to understand the better the problems which confronted them and the solution which they found as it is recorded in their writings.

Paul and John were men whose souls were filled with the greatness of one thought: the glory of God which they beheld in the face of His Onlybegotten, but that ideal did not reduce them to the level of idle dreamers, on the contrary it made them the most practical of men for it is the secret key to the understanding of life and men, because it reveals the secret thoughts of the Creator of life and men. They rise to the loftiest heights to which man in the fulness of inspiration and perfect sympathy with the Divine will and purpose can attain, but they stand firm-

---

\*) This essay by the Rev. A. P. Sitz was read before the West-Wisconsin District of Joint Synod of Wisconsin and other States, in session at Columbus, Wisconsin, June 28 to July 3, and is by resolution of said body herewith submitted to the readers of this magazine.

ly planted on the facts of earth. From this point of view I am going to ask you to approach with me a portion of N. T. Scripture which has always seemed peculiarly fascinating to me: St. John's Letters to the Seven Churches.

John had been exiled by Roman officials to the insignificant island of Patmos in the Aegean sea. Nor may we suppose that his fate was the more lenient form of exile reserved for Romans of good standing who had transgressed in some way. His banishment came at a time when the punishment for Christianity took the severer form of death as a rule. In John's own words, he was in Patmos for the word of God and the testimony of Jesus, partaker with you in tribulation. The German historian Mommsen explains that there was a severer form of banishment and that is known to have been the fate of many Christians. It was the penalty inflicted upon humbler criminals, provincials, and slaves. It was a fate worse than death. The poor victims were kept in chains, were poorly clothed, underfed, bedded on the bare floor in an unventilated prison, and worked under the lash of a military overseer. Though we might wish to think otherwise, it is highly improbable that the fate of the apostle was lighter, especially not in view of his allusion to his tribulation. He was cut off from his beloved churches and the most galling fact of all: he was reduced to inactivity when his alert mind saw a thousand things to do and when in the hour of trial his presence with the churches seemed so necessary. He could do nothing, he could only think about his churches and pray for them as he went about his daily drudgery. Many sank into despair and insanity in such surroundings. John rose above the misery of his daily life knowing himself even in his chains to be a king and a priest of Him who had washed him from his sins.

In the loneliness of his exile the apostle's mind ever turned to his beloved churches in Asia Minor where the labor of his best years had been bestowed. And then His Lord showed him in visions the future development of these churches. Primarily these visions are concerned with the Asiatic churches, with their present condition and their fate in the future, but these churches readily become types representing the whole church, and their victory or their defeat, their glory or their shame picture the fate of the church militant to the end of time.



However the apocalyptic form of this book of Revelations does not satisfy the apostle's practical turn of mind. He is above all the bishop, the pastor. For him the kingdom of God on earth is established only there where the glory of God in the face of the Lord Jesus Christ penetrates the daily affairs of men. In the light of that glory, as Paul says: "old things have passed away, behold, all things are become new." Yet all human things are old, the stamp of decay and death is upon them. But in the person of the Godman, who walked upon this earth 1900 years ago, there appeared the fountain of eternal life and youth, who can renew our lost youth like the eagle's and can set all things in human life into their proper relation. And there is no manifestation of act or thought in the life of a Christian that shall remain unaffected by the fact that he has seen the glory of his God in the face of the Son of Man. Hence the gospel does not produce visionaries but practical men. For even though the gospel does lift up the heart of man above the things of this life into the very heavens, it will make him all the more careful lest his feet be soiled in the mire of this world. Hence he must judge all things in life as one having the eyes of his understanding enlightened. And in this John, the faithful bishop of his Asiatic churches, wants to assist them. The apocalyptic form of the rest of the book of Revelations does not satisfy this desire, it does not bring him into close enough relation to his churches. The personal touch is lacking. He turns to that other literary form, the epistle, which had undergone a peculiar development in the hands of the apostles of Jesus and which had proven itself peculiarly adaptable to the establishment of that practical contact with life without which the gospel must remain a mere ethical theory. And thus originated the Letters to the Seven Churches, a mere episode in a great work of literature, yet disclosing an intimate knowledge of all these churches. In each case as he wrote the letter the church addressed stood before his mind in its reality and its life. And he addressed it directly with the same overmastering earnestness and sense of responsibility that breathes through the letters of Paul.

A few remarks concerning communication by letter in the Roman empire in the first century might not be amiss at this juncture. Travelling and correspondence by letter are mutually

dependant. There is no incentive to letter-writing where there is no travel. But the Wanderlust is one of the inborn traits of men, hence the writing of letters dates back perhaps to the beginnings of history. But a highly developed epistolary intercourse can only exist under circumstances guaranteeing a reasonable certainty that a letter will reach its destination. In the Roman world empire of the first century this condition was fulfilled better than ever before so far as our knowledge of such things goes. There was indeed no general postal service as we know it. The Imperial government maintained its own service for its own correspondence. Its messengers travelled over the net of Imperial highways stretching over the vast empire, and thus the officials of the province kept in touch with the central government at Rome. Similarly the great trading companies and banking houses maintained their own staff of letter-carriers in order to carry on their worldwide business.

The infant church being a vigorous organism and being conscious of its worldwide duty soon felt the need of some organization that it might work out its own purposes and maintain itself against the disintegrating influences of surrounding paganism. The destruction of Jerusalem removed (for a long time at least) all possibility of a localized centre for Christianity and made it clear that the centralization of the Church could only reside in an idea. This thought had found expression even in the creed where the Church is described as the communion of saints. And the intercourse between the widely scattered local churches was one of the most important factors in furthering this idea. One can hardly overstate the influence which the intercourse between the separate congregations had upon the development of the church even in the earliest times. Most of the documents of the N. T. are products and monuments of this intercourse. All attest with numberless details the vivid interest which the scattered communities took in one another.

The letters of Ignatius, whose martyrdom for The Name's sake (120?) comes only a few decades after the death of John, give several striking illustrations of this regular and intensive intercommunication. He is on his way to Rome to pay with his life for confessing the name of Jesus. The news spreads rapidly. While on his way in Smyrna representatives of the churches in

Tralles, Magnesia, and Ephesus visit him with words of cheer. He is taken to Troas, where certain news reaches him from the church in Antioch which he had not known at Smyrna. He gives directions to call a council of the church in Smyrna and sends a messenger to congratulate the church in Antioch. He is informed that the church in Rome is aware of his coming and is thinking of him in brotherly love. Such active intercommunication is out of the question unless we take it for granted that the church too had organized a system of communication along the great trade routes of the Empire, just as the state and the great business houses had theirs. This communication was under the supervision of the bishop. And was not that hospitality which even the apostle Paul so earnestly desires in a bishop at least partly demanded by the necessity of providing for the proper care of these Christian messengers, who could not very well be sent to the filthy pagan inns?

If then we find a well-regulated system of communication among the Christian churches in the time of Ignatius, it is not a far cry to suppose at least the beginnings of this system to have existed 30 years earlier in the declining years of John's life. And therein most likely lies the answer to the question why John elected to address just these Seven Churches. They were, with the exception of three, not the most prominent churches in Asia. Neither did he select them at random, or for the first time. That is precluded by the fact that he alludes to them as *the Seven Churches*, hence a wellknown group. Dr. Hort in his introduction to 1 Peter has called attention to the fact that the peculiar order in which the different districts are enumerated there has its origin in the fact that a messenger following the ancient highways would reach them in that order, if he began at the most eastern point. There is something similar here. A messenger starting from the seaport Ephesus and visiting the Seven Cities in the order named would be following prominent ancient highways for the whole distance and would describe a figure almost a circle if he then returned from the last city on this circuit, Laodicea, to his starting point, Ephesus. In making the last lap of this circuit from Laodicea back to his starting point the messenger would pass through other cities larger than some of those mentioned, cities whose churches were more important than some

of those among the Seven, as for instance Colossae, Magnesia, and Tralles. Why were not these included in place of Sardis and Laodicea, churches which the apostle considered dead? Did he ignore them because they did not fit into his literary scheme, did not suit the picture of the Catholic Church of all times which he desired to draw? No, that is not the answer, neither is it the way in which a truly great man works. The answer is hinted at in the letter to the church in Philadelphia. That church is designated as "a door". Beyond it to the east lay the great Phrygian plateau with its cities and infant churches, which could easily be reached from Philadelphia over the great highway leading from the harbor of Smyrna through Philadelphia to the East. In the same manner all the other cities in this group of seven were doors, that is centers of communication, from which districts more remote from the main arteries of communication could be reached. Let us suppose that the apostle desired to send some communication to all the Christians of Asia Minor in those times of great stress. A messenger bearing his message would make the circuit through these Seven Cities leaving a copy of the communication in each city in the hands of the local episcopus. He could at once send his own messenger into the outlying districts and thus in a very brief time the whole Asian church could become acquainted with the apostle's message.

The fact that John managed to send this book of Revelations from his exile, from an island that lay outside the usual trade routes, speaks volumes for the active intercourse between the early Christians. Any word coming from him, the last survivor of that faithful band of men whom the Lord Jesus had personally sent unto men, would be received as if coming from another world.

Like a man examining a chain of precious jewels John represents his Lord as holding in his hand a chain of seven stars and these seven stars are the angels of the Seven Churches. These angels have usually been interpreted as representing the ministers of the churches. The message which the Author has to impart to each church is addressed to the angel, that is the episcopus, and that is perfectly in keeping with the system of communication for the episcopus received and dispatched all communication.

Nominally the Author addresses the angel but in reality the message is to the whole church.

As we follow the Author in his criticism of these churches, we shall catch only a few glittering rays as he turns over each jewel in His hand. My object is not a complete exegesis of the text of these letters but only a historical survey, that is, I wish to show that the Author's criticism of these churches is not a mere allegory or literary fancy invented for the purpose of teaching a lesson to future generations but is based on historical facts.

John addresses himself to the peculiarities of each of these churches, but aside from minor considerations there are two thoughts running through all the letters pointing out the double danger against which the church had to take a stand at that time; the one *secret*, lurking within the camp, *the Nicolaitan principle*; the other *open and declared*, *the Imperial Idolatry*. The Nicolaitan heresy is mentioned, or at least alluded to throughout the letters, but it is discussed in the letter to Pergamos and especially in the letter to Thyira. For that reason I shall group these two letters together towards the end, not following the Biblical order. And as to the might of the Empire which sought to crush out the life of the church the Author sets over against that the far greater might which belongs to the victorious Christian. And that is especially apparent in the letter to Philadelphia, which I shall take up last of all.

Our object then is *a historical survey of the Seven Letters*. Before I enter upon the subject proper I should like to state that for all my historical references I am indebted to the writings of Prof. W. M. Ramsay, whom I quote frequently in the course of this discussion.

## EPHESUS, THE CITY OF CHANGE.

We are accustomed to look upon the features of nature, the relations of mountains and valleys, of land and sea as being permanent when compared to the constant changes in the affairs of men. Yet in the case of Ephesus, the first one of these Asian cities to which we turn our attention, even the great features of nature that surround it bear the stamp of change upon them. The modern traveller looking from the ruins of ancient Ephesus towards the sea six miles away would not imagine, if he did not

know from history that this once was a great harbor. Yet history traces the physical appearance of this site to a time when the present river valley was an arm of the sea extending up beyond the site of the ruins of Ephesus that are now visible. But in the course of centuries the river has carried so much silt down into the valley as to fill it up more and more. This change in the shape and location of its harbor was the cause of several changes in the location of the city. At least three times it was moved out of its place, to use the phrase which the Author uses in the letter.

And this changeableness found expression in the character of its people. The fact that Great Britain is an island has had its peculiar influence upon the development of the British character, so why may it not be true that the unstableness of the natural surroundings of Ephesus left its imprint upon the character of the Ephesians? About 1100 B. C. a colony of Greeks from Athens settled here driving out part of the local Anatolian population. Asia Minor was the battle ground where Greek and Oriental culture clashed. But from the beginning it was evident that Ephesus was not so faithful to its Greek ideals as for instance Smyrna to the north of it. Greek religion was anthropomorphic, the Oriental religion of Asia Minor stood on the lower plane of animalism, representing the gods in the form of animals, in Ephesus for instance in the shape of a queen bee. These Greek colonists at Ephesus must have felt the superiority of their own religion and culture, still perhaps out of reasons of polity they joined in the local animal worship and retained it beside their own worship. And that was no doubt the reason why the city was not destroyed when in 560 B. C. it was captured by King Croesus, who was an Oriental. He found here a people pliable enough to adapt themselves to Oriental ways and views. When this same Lydian conqueror captured the Greek colony Smyrna, he destroyed it for Smyrna was faithful to her Greek ideals. It is almost amusing to follow up throughout the history of ancient Ephesus the constant change from the worship of the queen bee to the worship of the Greek goddess Artemis as either Greek or Oriental conqueror swept over the land. And the record of that change in its religion and culture is engraved on the coins that were struck during those periods.

It is clear from these remarks that the past history of Ephesus suggested two ideas to the mind of the Author: it had always played an important part in the affairs of Asia Minor, yet it had ever lacked constancy in any cause.

Bearing these facts in mind the text of the Author's letter to the church in Ephesus reveals to us how keen an understanding of life and men and how true a contact with the life of the church belonged to him whom ruthless circumstances seemed to have condemned to be a dreamer of dreams.

*These things saith he that holdeth the seven stars in his right hand, he that walketh in the midst of the seven golden lamps.* A very appropriate address to be used for the opening of the letter to the church in the leading city of the province though not its capital. The leaders of the Christian church had from the beginning looked upon Ephesus as the centre of the Asian churches and on account of this fact Ephesus might also be said to be in the midst of the Seven Churches. Hence in this form of address the Author pays a compliment to the Ephesian church by pointing out a characteristic in which he is like unto this church: he walketh in the midst of the Seven Churches.

According to the general plan of the letters the Author now proves his full acquaintance with the character and achievements of the church. *I know thy works, and thy toil and patience, and that thou canst not bear evil men, and didst try them which call themselves apostles, and they are not, and didst find them false; and thou hast patience and didst bear for my name's sake, and hast not grown weary.* Lying at the Asian head of one of the great world highways Ephesus was visited by many Christian travellers. Ignatius shortly after the time of John refers to the city as "the passageway of those who are slain unto God," i. e. as the place through which must pass those Christian confessors who were on their way to Rome to pay with their life for confessing the name of Jesus. Among those Christian travellers passing through Ephesus there were no doubt many passing as Christian teachers, but the Ephesian church tried them all and unerringly detected and rejected the false. Neither had the inconvenience and the temporal losses, yes, the persecution that had come upon them for the sake of the name of Christ made them weary.

Yet neither the ability to detect the false apostles unerringly, which denotes a keen understanding of the gospel truths, nor the courage to suffer for the Name's sake, which denotes a heart that has tasted of the grace of God, was sufficient to counteract the natural failing inherited from their fathers: a change was beginning to creep into the church: *I have this against thee that thou didst leave thy first love*. They no longer deserved that unqualified praise which Paul bestowed upon them about 30 years before, when he informs them that the report of their faith and love had reached even him, who was a prisoner at that time awaiting trial in Rome. The intense enthusiasm of the young church had cooled in the next generation.

Human history is a history of degeneration, neither is the church immune from this consequence of the fall of man. Its history is a history of degeneration interspersed at great intervals by certain startling events or by the rising up of some great personality, agents in the hands of God by which he renewed in the hearts of his people the vision of His glory in Christ. And therein lies the regeneration of the church. Such a startling event was the Babylonian captivity of Israel, such gigantic personalities were men of the stamp of Moses or Luther. Now the evil of Ephesus is still curable. It is not like the lukewarmness of Laodicea, upon which the sentence of death is pronounced. The cooling of the first Ephesian enthusiasm was a failing which lies in human nature. It may be corrected, if in no other way then the Lord himself will supply the correcting stimulus and it will be some startling event: *Remember therefore from whence thou art fallen, and repent and do the first work; or else I will come against thee* (Greek, *dativus incommodi*) *and remove thy candlestick out of its place, except thou repent*. This is not equal to a threat of destruction but an allusion to the past history of their city and the Ephesian Christians must have interpreted it in that light. The changing features of its natural surroundings and the clash of Greek and Oriental forces had caused the city to be removed from its place more than once. Several times it had been relocated and refounded with a new constitution, new religion, even with new elements in its population as for instance a colony of Jews, still it always remained Ephesus. Thus these words of the Author told the Ephesian Christians that if they re-



turned not to their first love, some calamity would befall their church causing it to be removed out of its place, compelling it to make a new beginning in the spirit which once was its glory. And still it would remain the church of Ephesus. To none other of the Seven Churches would these words have conveyed so clear a meaning.

Having administered this sharp rebuke the Author remembers that in spite of this grave fault they are at one with him in their hatred of the Nicolaitan principle, which was the great practical problem confronting the church at the end of the first century and later. That other problem in regard to a Christian's relation to the law, concerning which a certain type of converted Jews had sought to impress their erroneous views upon the church, had been settled for all times by the apostle Paul almost a generation before the writing of these letters by John. As we shall see when we come to discuss the subject of Nicolaitism under the heading of the letter to Thyatira undaunted courage was required in a church to take this stand in a world of idolatry, hence it is no insignificant commendation, this word of the Author: *this thou hast that thou hatest the works of the Nicolaitans, which I also hate*. Yet considering the contents of the letter as a whole the conclusion is forced upon the attentive reader that it was not so much their great love of Christ that induced them to reject Nicolaitanism as rather their keen intellectual understanding of the great truths of the eternal gospel of God which convinced them that the attitude of the Nicolaitans was an impossible one. And so the strange fact remains that the most intense spiritual activity which the divine Author and the church in Ephesus have in common is a common hatred: thou hatest the works of the Nicolaitans which I also hate. But a common hatred is a weak bond of unity. Thus the Author pictures to us the Ephesian church at the end of the first century, the keeper of the gateway where the West met the East, as a people with a noble past and on the whole not unworthy of their position in the present yet lacking in one thing: the power of loving and of making themselves loved.

If this mighty call to repentance goes unheeded, the hand of the Lord moving their candlestick, the church, out of its place, will humble them so deeply that a new beginning must be made.

Against that hour the concluding words of the letter are spoken: *to him that overcometh, to him will I give to eat of the tree of life, which is in the Paradise of God.* The tree as a seat of divine life was an allegory with which the Ephesians were acquainted even from their heathen days, and now the Author sanctifies this allegory and afterwards interprets it in the xxii. chapter of Revelations as being the tree that receives its nourishment from the rivers of water proceeding from the throne of the Lamb and the leaves of that tree are for the healing of nations. Thus the Lamb of God alone can restore that which Ephesus has lost: its first love.

#### SMYRNA.

Smyrna, the next in order of the Seven Cities, was also a Greek colony, settled about 1000 B. C. It flourished and contended for a long time on even terms against the powerful Lydian kingdom to the east of it, but about 600 B. C. it was captured by the Lydians and destroyed. Smyrna being faithful to its Greek ideals could not be made to wear the Lydian harness like Ephesus, hence it was destroyed. In a sense it was now dead, at least it was not a city as the Greeks understood that term. It did not elect its own magistrates and had no internal freedom. Yet it continued to exist as a loose aggregate of villages upon the old site. It was said of Alexander the Great that he conceived the idea of refounding Smyrna as a Greek city to indicate the triumph of Hellenism over Orientalism. Yet the thought was not carried out until after his death when Lysimachus, one of his generals, refounded the city about 290 B. C. Its splendid harbor accommodations and trade route to the East soon made it a great commercial centre and a rival of Ephesus.

At this time the great power of western Europe, the Republic of Rome, was beginning to make itself felt in the politics of the East, where Greece never had been able to dominate because it had not the gift of governing. And at once Smyrna cast its lot with Rome at a time when the fate of that republic in its struggle with Carthage still hung in the balance. What induced Smyrna to take this step we may leave out of consideration here, but I wish to emphasize the fact that once having made its decision it never wavered, not even in the darkest hours of Rome's struggle

for existence, so that later on the Roman orator Cicero could refer to it as "the city of our most faithful and most ancient allies." This historic faithfulness was ever a just ground of pride to its citizens and was often alluded to by public speakers desiring to please the populace. And this wellknown fact furnishes the proper background to the Author's allusion to that higher faithfulness, which he requires in his own.

Another subject of popular pride was the beauty of the city. "First of Asia in beauty and size" was the proud inscription on some of its coins. Not only the natural surroundings but also the handsomeness of its streets, the excellence of the paving, the regular arrangement in rectangular blocks contributed to its beauty. But its greatest glory was the circle of splendid public buildings on the rounded top of the hill Pagos which overlooked the city, which from the harbor must have called to the mind of the beholder the image of a crown resting upon the head of a queenly city. And the expression "the crown of Smyrna" was also one of the stock phrases on the lips of its citizens, which again throws light on the Author's allusion to that crown which he has in store for those who have proven faithful to him.

With these facts before us we turn to the text of the letter. In general one may say this: the letter is constructed on the same general principles as the forgoing one but the topics are different. With the possible exception of Philadelphia none of the churches is honored with a message conveying the love of the divine Author so unreservedly as this one. It is a letter instinct with life and joy, joy at the thought of their triumph over hardships and persecution, life that triumphs over death and rises victorious from apparent dissolution.

*These things saith the first and the last, which was dead and lived.* In the translation of the Authorized Version the thought is slightly obscured by the insertion of the word "again". These things saith the first and the last who was dead and lived again. There is no warrant for that word "again", moreover it destroys the nice parallel, which the Author desires to draw between himself and the city of Smyrna in its past history. An exact translation of the Greek would be: these things saith the first and the last, who became a corpse and lived. And if any word is to be inserted to bring out the meaning more clearly it is the word

“yet”. Then the reading would be: these things saith the first and the last, who became a corpse and yet lived.

Again the divine Author chooses for his introductory remark a thought by which he identifies himself with the church which he addresses. It was true of the divine Author, the Lord Jesus, that he had become a corpse and yet lived at the same time. And of all the Seven Cities Smyrna was the only one of whose past history such a statement could be made. The Smyrnaean Christians would at once recognize the striking parallel between the life of their Lord and the history of their city. After its destruction by the Lydians Smyrna was, as the historian Strabo emphatically says, obliterated from the roll of cities for four centuries. It had no existence as a city during that time, as the Greeks understood the word. It had become a corpse and yet it lived. For though it was not organized as a free Greek city, still there are a number of historians, who refer to the state called Smyrna during that long period. This delicate allusion to the fate of their city in the past and this plain reference to a similar condition in the life of their beloved Lord forms the underlying thought upon which this whole letter is built up, namely that there is such a thing as an apparent destruction and death under which lies hidden a real continuance of life. This thought Jesus once expressed with the words (Mtt. v. 35): Whosoever shall lose his life for my sake and for the gospel's sake shall save it.

This contrast between apparent death and real life is expressed in several forms throughout this letter. The church seemed poor but was rich, it suffered tribulation but was really triumphant, some of its members were to be cast into prison but theirs was to be a crown of life.

After this brief word of introduction the Author begins with the statement that he is acquainted with the history of the church. Unlike Ephesus theirs is not a past of great achievements, which have weight in the sight of men, to which men might point with pride, but rather a record of sufferings born out of faithfulness to their Lord. *I know thy tribulation and thy poverty (but thou art rich), and the blasphemy of them which say they are Jews and they are not but are a synagogue of Satan.* The Smyrnaean church had perhaps suffered more than any of the others. It was poor in all those things which men count for riches, but in

the sight of Him who stands removed from all the vain things that bias the judgments of men it is rich. There is here the same contrast between appearance and reality as there was expressed in the words of introduction. He speaks there who had become a corpse and yet lived. There apparent destruction and yet real life, here apparent poverty and yet real wealth.

The suffering which had come upon the Smyrnaean Christians was directly traceable to the slanderous lies of the Jewish synagogue. Just why the Jews of Smyrna showed a more hateful activity against the Christians than those of Ephesus we cannot tell, yet that such was the fact is apparent even in the death of the Christian bishop Polycarp, who was burnt at the stake in Smyrna about 50 years after the writing of these letters. Though it was on a Sabbathday their hatred made them forget their religious scruples so far that they came into the stadium, where the public games were held, carrying fagots to build up the fire which was to consume the Christian.

And the days of their tribulation are not yet over for, as the text continues: *the devil is about to cast some of you into prison that ye may be tried*. To conclude from this sentence that imprisonment was the most severe punishment that fell to the lot of a Christian would be a grave mistake. In fact it would be an anachronism, for imprisonment in our modern sense of the word as a punishment for crime was unheard of in Greek or Roman procedure. "The State refused to burden itself with the care of prisoners except during the period before trial or during the interval between trial and execution. Fine, exile, and death formed the usual range of punishment. And in many cases where our modern law would inflict a prison sentence Roman law condemned to death." Hence the word prison in this letter was understood by writer and reader as a brief summing up of all that lay before them: their apprehension, their awaiting of trial in prison, and finally the execution.

That such was the meaning is indicated by the words that follow: *be thou faithful unto death and I will give thee a crown of life*. Endure those things which you know fall to the lot of those who are faithful unto Christ and you shall find that your fate shall be like unto His who has said at the beginning of this letter that he became a corpse and yet lived. And this triumph

over death is the leading thought of the whole letter. That is emphasized especially by the closing words: *he that overcometh shall not be hurt of the second death*. Here again we note that the final promise is one that is peculiarly adapted to the character or the needs of those to whom he is speaking. Change was the grave danger at Ephesus. Their love for Christ was cooling. The final word to them is to look to the tree of life in the Paradise of God, whose leaves are the healing of the nations. Here is a people which day by day is face to face with death for the sake of Christ and they have his assurance that they shall not be hurt of the second death.

Two expressions near the end of the letter give me occasion for a slight digression, the one is the reference to the crown of life and the other is the admonition to faithfulness. "The crown of Smyrna" was an expression which the Smyrnaean Christians had heard from childhood. The splendid group of public buildings encircling the top of the hill Pagos, which overlooked the city, had been the source of pride for generations. One of her great men had advised them to let the crown of Smyrna rather be the good citizens that she produced, who might carry her glory into the world. But here is a promise of an infinitely higher type: the true Smyrna, which is the communion of saints in her midst, shall wear a crown suited for the servants of the living God, a crown which cannot be touched even by the all-destroyer death.

The other expression to which I have reference is the word faithful. This word too must have recalled to their minds events from the history of their city, of which they were proud. When the fate of the Roman republic still hung in the balance, Smyrna had been its most faithful ally. On one occasion the citizens of Smyrna had stripped the clothes from their backs to supply the needs of a Roman army engaged in a winter campaign in Asia Minor. Faithfulness as one of their characteristics had been a watchword handed down to them from their fathers, which is all the more noteworthy because faithfulness was not a characteristic of the Greeks.

Now perhaps someone might scoff at the idea that the Author in these letters makes use of expressions that recalled to the minds of his readers events or conditions from the past history

of their city. It may be suggested that what we have heard so far is merely a strange coincidence, yet it would be inconceivable that this strange coincidence should continue through the entire series of letters. To appreciate the telling effect of such allusions to outstanding facts or events in their city life upon the minds of the ancients we must bear in mind that in the ancient world patriotism was municipal. The patriotic feeling of the ordinary Greek citizen did not go beyond his city. He and his fellowcitizens were bound together by common religious rites, their social and commercial interests were bound up with the welfare of that city. Even their political interests did not extend beyond its needs. In vain did the thinkers of Greece try to make the idea of Hellenism strong in the common mind. Even at the time when these letters were written the Roman Empire was making a most determined effort to break this narrowness of city-patriotism and to substitute for it the idea of the greatness of Roman worldpower, which was signified by the worship of the Emperor in the common state religion. But even that attempt was in the end a failure. *We* know only national patriotism. But because the nation assumes such vast proportions our patriotism is of little consequence to us in the affairs of daily life. We are hardly aware of any such emotion except perhaps in times of great national peril. But because the ancients knew only that patriotism which was centered within the limits of a small community, it was much more intense, pervading the affairs of daily life to a degree of which we cannot conceive. The only comparison from modern life that comes to my mind is perhaps the intense rivalry between two cities on the baseball diamond. Now for this very reason that the life of the ancients was so closely bound up with the life of their city, it is not at all surprising that these allusions relating to the past glory or shame, virtues or vices of these cities do occur in these letters.

A more plausible objection would be the question: what has the church of Smyrna to do with the past history of a city living in the darkness of idolatry? Is this letter not addressed to the church? Is it not written: what part hath he that believeth with an infidel and what agreement hath the temple of God with idols? "To the Author of this letter the church was the heart and soul of the city and its members were the true citizens. Just as the

so-called Jews in Smyrna were not the true Jews but a synagogue of Satan, so the Pagans were not the true citizens but mere servants of the devil. The true Jews, the true citizens were the Christians alone. To them belonged the heritage of the city's past history: its faithfulness, its persistence, its unconquerable and indestructable life, all were theirs." In looking upon this world in that light the Author gives us a splendid commentary on the word of Paul (1 Cor. iii): all things are yours whether Paul, or Apollo, or Cephas, or the world, or life, or death, or things present, or things to come, all are yours, and you are Christ's, and Christ is God's.

### SARDIS.

Sardis was located near the ridge of mountains that bounds the valley of the Hermus river on the south. The site is an alluvial hill rising abruptly out of the plain to a height of 1500 feet. Three sides of this alluvial hill rise almost perpendicularly out of the plain, so that it was inaccessible on these sides. Only on the south side a narrow neck or ridge connects this hill with the mountain ridge south of it. This ridge formed the only means of approach to the top of the hill, on whose small plateau the ancient city was located. It must in its day have appeared more like a stronghold of robbers than like the abode of civilized man. It was a place easily fortified, an ideal fortress for a warlike people. It was the capital of the kingdom of the Lydians, whose power the Greek colonies in Asia Minor had to feel. But as these early struggles have no direct bearing upon the text of this letter we may leave them out of consideration. But there is one event in the history of this city to which there is a distinct allusion and that is an event which every one knows who has read a little of ancient history. It is the story of the defeat of king Croesus of Lydia. Flushed with the success of his campaign against the Greek colonies on the coast of Asia Minor he turned to the East to attack Cyrus the king of the Persians, who had dared to dethrone the brother-in-law of Croesus. In preparing for this war he took all possible precautions consulting all the renowned oracles of the Greek world. Of all these the one at Delphi alone won his confidence. He inquired about the success of his campaign against Cyrus and received the well-known



answer: if he crossed the Halys river, he would destroy a mighty empire. He was defeated in battle and retreated into the impregnable fortress of his capital city, Sardis, where he imagined he could wait in safety until the reserve forces of Lydia might be gathered for a new struggle. In the meantime he could easily defend the city against all the hosts of the Persians. Such were his thoughts until he awoke one morning to find himself a prisoner in the hands of his enemies.

What had happened? The rock of this hill upon which the city stands is a coarse, crumbling conglomerate, which wears away rapidly under the influence of the weather. It always preserves an almost perpendicular face on three sides of the hill even to this day, but at times an oblique crack develops in the rock-wall permitting a bold mountain-climber to work his way up. Such a weak point betrayed the city that night. Through want of proper care on the part of the defenders this weakness had not been detected nor guarded, but the keen-eyed Persians discovered it and under cover of night ascended the cliffs and the city was theirs (545?). And the remarkable fact is that 330 years later the very same thing happened again in the history of the city. Antiochus the Great (222-187) captured it through the daring of one of his officers, a certain Lagoras, a native of the island of Crete, who had learned the art of mountain climbing in his native haunts. Once more the garrison in careless confidence had thought it sufficient to guard the only approach from the south.

At the time when these letters were written the greatness of Sardis rested upon its past history. Under the changed political conditions it was sinking into insignificance because its location was unfavorable. It had the name that it lived but in fact it was dead, and in that respect its fate was the very opposite of Smyrna.

As to the Pagan religion of Sardis we have only meagre information but its essence lay in the adoration of nature, pre-eminently in the power of nature to reproduce itself in forms ever new and yet the same. This annihilation of death through the power of self-reproduction was the object of an enthusiastic worship, whose ritual was in many of its details disgustingly obscene.

*These things saith he that hath the seven Spirits of God and the seven stars.* There is a distinct similarity between this letter and the letter to Ephesus though it must be admitted that the Ephesian church ranks far higher in the opinion of the Author. Both churches had begun enthusiastically and cooled down, but in Ephesus this had not gone to such dangerous lengths. No doubt this degeneration in Sardis determines the form of address in this letter. He speaks to the church at Sardis who has the seven Spirits of God. The number seven signifies the fulness, the completeness of the Spirit of God, who with all his gifts is at work among his children on earth. And the Spirit of God alone can establish the things that remain in Sardis that at least a remnant may be rescued.

*I know thy works that thou hast a name that thou livest and thou art dead. Be thou watchful and establish the things that remain, which were ready to die, for I have found no works of thine fulfilled before my God . . . . If therefore thou shalt not watch, I will come as a thief and thou shalt not know what hour I will come upon thee.* Remembering what we have recalled of the ancient history of this city one cannot escape the conclusion that these words are a distinct allusion to those memorable and deplorable events in its past when twice its glorious career was checked because the citizens were not watchful, permitting the enemy to ascend the steep cliffs and fall upon them like a thief in the night. This careless indifference of their fathers to the things that should have been of supreme importance to them in worldly matters has become the inheritance of their sons in spiritual matters. Again they had given themselves over to that careless indifference supposing that those priceless treasures which Christ had entrusted to them were not in any danger of being lost. And again as in the days of their fathers so now the weakness of their supposed strength stands suddenly revealed before them. As the hardy mountaineers of old under the cover of night surprised the false security of their fathers, so the Lord has now suddenly come upon them with the message of this letter revealing to them their entire loss of all that goes to make a church that Christ can claim as his own. "Thou hast a name that thou livest and thou art dead." And how was this apparent in the activity of the church? "I have found no works of thine

fulfilled before my God." They had made an enthusiastic beginning, but now, as the conclusion shows, there were only a few names in Sardis which did not defile their garments. It is evident then that the majority of the church had relapsed into the ordinary Pagan conduct with all its immoral associations. It is noteworthy that the Author does not even accuse them of being Nicolaitans. Not enough of Christian spirit and conduct remained in them that they might even be classed as heretics. As far as the Author is concerned they are dead; their fate is, in fact, worse than that of the Pagans to whom this immorality in connection with their ritual was a matter of principle. But these renegade Christians had seen the glory of God in Christ and had returned to the filth of the idols.

Yet a peculiarly loving tone is reserved for the remnant in Sardis, who have not defiled their garments. *He that overcometh shall thus be arrayed in white garments and I will in no wise blot his name out of the book of life, and I will confess his name before my Father and before his angels.*

White was the color of innocence and purity among the ancients. All Roman citizens wore the pure white toga on holidays, especially when a general celebrated a triumph over an enemy. They then spoke of their city as the candida urbs, the city in white. Now the Asian readers of these letters had, of course, never seen such a triumphal procession in Rome, but that is no reason to suppose that they must have been unacquainted with it from report, since Rome was ever intent upon keeping its majesty and power before the minds of the provincials. The idea which the Author conveys to his readers is that they who have remained undefiled from the pollution of this world and who have overcome shall take part in the triumphal procession of the King of kings and he shall lead them into the august presence of his Father acknowledging them as his own.

#### LAODICEA.

Laodicea was located at a junction point in the highway system of the Asian province. The trade-route from Ephesus to the East passed through its gates, also a road running in a general northwest-southeasterly direction between Pergamum and Pamphilia. Besides these there was a road running in from

the southeast from Caria and at least one running from Laodicea into Western and Central Phrygia. Like Philadelphia to the north of it Laodicea should have been by virtue of its position "a door" bringing Greek culture to the barbarians of the Phrygian plateau, but it had failed in this for some unknown reason in its past just as at the writing of the Seven Letters it was apparent that it had failed in being "a door" through which might pass the messengers of the gospel ready to evangelize this land of the Phrygians. Laodicea was an important manufacturing and banking centre, also the seat of a famous school of medicine, to which facts there are allusions in the text.

*These things saith the Amen, the faithful and true witness, the beginning of the creation of God.* We have noticed that in several of the letters the Author by way of introduction points out a characteristic in which the church resembles Him who is addressing it. With Laodicea this is impossible, there is no point of resemblance, so the Author points out that quality in Himself which shows the contrast between Him and this church most sharply. He is the Amen, the faithful and true witness, the beginning of the creation of God. He is consistent, he is faithful and true, he is the fulfillment of the promises of God made in the beginning: the Laodicean church is neither one thing nor another.

*I know thy works that thou art neither cold nor hot. I would that thou wert cold or hot. So because thou art lukewarm and neither hot nor cold I will spew thee out of my mouth.* This church is given to compromise. It cannot thoroughly reject the temptations and allurements of the world, and therefore it shall be rejected absolutely by Him whose faithfulness and truth has been declared since the beginning of creation.

It is not possible to form a clear conception of Laodicea as a city, i. e. all we know of its past history is of such a nature that one cannot form a picture in his mind distinguishing this city in its inner life from others. It evidently was not consistent even in its faults as for instance Sardis, but was the city of a people pliable enough to adapt themselves to any situation. This then was the distinction, if one may use that word in this case, of the people of Laodicea, and the church had drifted into the same error.

The church had said to itself: *I have gotten riches and have need of nothing*. Along with many other cities of Asia Minor it had suffered from the terrible earthquake of the year 17 A. D. but by the year 60 A. D. it had recovered its former prosperity without the aid of the government, which Philadelphia and other cities had gladly accepted. It had said to the Imperial Roman government: I have need of nothing. And now the attitude of the church to its Master is a similar one: I have need of nothing. But the Author points out that this attitude is a sign of spiritual death. This spiritual death he then pictures under three aspects: *thou art poor and blind and naked*. He offers counsel that may raise them up from their spiritual death, but there is no hope expressed that this counsel will be accepted. His first counsel is: *to buy of me gold refined by fire, that thou mayest become rich*. The famous banks and money-lenders of Laodicea can only give that gold which in the end will prove dross, but the Author has that which has been refined by fire. This superfine gold of the heavenly treasure-house is the lifework of the Son of Man tried in the fiery furnace of suffering. It must indeed be bought with a price and the price is truth and faithfulness to that which the Lord has entrusted to his own and if need be suffering for His Name's sake, a price which the Laodiceans were unwilling to pay. This is an allegorical representation, of course, which does not mean to suggest that the price actually pays for the heavenly treasure of the gospel, but those who do possess this heavenly gold tried by fire invariably have received this gift that they too may be tried by fire. Thus the heavenly gold brings with itself its own purchase price to those who come with empty hands. The second counsel is: *to buy white garments that thou mayest clothe thyself and that the shame of thy nakedness be not made manifest*. The city of Laodicea was famous at that time for the manufacture of a certain black, glossy wool made from the wool of a certain breed of sheep, which seems to have been bred only in that vicinity, but the nakedness of the church and its shame can only be covered by the white garments which the Author has. And they too are to be had only for a price, which price was indicated in the letter to Sardis. There it is the price paid by the faithful remnant of a decaying church, who in the midst of temptations from without and from

within the church remained faithful without defiling their garments. Again a price which the Laodicean church would not pay.

And the third counsel is: *to buy eyesalve to anoint thine eyes, that thou mayest see.* There was a certain Phrygian medicine in the form of a tabloid supposed to have healing effect upon the eyes. Through the famous school of medicine at Laodicea this was most likely introduced to the Greeks of Asia Minor and thus perhaps known to them as the Laodicean ointment. No doubt the Author has this fact in mind when he admonishes the church to buy of Him that eyesalve by which its spiritual blindness may be healed. And of the three evils by which they are afflicted this is the worst. The healing for their spiritual blindness must also be bought, but the price exceeds the price of gold refined in fire or of the white garments supplied by the Author. For the price paid for the gold and for the garments of the Author is but the bearing of some earthly cross, the giving up of some earthly comforts, in its highest form the giving up of this earthly life for His Name's sake. But the price paid for the eyesalve of the Author is that far more difficult battle which is greater than all this: the giving up of self, not merely the giving up of that which is wicked in itself, but the laying down of hopes and wishes, desires and plans at the feet of Christ and the receiving back out of his hands what he deems good. What a depth of meaning in that word of Christ: if any man would come after me let him deny himself (that comes first as the more terrible and more agonizing struggle, and then let him do the easier thing) to take up his cross and follow after me to buy the gold and the white garment, which I alone can give.

The denunciation has been biting, scathing. The attitude of the church has filled the Author with disgust, its spiritual wretchedness has reached that point where it is sufficient unto itself. All the more surprising are the closing words: *as many as I love I reprove and chasten.* Some commentators suggest that this part of the letter does not refer to the church in Laodicea but is a general closing thought referring to all Seven Churches. I cannot agree to that, as I see nothing in the text to indicate such a transition.

He is the author of these words who is come to seek and to save that which was lost. His love is not the false love that cries peace, peace, when there is no peace. He had smeared the biting, burning eyesalve upon their eyes and it must have smarted severely if there was any conscience left within them. But if His words have taken hold upon any hearts, they shall know that His object in hurting was not to hurt but to help. He would have them know that even now His arms are stretched out towards them in love. *Behold I stand at the door and knock.* Laodicea by its position was to have been a door to bring the gospel to others, now the Author Himself stands without at the gates of the church. He denounces with a voice of thunder and lurid flashes of lightning, but those who hear that voice and repent shall hear the still small voice of the love of Christ: *I will come in to him and will sup with him and he with Me.* And the letter closes with the glorious promise: *he that overcometh I will give to him to sit down with Me in my throne, as I also overcame and sat down with my Father in His throne.*

#### PERGAMUM.

The traveller who pauses before the mighty hill, whose plateau was once crowned by the city of Pergamum dominating the plain of the Caicus river involuntarily exclaims: "a royal city"! It is a site marked by nature for a great fortified town, too large for a mere village.

Of its ancient history I shall mention only this that about 130 B. C. the last of its kings turned over his kingdom into the hands of the Romans, who from that time on made Pergamum the official capital of this province, which they called Asia, which included all of these Seven Cities. To the Author of these letters Pergamum appears as the place in the province of Asia where the power of this world, which is the enemy of the church, has its seat. And this power appeared to the citizens of the Province in two aspects. For that reason the Province is represented elsewhere in the book of Revelations (xiii, 11) as a beast with two horns. What were these two aspects? In the first place the province of Asia meant to them not a strip of land geographically defined but rather all the administrative duties performed by the officials representing the Roman government, whose head was

the Proconsul residing at Pergamum or visiting the principal cities. The other aspect in which they saw the Province, or the other horn of the beast, was the entire circle of religious duties and ceremonies which formed the bond of unity which was supposed to hold the people together and weld them into a people conscious of national unity. To insure this melting-pot process the Imperial policy had instituted in the provinces the worship of the Majesty of Rome and of the reigning Emperor as God in human form on earth. The people in the province of Asia had welcomed the day when the Republic had been overthrown in Rome and the emperors had seized the reigns of government. For under their rule the terrible oppression of the provinces due to the greed and graft of the Republican officials came to an end. There was inaugurated an era of comparative peace, order, and respect for property. So the emperors appeared to them indeed as the saviors of mankind and were worshipped as such, for they stood between them and a life of misery and persecution. And this second or religious aspect of the Province found its highest expression in the so-called Commune of Asia composed of the representative pagan priests of the Province. This body of representative men superintended the exercise of the state religion in the Province enforcing the Imperial regulation that all loyal subjects must conform to the ritual of this worship of the Majesty of Rome. And this monster with its two horns was like a lamb, says the Author of Revelations, for Asia was a peaceful province where no army was needed, yet it "spake like a dragon", for Roman officials expressed themselves quite as haughtily there as if they had been at the head of their legions.

In the text of this letter the Author makes it quite clear that he looks upon Pergamum as the official seat of the Roman government in the province. In profane history there is no direct statement of this kind, hence Ephesus has usually been looked upon as the seat of government in the Province, especially because it was customary for the Proconsul to land in this harbor upon his arrival. However we do know that the first and for a considerable time the only provincial temple dedicated to the worship of the emperors was located in Pergamum, dedicated to the honor of Caesar Augustus about 29 B. C. And as the worship of the emperor formed the keystone of the Imperial policy it is only



natural that the temple dedicated to his service should be erected at a place where the official representative of the Majesty of Rome had his seat, namely at Pergamum.

*These things saith he that hath the sharp-pointed two-edged sword.*

As in some of the forgoing letters the Author points out a characteristic in which he resembles the city of the church which he is addressing, yet in which he excels infinitely. He is invested with the power of life and death. And in this aspect he presents himself to the official capital of the province, the seat of the Roman government, which claimed a similar power. In none of the other Seven Letters would this introduction have been appropriate.

The outstanding characteristic of this letter is the idea of power. The power of the Roman government, which seemed irresistible to the Asian mind serves as a background to set off that power infinitely greater, vested in Him who speaks these majestic words. The sword which the Author of these words bears, is the sharp-pointed, double-edged, cut-and-thrust sword of the Roman armies, not the Oriental scimitar nor the mere cutting sword of the Greeks. In this description of the sword of power there is a distinct reference to that other thought, which serves the Author as a background in this whole letter: the apparently irresistible power of Rome indicated by the power of the sword which was vested in the Proconsul in the province, namely the power of life and death. The Author would have them know that in truth it is not the Imperial government but He, who truly wields the power of life and death.

He is well acquainted with the history of this church. *I know where thou dwellest, where Satan's throne is.* Another unmistakable reference to the power of the Imperial government, which the Pergamenian Christians would not fail to catch. And here for the first time in the Seven Letters it is plainly indicated that this worldpower is setting itself up to defy Him who truly has the power of life and death. Hence it is in the image of Satan, who defies Christ. And the Pergamenian church suffered perhaps more than the others by reason of the fact that Satan had his throne there. It was the seat of the Roman government in the province and also of the temple dedicated to the state religion.

The procedure against the Christian was definitely fixed by this time. The loyalty of a Christian was tested by one standard only: his willingness to perform the ritual of the state religion and to make an offering to the Imperial god. Whosoever refused to do that was without further evidence condemned to death as an enemy of society. And in this respect the church of Pergamum had to suffer greatly because it dwelt beside the throne of Satan. Its suffering was not like that of Smyrna, which was largely the result of the especial hatred of the local Jews. This hatred was perhaps mostly directed against Christians of Jewish birth whom they hated as renegades from the faith of the fathers. But here in Pergamum the persecution took the form of suffering "for the Name", when Christians were tried in proconsular court and confronted with the alternative of conforming to the state religion or receiving the sentence of death. Hence the praise which the Author has in store for this church is couched in the very appropriate expression: *Thou holdest fast my name and didst not deny my faith.*

*Antipas my faithful one, who was killed among you where Satan dwelleth* must, of course, be taken as one prominent and shining example among many. It is not even indicated that he belonged to the church at Pergamum. From the different churches scattered throughout the province Christian witnesses were brought here to be tried and condemned before the throne of Satan.

But the glorious name of the Pergamenian church has been tarnished by a certain faction in it, which, though it was in the minority, represented a grave danger, because it was the champion of that cancerous growth, which was attacking the church from within at that time, the Nicolaitan principle. The Author cuts into this sore with a vigorous hand in the next words: *but I have a few things against thee, because thou hast there them that hold the doctrine of Balaam, who taught Balak to cast a stumbling block before the children of Israel, to eat things sacrificed unto idols and to commit fornication. Thus even thou hast some that hold the teachings of the Nicolaitans.* The Author expresses his surprise that even in this church, which on the whole has proven faithful to his name, Nicolaitanism has found its adherents. In the translation offered by the Authorized Version

this expression of surprise is somewhat obscured, yes, one might even receive the erroneous impression that the Author is speaking of two different heresies: those that hold the teachings of Balaam and also the Nicolaitans. However the Greek text lends itself very readily to the translation which I have offered: thus even thou hast some that hold the teachings of the Nicolaitans, namely the very ones who do eat things sacrificed unto the idols.

It is to be regretted that we have so little information regarding the views of the Nicolaitans, but no doubt that is due to the fact that the controversy was fought at so early a date. We shall discuss this subject at length under the heading of the letter to Thyatira, where the Author himself throws a little more light upon it. Here we must content ourselves with stating that it evidently was "an attempt to effect a reasonable compromise with the established usages of Graeco-Roman society and to retain as many as possible of these usages in the Christian system of life." That is indicated even in the present letter by the reference to the prophet Balaam. He could not curse Israel as Balak, the Moabite, desired of him, but he could advise him to establish a common bond of religious ritual between the Moabites and Israel. That could do no harm to the pagan Moabites, but it must bring the wrath of the Living God upon Israel. We do not know what particular inducements were offered to Israel to do this thing, but this is clear that the sin of Israel consisted in the attempt to conform to the usage of the pagan society of its day in establishing a common bond of religious ritual between itself and its neighbors in the desert, in which act they failed to see the denial of any principle on their part, but the keen mind of Balaam saw it, and used it to their destruction. No doubt those members of the church in Pergamum who belonged to the cultured and well-to-do circles of society were the ones who desired to retain all they could of the usages of Graeco-Roman society. Many of those customs were idolatrous, as we shall see in the discussion of the letter to Thyatira, and hence out of the question for a sincere Christian, yet by a process of subtle reasoning they tried to defend these customs as harmless forms of social life. It is even possible that the Nicolaitans had already reached the conclusion that a Christian was justified in complying with the current test of loyalty by burning a little incense to the statute of the emperor.

The church was not disloyal. The Christian must hold fast to the truth in his heart. This ceremony only meant an acknowledgment of the power of Rome. Even the enlightened Pagan did not believe in the divinity of the emperor. What harm was there in it then? If certain ignorant people believed in the superstition of the emperor being a god, that was their affair. By such reasoning the act was easily defended and then followed as a matter of course the whole ritual of the state religion and all that followed in its wake. But the Author unreservedly condemns this kind of reasoning, these deep things of Satan, as he calls them in the letter to Thyatira. We who have just passed through the dark period of the world war, when more than once demands were made that were incompatible with that faith which puts the honor of Christ above and before all things, ought to have become acquainted with a similar line of reasoning as that of the Nicolaitans: we must make concessions to the conditions but we must hold fast to the truth.

The Author is very bitter against these enemies within the camp. They are more dangerous in His sight than the open and declared enemies such as the Jews and the Imperial government. Not the faintest trace of idolatry must be permitted to the Christian. On this the Nicolaitans with all good intentions went wrong and in the sight of the Author their error was unpardonable. Their teaching was to him earthly, sensual, devilish.

It is only natural that the Nicolaitans rather pitied the humbler intelligence of the opposite section in the church and that no doubt is the reason why the Author both in this letter and in the letter to Thyatira exalts the dignity, authority, and power that shall fall to the lot of the victorious Christian: *to him that overcometh I will give of the hidden manna*. The exact significance of this allusion to the hidden manna is lost to us. The Christianized Jews in these Asian churches certainly caught the exact meaning. *And I will give him a white stone and upon the stone a new name written, which none knoweth but he that receiveth it*. This white stone was a little cube of stone or ivory with words or symbols engraved on one or more faces. Such stones were used for a variety of purposes, for instance as voting ballots, as entrance tickets to banquets or other public occasions. But the significant feature about this stone, which is to be given

to the victorious Christian, is a new name written on it which no man knoweth but he that receiveth it. In this expression about the new name there is most certainly a direct allusion to an event that stirred the minds of men in the first century. In considering the introduction to this letter we noted that the underlying thought of the whole letter was the apparently irresistible power of the Imperial government, Satan's throne, over against which the Author sets His divine power of life and death as the true bearer of the two-edged sword. This statement of opposition to the emperor worship was carefully veiled for obvious reasons and yet the thought is unmistakable. And this underlying thought must guide us to the full appreciation of the significance of the new name given to the Christians. The readers of this letter, who possessed the key to its understanding hidden from the common world, could not fail to be struck with the analogy between this new name and the Imperial title Augustus which the senate in Rome had recently coined. This title or name Augustus was an old Latin adjective used in the language of the priests, applied previously only to things sacred to the gods or to the gods themselves. That name Augustus was given in 27 B. C. to the man who had taken to himself the Imperial power, who had been acclaimed the Savior of Rome and of the world and whom popular belief had begun to regard as an incarnation of the divine nature. This name singled out the man as one apart from the world, standing on a higher level, the possessor of super-human power in virtue of his new name.

Here was a striking allusion whose significance *they* could not fail to catch who lived so close to the times when this first took place and in a time when men were still worshipping this new name which Rome had placed before the eyes of the world, under which name Satan had virtually set up his throne on earth. Over against all this the Author places those Christians who were victorious in their death for his name's sake. And this new name given to the victorious Christian is the name of his Lord, not only in this respect that he is called a Christian having been baptized in the name of Christ, but this new name unites him with the glorious person of his risen Lord, who sits in majesty at the right hand of his Father. And it is a name that no man knoweth but he that receiveth it. In this expression we have a clear refer-

ence to the mystery cults of the pagans, with which the Asian Christians were well acquainted, many of them having probably been initiated into such cults in their younger days. "In certain of these mysteries the true name of the god was kept secret lest the foreigner and the enemy by knowing the name should be able to gain influence over the god. Knowledge of the compelling names of God, that is the names of God which influence nature and the mysterious forces of the universe was one of the chief sources of the power which these mystery cults claimed to give to their votaries. The person who had been initiated into the mysteries learned not merely the landmarks to guide him along the road to the home of the Blessed,—the white poplar and other signs—he learned also the names of God which would open the gates and bars before him and frighten away any hostile spirits or transform them into friends." But all this knowledge must be kept a secret lest the enemy gain it and use these compelling names of God against them. Now the Author suggests to the Christians that they need entertain no such fear. The new name which he gives cannot by any means become the property of any man except of him who overcomes. The question might be put: is it proper to suggest that the Author of these letters would use an illustration taken from the superstitions of pagan religions? But it is not for us to decide what is proper or improper illustration for him to select. It is for us to try to discover how his readers must have understood such a remark. The promises and truths of the gospel had to be made intelligible to minds habituated to think in the customary forms of ancient thought. And the Author make use of these forms filling them and sanctifying them with the word of truth. One could easily multiply instances of this kind of illustration from the writings of Paul.

This then was the answer which the church gave to the persecuting emperor Domitian, who himself delighted to be identified with the god Jupiter and to be idolized as the divine providence in human form. It is recorded of him that he preferred to be addressed as "dominus et deus", lord and god. To insult and shameful death the church returns a triumphant defiance. The emperor has in truth no power, the supreme power is on the

side of the victorious Christian, who defeats the emperor even in his death.

In this letter there appears for the first time the opposition between the church and the Imperial idolatry as a battle between the throne of Christ and the throne of Satan, the issue of which conflict can never be in doubt. In so far as the Imperial government lends itself to the service of Satan setting its name in the place where Christ's name alone must stand, the church sets itself above the Augustan government and the Augusti themselves. And this is appropriately done in the letter to that church where this power had its official residence.

(To be continued)

---

## Der erste Petribrief.

(Schluß.)

Schl u ß.

Kap. 5.

Im Schlußkapitel steht der Apostel ganz unter dem Eindruck des kommenden Gerichtes, das am Hause Gottes anfängt und jetzt anfangen muß. Im Geiste sieht er die Trübsale, die hereinbrechen werden; im Geiste sieht er auch die Gefahren, die mit ihnen verbunden sind für die Christen. Da ergreift ihn herzliche Fürsorge um die Herde Christi, eine Fürsorge, wie sie nur ein Apostel haben kann. Und aus dieser treuen Fürsorge heraus fließen nun die Ermahnungen, die der Apostel noch zuletzt an seine Christen richtet.

Mit B. 1—4 wendet der Apostel zunächst sich an die, auf welche es, was Menschen betrifft, zum treuen Aussharren unter den kommenden Leiden am meisten ankommt: Das sind die Ältesten der Gemeinden. B. 1—4: „Die Ältesten unter euch nun ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi, der auch der Mitgenosse der kommenden zu offenbarenden Herrlichkeit, weidet die Herde Gottes unter euch, nicht gezwungen, sondern willig, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern mit Lust, nicht als die über die Anvertrauten herrschen wollen, sondern werdet Vorbilder der Herde. Und wenn der Erzhirte offenbart wird, werdet ihr die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit davontragen.“ Der Bestand der Gemeinde hängt davon ab, daß sie treue Hirten hat, sonst hätte ihr Gott keine gegeben. Keine Gesellschaft, wie sie auch heißen mag, kann ohne Anführer, Hirten, bestehen. Es mag Ausnahmen geben; dies ist die Regel. Gilt dies schon für ruhige Zeiten, dann noch weit mehr für Zeiten großer Leiden. Dann erst recht bedarf die Gemeinde treuer, unerschrockener Hirten, um die die Herde sich scharen kann. Dieser wichtigen Tatsache sich bewußt, wendet Petrus, nun unter dem Eindruck kommender Gerichte, sich zuerst an die Hirten. Um seiner Ermahnung an diese rechten Nachdruck zu verleihen, nennt er sich ihren Mitältesten, den Mitzeugen der Leiden des Herrn, den Mittheilhaber der kommenden Herrlichkeit. Seine Ermahnung an die Ältesten enthält ein Doppeltes. Erstlich eine Ermahnung, das zu tun, was ihres Amtes unter der Gemeinde ist, sie zu weiden. In dem Be-



griff „weiden“ liegt mancherlei: sich der Herde annehmen, bei der Herde verweilen, zu ihr halten, ihr Los mit ihr teilen, ihr unerfrorenen vorangehn, sie behüten, besonders ihr die vernünftige Nahrung zuführen, das Wort, und hierbei am meisten das, was die Zeitverhältnisse erfordern. Zum andern ist die Ermahnung des Apostels an die Ältesten darauf gerichtet, zwischen Hirte und Herde den rechten Kontakt zu erhalten, das Vertrauen. Alle Amtsführung nützt nichts, wenn der Hirte nicht das Vertrauen der Herde besitzt. Darum ermahnt der Apostel die Ältesten, sie sollen nicht gezwungen, nicht um schändlichen Gewinnes willen, nicht um zu herrschen, die Gemeinde weiden; das würde das Vertrauen zerstören. Vielmehr sollen sie mit Lust, willig, als rechte Vorbilder, die selbst tun, was sie der Herde sagen, ihres Amtes warten. Das wird das Vertrauen stärken und erhalten. Und um die Ältesten noch recht willig zu machen, weist der Apostel sie hin auf die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit, die sie dabontragen werden, wenn der Erzhirte offenbart wird.

Wie der Apostel sich zuerst an die gewandt hat, die der Herde jetzt am nötigsten sind, so wendet er sich B. 5 an die, welche die Hirten am nötigsten haben. Das sind die Jünglinge, die Jugend. Sie steht in den kommenden Zeiten in der größten Gefahr, nämlich in der, daß sie angefaßt der kommenden Leiden schwankt und abfällt. Das Leben liegt vor ihr; und sie kennt es nicht wie die Alten. Nur nach einer Seite hin hat sie es erfahren, nämlich als lauter Spiel, Lust und Freude. Das Leben mit seinen Sorgen, Kämpfen und Mühen kennt sie nicht. So ist ihr das Leben köstlich und sie hängt daran. Aber die Jugend ist auch unbedacht, handelt rasch und unüberlegt. Es fehlt ihr an reiferer Erkenntnis und an reiferem Urtheil. Sie sieht das nicht für böse an, das doch böse ist; sie erkennt das nicht als unrecht, das doch unrecht ist. Sie hält das z. B. nicht für schlimm, daß man sich ein wenig mit der Welt anfreundet, um sich Leiden zu ersparen. Sie hält das für durchaus richtig, daß man dem Unwetter aus dem Wege geht. Aber in der Jugend glaubt man auch nicht, daß man noch unreif ist; vielmehr hält man sich für reif und glaubt, daß man über alle Dinge das richtige Urtheil habe. Die Jugend ist deshalb auch nicht geneigt, Rat und Ermahnung von den Alten anzunehmen. So steht die Jugend durch ihre Veranlagung in der größten Gefahr. Darum wendet sich der Apostel besonders an sie und spricht: Gehorchet den Ältesten.

Hierauf wendet sich der Apostel an alle. B. 5: „Alle aber gegeneinander machet euch fest zu eigen die Demut, denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt Er Gnade. Demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, auf daß Er euch erhöhe zu Seiner Zeit. Alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er forget für euch. Seid nüchtern und wachet. Euer Widersacher, der Teufel, wie ein brüllender Löwe gehet er umher, suchend einen zu verschlingen. Dem widerstehet fest im Glauben.“

Zu einer doppelten Demut ermahnt der Apostel alle, zuerst zur Demut gegeneinander, daß einer sich unter den andern stelle. Dies ist die Grundtugend, ohne welche die andern wie das Dienen, Mitleid usw. nicht bestehen können. Sie ist jetzt wichtig. Will die Gemeinde Gottes Gnadenbeistand haben, so muß sie sich fest machen in der Demut. Denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt Er Gnade. Zum andern ermahnt der Apostel zur Demut gegen Gott. Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes. Um dies recht zu verstehn, brauchen wir nur daran zu denken, wie die Riesen des Waldes sich zur Erde beugen, wenn Gottes gewaltige Hand im Sturm über sie hinsiegt. Die gewaltige Hand, die jetzt über die Gemeinde Christi hinsiegt, ist das Gericht Gottes, das anfängt am Hause Gottes. Da sollen die Christen sich nicht auflehnen, noch murren und klagen, sondern sich willig beugen und fügen, zufrieden sein, wie Gott mit ihnen verfährt und sagen: Es ist der Herr; Er tue, was Ihm wohlgefällt. Dann wird auch Gott sie erhöhen zur Zeit, d. h. wie Gott sie jetzt dahingibt in die Hand der Heiden, so wird Gott die Heiden hernach in ihre Hand geben. — Will die Gemeinde in der schon anfangenden großen Trübsal den Gnadenbeistand und die Gnadenhilfe Gottes erfahren, ohne die es aus mit ihr ist, so muß sie sich demütigen, in dem Gegenteile besteht für die Gemeinde eine schwere Gefahr, nämlich die, daß Gott sich ihrer nicht in Gnaden annehmen wird.

Eine weitere Gefahr für die Christen in dieser Zeit ist die Sorge um das irdische Leben, Hab und Gut. Sie kann zum Verleugnen führen. Wer aber verleugnet, den wird Christus auch verleugnen. Darum ermahnt der Apostel: „Alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er forget für euch.“

Noch eine Gefahr: „Euer Widersacher, der Teufel, wie ein brüllender Löwe gehet er umher, suchend einen zu verschlingen.“ Ist schon in ruhigen Zeiten der Teufel nicht müßig, Christen zu verderben, so

versucht er das noch mehr in Zeiten der Not. Er ist darin wie ein brüllender Löwe; das ist seine ganze Lust. Seine Weise ist eine geistige: Erregung der Fleischesluste, besonders der Liebe zu diesem Leben, zu den Gütern und Freuden dieses Lebens, wodurch, wenn diese Luste stark werden, die Lust am Himmel und den himmlischen Gütern abnimmt, bis sie erstorben ist. Dann Erregung von Zweifeln: Sollte Gott gesagt haben? Die Stätte, wo die Erregungen des Teufels in Erscheinung treten, ist natürlich das Innere des Menschen. Wie läßt sich aber der Prozeß erklären, durch den der Teufel auf unser Inneres einwirkt? Darüber ließe sich viel sagen und wenig erklären. Wie kommt es, daß einen plötzlich eine brennende Begier erfaßt nach Dingen, an denen man wohl vorher vorübergegangen ist, ohne Interesse daran zu nehmen? Wie kommt es, daß ein Glaubenssatz, an dem man lange felsenfest hing, einem plötzlich zweifelhaft wird? Es kann nur so sein, daß durch Gottes Zulassung der Teufel Macht hat, auf unser Inneres einzuwirken und Luste und Gedanken auszulösen. Übrigens liegt nichts daran, wie es der Teufel macht; die Hauptsache ist, daß wir erkennen, daß er es macht und daß sein Einfluß für unsern Glaubensbestand schlecht hin gefährlich ist. Der Apostel ermahnt dazu: „Seid nüchtern und wachet — dem widerstehet fest im Glauben.“ Auf sein Inneres muß der Christ acht geben, sehn, was sich da regt und entsteht; er muß dasselbe sorgfältig prüfen, damit er das Schädliche erkenne. Mit seinem Glauben muß er widerstehn. Die Frage ist nun die, wie wir uns das „im Glauben widerstehen“ zu denken haben. Der Sinn ist nicht dieser: Dem widersteht fest, unentwegt, im Glauben, sondern: Dem widersteht als fest (stereo) im Glauben, oder: Indem ihr im Glauben fest seid, dadurch, daß ihr im Glauben fest seid. Der Glaube kommt hier besonders in Betracht nach der Seite hin, nach welcher er die aus Gottes Wort erkannten Wahrheiten hoch schätzt und damit zugleich alle Unwahrheit verabscheut. In dieser Eigentümlichkeit des Glaubens liegt allein die Möglichkeit und Aussicht auf eine wirksame Abweisung der Anfechtungen des Teufels. Diese sind lauter Lüge, wie der Teufel der Vater der Lüge ist und nur lügen kann. Darum können sie nur überwunden werden durch die im Glauben enthaltene Liebe zur Wahrheit und die darin eingeschlossene Verabscheuung aller Unwahrheit. Aber dies nur dann, wenn wir fest im Glauben sind, d. h. wenn unser Ich von dieser Art des Glaubens beherrscht, gefangen ist, so daß unser ganzes persönliches Wesen von dieser Art

des Glaubens durchdrungen ist, daß es klar und bestimmt heißt: **Ich** hange, Herr, an Deinen Zeugnissen; **ich** hasse, Herr, die Dich hassen. Zu diesem Festsein im Glauben, im Glauben gewurzelt, im Glauben gegründet, ermahnt hier der Apostel auch: Widerstehet dem Teufel, indem ihr fest seid, euch fest macht im Glauben.

Zum Trost sagt der Apostel den Christen noch: „**Wisset, daß dieselben Leiden an eurer Brüderschaft in der Welt erfüllt werden.**“ — Der Apostel beschließt seinen Brief mit dem herzlichen Segenswunsch: „**Der Gott aber aller Gnade, der euch berufen hat zu Seiner ewigen Herrlichkeit in Christo, ein wenig leidend, wolle euch zurückten, fest machen, stärken, gründen. Ihm die Macht in alle Ewigkeiten! Amen.**“

Der Schluß enthält, was schon zum Teil betrachtet ist: durch wen der Brief gesandt, Zweck des Briefes, Grüße und Friedensgruß: „**Friede euch allen, die in Christo!**“

W. S ö n e c k e.

---

## Jakobs Werdegang.

Vortrag gehalten vor der Staats-Lehrerkonferenz der Wisconsin-Synode, versammelt zu Kenosha, Wis., am 9. und 10. November 1922.

Sie haben mich durch Ihren Herrn Sekretär ersucht, über die Geschichte Jakobs einige Worte an Sie zu richten. Gerne komme ich Ihrem Wunsche zu unserer gegenseitigen Erbauung und Stärkung nach, sehe mich aber genötigt, den umfangreichen Stoff etwas zu beschränken und nur von Jakobs Werdegang zu reden.

Wenn wir Jakobs Geschichte verstehen wollen, so müssen wir sie in dem Lichte betrachten, wie Paulus das getan hat, und ihr die Überschrift geben, die sie in Pauli Glaubensleben trägt. Er schreibt Röm. 9, 13: Jakob habe ich geliebet. Paulus hat diese Überschrift nicht aus seinem eigenen Herzen erfunden, er hat sie aus der Schrift genommen. Maleachi, der letzte Prophet des Alten Bundes, gebraucht dieselben Worte Kap. 1, 2: Noch habe ich Jakob lieb.

Jakobs Geschichte ist eine Geschichte der Liebe Jehovas. Was Jakob geworden ist, dazu hat ihn lediglich die Heilandsliebe Gottes gemacht. Jakob hatte keinerlei Vorzüge, weder der Geburt noch des Charakters, aufzuweisen; er war der Kleinere von den zweien Söhnen Isaaks, und stand an weltlicher Ehrbarkeit weit hinter seinem Bruder Esau zurück. Aber die Liebe Gottes nahm sich seiner an und machte ihn zu dem großen Mann in der Geschichte des Heils, daß auch das Volk des Alten Bundes nach seinem Namen genannt wurde.

Die Zeit verbietet uns, die Geschichte Jakobs eingehend im Detail zu besprechen, wir müssen uns darauf beschränken, die Hauptzüge herauszustellen. Doch das muß uns die Geschichte unter allen Umständen zeigen, daß Gott aus unergründlicher Liebe und Erbarmen — Erbarmung, deren Jakob nicht wert — mit großer Treue, Langmut und Geduld an Jakob arbeitet, die Zuchtmittel, die seinen Fehlern angepaßt und häufig durch seine Fehler geradezu provoziert sind, anwendet und ihn mit Segen überschüttet, bis er Jakob endlich da hat, wo er ihn haben will, daß er ein Israel, ein Gotteskämpfer, ist. Das müssen wir nicht nur aus der Geschichte verstehen, das muß uns diesen Gott und Herrn so ins Herz hineinreden, einschmeicheln, daß wir Vertrauen zu ihm fassen, ihn lieb gewinnen, uns ihm ergeben, nur ihn kennen, nur in ihm selig sind.

## Gen. 25—32.

## I.

Die Geschichte der Erziehung Jakobs gehört zu den „Geschlechtern Isaaks“, da Moses erzählt, was Isaak, als er der berufene Repräsentant Gottes auf Erden war, gewirkt, gelitten, ausgerichtet hat. Naturgemäß steht das Leben und Handeln seiner Kinder im Mittelpunkt der Erzählung.

Schon ehe Jakob geboren wurde, kündigte Gott an, daß er an ihm ein besonderes Beispiel seiner Liebe und Treue statuieren wolle. Die Empfängnis Jakobs geschah in Erhörung eines speziellen Gebets seines Vaters Isaak. Der Fortgang der Schwangerschaft Rebekkas gestaltete sich derart ungewöhnlich, daß diese aufmerksam wurde auf Gottes Finger und bei Gott Erklärung sucht und findet. Was Gott ihr im Voraus sagte, das bestätigte sich, bildlich, bei der Geburt der Kinder. Dieses alles muß einen gewaltig tiefen Eindruck besonders auf das Gemüt der Rebekka gemacht und sie nachhaltig in ihrer ganzen Pflege und Erziehung der Kinder beeinflusst haben; so daß wir von hier aus auch wohl ihren späteren Betrug an Isaak einigermaßen verstehen, wenn auch keineswegs rechtfertigen können. Sie kennt eben Jakob von allem Anfang an nicht anders als den Geliebten des Herrn.

Die erste selbständige Tat Jakobs, die uns von ihm berichtet wird, ist sein Handel mit Esau wegen der Erstgeburt.

Diese Geschichte gibt uns Anlaß, Esaus Charakter etwas näher anzusehen. Er steht neben Jakob, damit wir Vergleiche ziehen und daraus um so besser erkennen sollen, wie Gott mit Jakob aus lauter Liebe handelt. Esau tritt uns hier zunächst als ein leichtfertiger Mensch entgegen, der um eines augenblicklichen kleinen Genusses willen die größten Güter preisgibt. So ist Jakob nicht. Aber auch bei dieser Gelegenheit verleugnet Esau eine gewisse vornehme Gutmütigkeit nicht. Durch ein paar scheinbar ohne besondere Absicht hingeworfene Bemerkungen zeichnet ihn Moses als einen Menschen von solcher Art. „Isaak hatte Esau lieb und aß gern von seinem Wildwerk.“ Offenbar brachte Esau nicht nur gelegentlich, wenn er einmal wieder der Jagd nachgegangen war, seinem Vater von dem erlegten Wild; sondern wenn sein Vater nur das Verlangen nach Wildbret äußerte, so war Esau bereit, nach Kräften seinen Wunsch zu erfüllen. Mochte die Arbeit des Ackerbaus seine Anwesenheit noch so dringend

benötigen, er riß sich los; er scheute weder Strapazen noch die Unbilden des Wetters, wenn es galt, dem Vater einen kleinen Wunsch zu erfüllen.

In leichtfertiger Weise hatte Esau zwei Hethiterinnen zu Weibern genommen. Als er aber merkte, „daß Isaak, sein Vater, nicht gerne sahe die Töchter Canaan“, nahm er ihm zuliebe auch noch eine Ismaelitin dazu. — Bei seinen Nachgedanken gegen Jakob bekümmerte ihn sehr das Leid seines Vaters. — Als er sich mit Jakob ausgesöhnt hatte, geniert es ihn nicht nur sehr, daß er ein Geschenk annehmen soll, das widerstrebt seinem vornehmen Sinn, er ist auch bereit, sich mit seinen Leuten Jakob zum Schutz zur Verfügung zu stellen. — Es sind das lauter kleine Züge, die uns Achtung vor Esau abnötigen.

Dagegen halte man Jakob. Er kennt die Verheißung und freut sich ihrer. Er schätzt sie als sein höchstes Gut. Aber seinem Glauben haften doch sehr widerliche Schlacken an. Es ist besonders der Gedanke, als ob es zur Verwirklichung der Verheißung vor allen Dingen auf ihn selbst ankomme, ein Gedanke, der besonders in zwei Formen in die Erscheinung tritt: Jakob ist weichlich, und vor allen Dingen ist er hinterlistig.

„Jakob war ein frommer Mann und blieb in den Sitten“; das wird im Gegensatz gesagt zu dem leidenschaftlich energischen und tatkräftigen Esau. Jakob schonte sich. An seiner Person hing ja die Verheißung. Und es gefiel ihm offenbar besser, in behaglicher Muße die Verheißung zu genießen, als in der Kraft dieser Verheißung energisch, wie sein Großvater Abraham getan hatte, zu wirken, oder nach dem Vorbilde seines Vaters Isaak sich um ihretwillen zu opfern.

Es mag hier gleich eingeschaltet werden, wie Gottes Liebe diesen Jakob in die Schule nimmt und ihn läutert. Er wird hinausgestoßen in das rauhe Leben, da er lernen muß, auf eigenen Füßen zu stehen. Allerdings läßt ihn Gott nicht ohne Verheißung ziehen, sondern verkündigt ihm im Traum von der Himmelsleiter seinen Schutz und Beistand. Aber Jakob muß hinaus in ein sehr rauhes Leben, da Laban ihn mit ungewöhnlicher Härte zur Arbeit zwingt (Kap. 31, 38—41). So stählt Gottes Liebe den weichlichen Charakter und macht aus dem beschaulichen Träumer den Arbeiter, den Kämpfer, der Jakob sein mußte.

Schier noch widerlicher als Jakobs Weichlichkeit ist seine List und Verschlagenheit. Er glaubt der Verheißung, traut aber Gott nicht zu, daß er sie auch hinausführen könne. Er ist vielmehr der Meinung, daß es dabei auf seine tätige Mitwirkung ankomme, vor allen Dingen, daß er mit seiner Klugheit die Wege ebnen müsse.

Der Erfüllung der Verheißung steht die Tatsache im Wege, daß Esau der Erstgeborne war. Daß Gott das so gefügt und doch auch gesagt hatte: Der Größere soll dem Kleineren dienen, das genügt Jakob offenbar nicht. Er wartet eine „günstige“ Gelegenheit ab und erkaufte sich das Erstgeburtsrecht.

Man beachte, wie gleich hier am Anfang die Verheißung in Jakobs Herzen durch seine Auffassung Schaden leidet und in ihrem innersten Wesen verderbt wird: Nicht nur der Preis wird bestimmt, der Kontrakt wird auch durch einen Eid bindend gemacht. In solch gesetzlicher Weise geht Jakob mit dem Evangelium um. Und er will der Vertreter der Verheißung auf Erden sein! Was mag in solchen Sünden und Herzen aus der Verheißung werden!

In dem Handel um Isaaks Segen ist zwar Rebekka die Hauptperson, aber Jakob, der so bereitwillig auf ihre Gedanken eingeht, ist keineswegs von Schuld frei zu sprechen, zumal wenn man bedenkt, daß er bereits über 75 Jahre alt war (vgl. die Altersangaben in Kap. 47, 9; 45, 11; 41, 46; 30, 25; 29, 30). Es war ganz in seinem Sinn, daß man auf diese Weise verfuhr. Rebekka und Jakob hätten sich doch sagen müssen, daß ihr Betrug in ganz kurzer Zeit entdeckt werden würde, ja mußte. Dann würde die natürliche Folge die sein, daß Isaak, gereizt, nun erst recht auf seinem Voratz bestehen, den erschlichenen Segen annullieren, und statt dessen einen Fluch über Jakob aussprechen werde. Der gewiesene Weg war, Isaak gerade heraus an die ihm wohlbekannte Verheißung Gottes zu erinnern.

Gottes Verheißung ist doch ihrem innersten Wesen nach die Wahrheit, die Gnade und Wahrheit, die von Ewigkeit her die Erlösung der Sünder bereitet hat. Die der absoluten objektiven Wahrheit gegenüber einzig angemessene Stellung des Herzens ist der Glaube, das Vertrauen, die subjektive Wahrheit, und damit verbunden und daraus fließend die persönliche Wahrhaftigkeit. Wie will ein Mann, der es mit der verhältnismäßig kleinen Wahrheit (z. B. „Ich bin Esau“) nicht genau nimmt, Gottes große Gnade und Wahrheit auf Erden vertreten (Luf. 16, 10)!



Auch als es sich darum handelte, daß Jakob sein Haus im Dienst bei Laban versorgen sollte, griff er zur List. Gott hatte ihm zwar im Traum ausdrücklich reichen Segen verheißen. Er aber meinte, mit allerlei Kunstgriffen sich die Erfüllung der Verheißung sichern zu müssen.

Bei alledem müssen wir festhalten, daß Jakob ein gläubiges Gotteskind war. Wie eigentümlich aber bei ihm Glaube und der kurz skizzierte fleischliche Sinn verwoben und verwachsen waren, zeigt sich besonders in zwei Begebenheiten, die Moses erzählt.

Es war im Gesicht von der Himmelsleiter, daß Gott Jakob den Segen Abrahams und Isaaks verhieß. Jakob freut sich der Verheißung, sucht sich aber doch durch einen förmlichen Kontrakt gegen Gott sicher zu stellen: So Gott wird mit mir sein und mich behüten auf dem Wege, den ich reise, und Brot zu essen geben und Kleider anzuziehen, und mich mit Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen, so soll der Herr mein Gott sein, usw. Ist es doch schier, als hörten wir einen modernen Schacherjuden feilschen: Als de werst m'r behieten, as ich werd d'r dienen.

Als Rahel in Ungeduld über den ausbleibenden Kindersegel mit Gott und ihrem Manne haderte, strafte er sie zwar: Bin ich doch nicht Gott, der dir deines Leibes Frucht nicht geben will, aber wir hören nicht, daß er, wie einst sein Vater Isaak getan, den Herrn für sein Weib gebeten habe.

Wie machte es nun Gott, um Jakob zu läutern und seinen Glauben zu reiner Entfaltung zu bringen? Zunächst ließ er ihn einfach die ganz natürliche Folge seiner Handlungsweise tragen. Esau wurde ihm gram, und um sein Leben zu retten, mußte er in die Verbannung gehen. Seine Mutter, die ihn im Hinblick auf die Verheißung erzogen hatte, die aber auch an seiner Verirrung schuldig war, mußte seinen Umgang entbehren, wie er auch den der Mutter. — Er, der immer ein eingezogenes Leben geführt hatte, mußte als Folge seiner List hinaus in die rauhe Wirklichkeit des Lebens. — Indem Gott ihn so zu der Erkenntnis führte, daß er sein herbes Los seiner List, die im Mangel an Gottvertrauen wurzelte, zu verdanken habe, suchte er ihn eben von dieser List zu läutern.

Gott tat noch mehr. Gott ließ Jakob gegen einen Mann anrennen, der ihm in der List bei weitem überlegen war. Jakob hatte seine List doch immer in bester Meinung, immer im Interesse der Verheißung gebraucht. Seine List hatte doch an seinem Glauben

kräftige Schranken, ja eigentlich ihre Nichtlinien, gefunden. Solche Rücksichten kannte Laban nicht. Er stellte seine List ganz in den Dienst der Selbstsucht. Infolge dieser Skrupellosigkeit Labans, welcher nichts heilig war, die mit dem Glück und der Ehre der eigenen Töchter ihr Spiel trieb, die ihre Ehe mit List handelte, mußte Jakob am eigenen Leibe erfahren, welch ein scheußliches Ding die List ist, und wie schwer er sich gegen Gott und seinen Vater und seinen Bruder versündigt hatte, da er Gott nicht zutraute, daß er sein Wort wahr machen werde, und seinem Vater und seinem Bruder nicht zutraute, daß sie sich auch ohne seine List unter Gottes Willen beugen würden.

Hatte Jakob bei der Übervorteilung in seiner Eheschließung wohl hauptsächlich aus dem Gedanken heraus gehandelt: Das hast du an deinem Vater verdient, so benutzte Gott die gegenseitigen Eifersüchteleien der beiden Schwestern, bei denen allerlei offene und geheime List mit unterlief, dazu, Jakob noch weiter zu reinigen. Spiegelte sich hier nicht täglich vor seinen Augen das unbrüderliche Verhalten zwischen ihm und seinem überlisteten Bruder wieder? Jakob mußte es gründlich lernen, wohin es führt, wenn man Gott nicht einfältig glaubt, sondern seiner Verheißung mit List nachhelfen zu müssen meint.

Doch Gottes Liebe ließ den Jakob nicht nur zu seinem Besten die Folgen seiner List erleben, er begleitete ihn auch auf allen seinen Wegen und wandte ihm seinen beständigen Beistand zu.

Als Hauptstück wäre wohl zu nennen, daß Gott Jakob seine Offenbarung nicht entzog, daß er ihn nie im Dunkel über seine Absichten ließ. Als Jakob vor Esau floh, hatte er den tröstlichen Traum von der Himmelsleiter. Während er Laban um Lohn diente, offenbarte ihm Gott, daß er ihn gegen die Ungerechtigkeiten Labans schützen wolle. Wiederum erschien ihm Gott, als die Zeit gekommen war, daß er zu seinem Vater zurückkehren sollte. Ja, auch die Engel Gottes, die Jakob im Traum auf der Himmelsleiter gesehen hatte, mußten sich ihm wieder zeigen, und zwar als Gottes mächtiges Streiterheer, als eben der Überfall Labans in einem Bündnis geendet hatte und die Begegnung mit Esau noch bevorstand. Wie konnte nicht Jakob aus alle dem abnehmen, daß Gott nichts über sah, nichts vergaß, daß er sein Ziel im Auge behielt, daß er auch viel besser gerüstet war als Jakob, seine Pläne hinauszuführen, daß er Jakobs List dabei nicht bedürfe! Jakob solle ihm nur vertrauensvoll die Sache überlassen.

Und Gott ließ es nicht bei den Erscheinungen und Verheißungen bewenden. Mit dem Wort war immer die That verbunden. Er zeigte Jakob durch seinen beständigen Segen, den er ihm trotz aller Widerwärtigkeit, gegen die Jakob mit aller seiner List ratlos war, überschwenglich zufließen ließ, daß er ohne Menschenhilfe, ja viel besser ohne sie, sein Wort wahrmachen kann, und daß es gut ist auf den Herrn vertrauen. Der Mann ward über die Maße reich, und der Ehesriede ward wieder völlig hergestellt, so daß, als er das ungasfliche Haran verlassen und wieder in das gelobte Land zurückkehren wollte, Rahel und Lea mit ihm und unter einander völlig eines Sinnes waren.

Als Jakob nun von Laban zog und Laban voll böser Gedanken ihm nachjagte, durfte Jakob den sichtlichen Schutz Gottes in besonders handgreiflicher Weise erfahren, er durfte es erfahren, daß Gott auch den Menschen die Herzen lenkt wie die Wasserbäche. Ja, er durfte es erfahren, was ihm allerdings wohl erst später berichtet worden ist, daß Gott seinen Geliebten auch keine Blößen geben läßt. Jakob hatte das unbedachte Wort zu Laban gesprochen: Bei welchem du deine Götter findest, der sterbe hier vor unsern Brüdern; Gott wandte es so, daß Laban nichts fand und beschämt vor Jakob dastand.

Wie völlig Jakobs Glaube jetzt geläutert war, das zeigt sein Bekenntnis: Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast.

Es erübrigt noch, daß dieser geläuterte Glaube Jakobs, zu dem Gott ihn aus lauter Liebe in großer Geduld und Langmütigkeit ohne, ja gegen Jakobs Verdienst erzogen hatte, die Probe besteht. Gott legte Jakob die allerschwerste Probe auf. Er stellte sich als seinen Feind, er rang mit ihm. Obwohl Jakob an seinem Leibe zeitlebens Spuren dieses nächtlichen Ringens trug, so ist doch der Kampf vor allen Dingen ein geistlicher gewesen, in dem es sich um den verheißenen Segen handelte. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Jakob wußte auch sehr wohl, wer der war, der mit ihm rang, wie der Verweis Gottes zeigt: Was fragst du, wie ich heiße? Gott hält Jakob seine völlige Unwürdigkeit vor, und Jakob klammert sich, seine eigene List ganz und gar vergessend, allein an das Wort der Verheißung und erringt den Sieg. Sein Glaube ist nun rechter Art.

Das ist der Werdegang Jakobs, die Geschichte einer Liebe, der

rettenden Liebe Gottes, die ohne Verdienst und Würdigkeit rein aus sich selbst und um ihrer selbst willen Sünder selig macht.

## II.

Sollte nicht die Geschichte einer solchen Liebe unser Herz schwellen lassen? Das ist ja unser Gott, der so mit Jakob gehandelt hat, der uns liebt, wie er Jakob geliebt hat. Siehe, wie unser Gott sich mit dieser Geschichte in unser Herz einschmeicheln, Liebe und Vertrauen zu ihm in uns erwecken und stärken will. Und ein Glaube, der durch solche Geschichte genährt wird, kann nicht anders, er muß bestimmend auf unser ganzes Leben einwirken. Er ist, und wird je mehr und mehr, eine Kraft, die unser ganzes Gemüt in Besitz nimmt, unser Denken, Wollen und Handeln regiert.

Es ist bei uns Lehrern schier zur zweiten Natur geworden, daß wir zu jeder Geschichte eine Anwendung machen, wenn manche davon auch oft sehr weit hergeholt sind. Aber was ist es not, viel nach Anwendungen zu suchen, wenn Gott so unmittelbar zu unserm Herzen redet, so stark Glaube und Liebe entfacht! Da liegt die Anwendung in der Geschichte selbst, die uns nicht nur mit einigen Tatsachen bekannt macht, die uns Herz und Gemüt erwärmt, die unserm Glauben neues El zuführt und unserm ganzen Menschen neue Lebenskraft einflößt.

Wenn aber doch einmal eine besondere Anwendung sein soll, so kann es sich im vorliegenden Fall lediglich darum handeln, aus der Erzählung einige Punkte zu benutzen, um dem durch die Geschichte selbst entfachten Leben einige Richtlinien für seine Betätigung anzugeben. Es versteht sich von selbst, daß das im vorliegenden Fall unter besonderer Bezugnahme auf unsern Lehrerberuf zu geschehen hat.

An die Spitze dieser Anwendung wollen wir das Bekenntnis Jakobs stellen, das er am Ende seines Werdeganges tat: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die der Herr an seinem Knechte getan hat. Wie es unverdiente Gnade war, die Jakob zu einem Israel, einem Gotteskämpfer, erwählte und erzog, so ist es unverdiente Gnade, daß wir an den uns zugewiesenen Jünglingen Zeugenarbeit für unsern Heiland tun dürfen. Aber wie es bei Jakob erst langjähriger zielbewußter Arbeit der Gnade und Liebe Gottes bedurfte, ihn von seinen Fehlern zu reinigen, so daß er als geläuterter Gotteskämpfer auf den Plan treten konnte, so finden sich bei uns

die mannigfaltigsten Auswüchse des Fleisches, mit denen Gott Geduld haben muß, und von denen er uns durch die Wege, die er uns führt, zu reinigen sucht. Bei Jakob war es nicht Bosheit, daß er etwa absichtlich Gottes Pläne zu durchkreuzen und zu vereiteln suchte; im Gegenteil, er wollte Gott in der Ausführung seines Rathschlusses unterstützen. Aber doch war es eben ein sündlicher Mangel des Glaubens, der ihn verleitete, der auch nichts an seiner Sündlichkeit dadurch einbüßte, daß er mit den besten Absichten durchwachsen war und in guter Meinung irrte. So ist es auch bei uns nicht bewußte Bosheit, im Gegenteil, wir handeln meistens in bester Absicht und Meinung, wenn wir im Reiche Gottes Unfug treiben.

Die Anwendungen, die wir daher aus Jakobs Geschichte für uns machen, sollten sich vornehmlich nach zwei Seiten hin wenden: Wir werden durch seine Fehler an ähnliche Fehler, die sich bei uns finden, erinnert; und das, was Gottes Liebe aus Jakob gemacht hat, zeigt uns, was wir unserm Heiland in der Schule sein sollen. Doch da wir in der Geschichte ja eigentlich nur den Werdegang Jakobs verfolgt haben, so wird es sich bei unsern Anwendungen auch vornehmlich um unsre Fehler handeln, die Gott uns abgewöhnen möchte.

Es liegt in der Art von Anwendungen, daß sie kurz sein müssen. Es soll deshalb nun im folgenden kurz auf einzelne Momente im Werdegang Jakobs hingewiesen, und dann sollen, ebenfalls so kurz wie möglich, Phasen aus unserer Berufstätigkeit dagegen gehalten werden.

Jakob war ein frommer Mann und blieb in den Güten. — Sind wir nicht auch oft „fromme Männer“ nach dem Rezept Petri: *Schone dein selbst, und halten unser Amt für eine Sinekure?* Solche Art kommt aus Eingeben des Satans. Unser Heiland will nicht „fromme Männer“ in der Schule haben, sondern Gotteskämpfer, Männer, die seinen Sinn haben und ihm gleich bereit sind, sich zu erniedrigen und durch die äußerste Knechtsarbeit zum Siege vorzudringen.

Der Hauptfehler Jakobs bestand darin, daß er glaubte, an sich verwerfliche Mittel seien in Ordnung, wenn es sich darum handele, die Verheißung zu fördern, ohne daß er merkte, wie eben durch die Anwendung solcher Mittel die Verheißung in seinem eigenen Herzen gefährdet wurde, so daß er innerlich gar nicht mehr der Mann war, Gottes Verheißung auf Erden zu repräsentieren.

Findet sich ähnliche Schwachheit bei uns nicht? Lassen Sie mich auf etwas hinweisen, womit uns Gott in jüngster Zeit gründlich hat zu Schanden werden lassen. Wir sagten uns etwa: Wenn wir nur die Kinder in unsre Schule bekommen, daß wir sie unter den Schall des Evangeliums bringen, dann macht es nicht viel aus, wie wir sie dahin kriegen. Wir priesen den Leuten unsre christliche Schule als — deutsche Schule an.

Nachdem sich diese List heute als gefährlicher Bumerang erwiesen, der tief ins eigene Fleisch geschnitten hat, haben wir noch nicht von Gott gelernt, daß wir uns all solcher Kniffe enthalten sollen. Wir ersinnen eine neue List: Wir lassen unsre Schulen beim Staat akkreditieren. Damit glauben wir ein Doppeltes zu erreichen: Auf der einen Seite wird doch der Staat nicht gut eine Schule verfolgen können, die er selbst anerkannt hat; und zum andern werden die Leute sich doch nicht weigern, ihre Kinder einer christlichen Schule anzuvertrauen, wenn diese vom Staat als passierbar gestempelt ist.

Und dabei wollen wir Leute sein, die mit Paulus sprechen: Ich halte mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte ohne allein Jesum Christum den Gefreuzigten.

In Jakobs Kauf der Erstgeburt fiel uns auf, wie er die Verheißung durch Beobachtung gesetzlicher Formen sicher zu stellen suchte. Wie steht es bei uns in dieser Beziehung?

Daß Jakob das Gesetz zur Sicherstellung der Verheißung glaubte anrufen zu müssen, zeigt, daß er innerlich nicht frei war. Er hatte sich durch die Wahrheit nicht frei machen lassen. Seine Freiheit war durch gesetzliche Schranken begrenzt.

Wir christlichen Lehrer sind dazu berufen, die Jugend zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, in der christlichen Freiheit, zu erziehen. Aber sind wir selbst frei, daß wir immer in aller Unbefangtheit handeln, wie es gerade die Umstände erfordern? Sehen wir nicht oft unsre persönliche Freiheit, wie es im vergangenen Sommer einmal nicht unzutreffend ausgedrückt wurde, vom Standpunkt eines Rindviehs an? Wir meinen, Freiheit bestehe darin, daß wir die Grenzen des Erlaubten möglichst weit ausdehnen.

Und was die Schule betrifft, befürworten wir nicht häufig Gemeindebeschlüsse und Maßregeln, die es den Gliedern paragraphenmäßig zur Pflicht machen, ihre Kinder während einer gewissen Reihe von Jahren, oder in gewissen Perioden, zur Gemeindeschule zu schicken? Wie können wir, wenn wir freien Christeneltern gegenüber

zu gesetzlichen Maßregeln glauben greifen zu dürfen, uns einbilden, selbst in der Freiheit zu stehen oder gar andere in der Freiheit erziehen zu können!

Jakob hatte die Verheißung, daß Gott ihn versorgen wolle. Doch glaubte er, nicht nur im Schweiß seines Angesichts arbeiten zu müssen, sondern sich durch List Gottes Segen beschleunigen zu können.

Wir haben die Verheißung, daß wir uns vom Evangelio nähren sollen. Gott wird die Gemeinden, denen wir am Evangelio dienen, willig machen, daß sie uns ihren eigenen Umständen entsprechend unterhalten; oder wo die Gemeinden es verfehlen, wird Gott doch das Wenige, das sie uns geben, segnen, so daß wir nicht Not leiden müssen. Wenn wir's nur glaubten!

Es mag Umstände geben, wo eine Gemeinde nur auf solche Weise eine eigene Schule unterhalten kann, daß sie ihren Lehrer er sucht, sich Nebenverdienst zu verschaffen. Dann wird auch Gott gewiß das Opfer segnen. Aber in wie manchen Fällen haben Gemeinden und Lehrer sich schon daran gewöhnt, ohne daß die Not dazu wirklich zwingt, den Nebenverdienst des Lehrers als etwas Selbstverständliches anzusehen — sehr zum Schaden der Schularbeit. Das ist ein echter Jakobsstreich, den Gott bisher mit großer Geduld an uns getragen hat.

Über Jakob wird mit lautem Schweigen von seinem Gebetsleben berichtet. Gott erschien ihm wiederholt und redete mit ihm; seine Weiber Lea und auch Rahel pflegten das Gebet; aber von Jakob hören wir erst bei seinem Einzug in Kanaan, daß er sich zu Gott im Gebet gewandt habe. Offenbar hängt das zusammen mit seiner ganzen Auffassung von seiner eigenen Bedeutung in der Verheißung. — Wie brünstig ist wohl bei uns das Gebet, der Gebetsverkehr mit Gott im allgemeinen, besonders das Gebet um Kraft im Amt?

Von Jakob hören wir bei einer Gelegenheit, daß er im Verkehr mit seinen Mitmenschen Gottes Wort geführt habe. Das war, als ihm Rahel Vorwürfe wegen des Ausbleibens des erhofften Kindersegens machte. — Bei welchen Gelegenheiten und zu welchem Zweck wenden wir — abgesehen von den offiziellen Religionsstunden — das Wort Gottes an? Stehen wir nicht in Gefahr, daß der Gebrauch des Wortes Gottes bei uns stark veräußerlicht?

Jenes sonderbare „Geliübde“ zeigt wohl am unmittelbarsten den Grundzug der Stellung Jakobs zu seinem Gott, von der Gott ihn in

langjähriger Erziehung befreite. Wie Jakob einst mit seinem Bruder Esau einen rechtsgültigen Kontrakt wegen der Erstgeburt abgeschlossen hatte, so bot er Gott einen ähnlichen Kontrakt in jenem Gelübde an. Wer aber mit Gott auf der Basis eines rechtskräftigen Kontrakts verkehren will, der ist verdammt. Gott kann nur Gotteskämpfer gebrauchen. Unfre Schularbeit muß der direkte Ausfluß unsers persönlichen Glaubenslebens sein. Sobald sich bei uns der Gedanke einschleicht, daß unser Beruf etwas besonderes neben unserm Christentum, wohl gar etwas Verdienstliches, sei, taugt unfre Arbeit nichts.

Gott hat bisher in großer Geduld unfre Mängel getragen. Er wolle uns ferner in seiner Gnade erhalten, daß wir immer bessere Gotteskämpfer werden, Gotteskämpfer, die ihrer Rechtfertigung und Gotteskindschaft gegen Teufel, Welt und Fleisch, ja auch gegen Gott selbst, gewiß sind und davon Zeugnis ablegen in ihrem Leben und Beruf.

M.



## Kirchengeschichtliche Notizen.

Die Schulfrage in unserm Lande. — Daß unser Volk sich mehr und mehr vom Christentum abwendet und einer materialistischen Weltanschauung hingibt, wird allgemein zugestanden und von vielen beklagt. Man beklagt es weniger deswegen, weil man im Evangelium von Christo ewige Wahrheit und die einzige Rettung für die in Sünden verlorne Menschenseele sähe oder sich vom Materialismus angeekelt fühlte, als vielmehr weil man aus Erfahrung gelernt hat, daß der Unglaube, zumal wenn er alle Volksschichten durchdringt, doch recht unangenehme Begleitererscheinungen haben und einem das Zusammenleben mit seinen Mitmenschen verkleiden kann. Man kann nicht länger seine Augen gegen die Tatsache verschließen, daß mit der Entchristlichung unsers Volkes seine Entsittlichung Hand in Hand geht, und daß diese bereits einen solchen Grad erreicht hat, daß nicht nur der Fortbestand unsrer Regierungsform, sondern auch der der gesamten gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bedroht erscheint. Die Frage will daher nicht mehr verstummen: Was können wir tun, um dem Verderben zu steuern und unserm Volke die Bürgertugenden zu erhalten, die zu einem gedeihlichen Gemeinschaftsleben unentbehrlich sind? Die Antwort lautet allgemein: Wir müssen für eine bessere Erziehung der Jugend sorgen. Es ist erfreulich, daß man wenigstens zu dieser Erkenntnis gekommen ist und zugeibt, daß die Erziehung in der religionslosen Staatschule sich als ein Fehlschlag erwiesen hat. Aber wie denkt man sich die bessere Erziehung? Die Erkenntnis bricht sich mehr und mehr Bahn — und das ist wieder erfreulich —, daß die Religion als Erziehungsmittel unentbehrlich ist. Was nun tun? Religionsunterricht in der Staatschule geben? Die Schwierigkeiten, die sich bei der religiösen Zerspaltenheit unsers Volkes dem entgegenstellen, springen jedermann sofort in die Augen. Der greise Eliot von Harvard (s. Literary Digest vom 2. Dezember, Seite 34) hält sie freilich nicht für unüberwindlich. Es will ihm scheinen, daß die verschiedenen Religionsgemeinschaften unsers Landes sich auf einige Sätze sollten einigen können, in denen die Grundprinzipien der Ethik, das Prinzip der Ordnung, der Nächstenliebe und der Gerechtigkeit, im Sinne aller dargelegt wären, und die man dann, ohne irgendwo Anstoß zu geben, in allen Schulen lehren könnte. Der Indianapolis Star ist für den Plan begeistert und meint, seine Ablehnung durch die verschiedenen religiösen Sekten würde ein eigentümliches Licht auf die Lauterkeit ihrer Gesinnung werfen, da doch gewiß niemand etwas gegen die genannten Prinzipien einwenden könne. Ein großer Teil der Episkopalkirche nimmt eine ähnliche Stellung ein. Wie soll man sich solchen Stumpfsinn erklären? Es hätte selbstverständlich keine Schwierigkeiten, jenen Grundsätzen eine Fassung zu geben, der alle zustimmen könnten; aber was wäre damit gewonnen? Meint man denn, sobald jeder Bürger einmal in der Schule gehört hat, man müsse um des Gemeinwohls willen sich menschlicher Ordnung unterwerfen, den Nächsten lieben und Gerechtigkeit üben, sei das Vaterland gerettet? Ist der Tiefstand der Moral in

unserm Lande darauf zurückzuführen, daß man das Moralgesetz nicht kennt? Gaben die zahlreichen Kriegsgewinnler, die die Regierung so schändlich betrogen haben, es deswegen getan, weil sie nicht wußten, daß Betrug und Diebstahl Sünde sind? Kommt deswegen so viel Mord in unserm Lande vor, weil man noch nie gehört hat, daß er nach göttlichem und menschlichem Gesetz verboten ist? Es ist schier unbegreiflich, wie ein Mann von Eliots Erfahrung und Bildung mit dem Durchschnittsamerikaner glauben kann, daß das Wissen bessert. Nicht das ist die große Schwierigkeit bei der Erziehung zur Sittlichkeit, den Zögling mit den Forderungen des Moralgesetzes bekannt zu machen, sondern ihn für das Gute zu gewinnen, während er doch von Natur das Böse will. Das bringt man mit einer dürren Morallehre nicht zustande. Antrieb und Kraft zum Guten bietet nur die Erkenntnis des lebendigen Gottes, die keine farblose rationalistische Allerweltsreligion vermittelt. Auch dies leuchtet bereits einer Anzahl amerikanischer Erzieher ein. Sie erkennen, daß ein ersprißlicher Unterricht in der Religion oder in der Moral nicht in der Staatschule gegeben werden kann, sondern von den Religionsgesellschaften gegeben werden muß, denen die Schüler angehören. Noch mehr: man gesteht auch zu, daß der Religionsunterricht, der einmal wöchentlich in der Sonntagschule von pädagogisch nicht vorgebildeten Lehrern gegeben wird, in keiner Weise genügt. Man empfiehlt darum neuerdings einen Religionsunterricht, der an Wochentagen während der regulären Schulstunden gegeben wird, und an dem teilzunehmen die Staatschule allen ihren Schülern dadurch Gelegenheit bieten soll, daß sie sie eine oder mehrere Stunden wöchentlich vom Unterricht in den weltlichen Fächern entschuldigt und ihren Stundenplan so anlegt, daß dies ohne Störung des Schullebens geschehen kann. Denn Unterricht in der Religion erhalten die Schüler entweder von einem Vertreter ihrer Kirche, oder alle Kirchen, respektive einzelne Gruppen derselben einigen sich auf einen Lehrer, für dessen Besoldung sie sorgen müssen. Verschiedene Colleges wie Lawrence, Northwestern University und andere haben bereits Vorkehrung für die Ausbildung solcher Lehrer getroffen, und in einigen Staaten wie Wisconsin und Minnesota wird obiger Plan in manchen Städten auch ausgeführt. In unserm Staate u. a. in Appleton, von wo der Korrespondent einer Milwaukeeer Zeitung folgendes über die Sache berichtet:

“The plan for week-day religious education schools, perfected by Prof. E. E. Emme, head of the department of religion at Lawrence college, and first successfully worked out in this city last year, is rapidly establishing its right to exist about the state. Already three Wisconsin cities have adopted it, with others seriously considering similar undertakings.

The schools are conducted by co-operation of the churches of the city with a thoroughly college trained instructor who is maintained by a budget raised by the co-operating denominations. They meet one hour each week, children being excused from regular school work for that time.

The courses are so arranged that they are beneficial alike to Protes-

tant and Catholic. At Appleton five separate schools are maintained so that pupils can attend either a united group of co-operating Methodist, Congregational, Presbyterian, Baptist, Methodist Episcopal, Episcopal, German Methodist or Reformed churches, or can attend separate schools maintained by Catholic, Lutheran, Christian Scientist and Jewish denominations. In this manner unity, it is found, is best secured.

Children of the fourth, fifth and sixth grades, according to the plans, attend the schools, the purpose of which is, as the constitution states, 'to stimulate and develop in the community greater interest in and respect for moral and religious principles of conduct.'

Each city adopting the plan perfects an organization with a definite constitution, and by-laws, and with lay officers and committees as well as church heads uniting to direct the activities."

Mein, so viel sich seine Befürworter von diesem Plane versprechen, er wird nicht zum Ziele führen. Was unserer Jugend not ist, ist eben nicht ein wenig Religionsunterricht, sondern eine christliche Erziehung, eine Erziehung, bei der die Religion nicht ein Fach ist neben den andern Fächern, sondern alles durchdringt, alles durchleuchtet. Was darf man sich, menschlich geredet, von einem Religionsunterricht versprechen, in welchem wöchentlich eine Stunde der gute Same ausgestreut wird, wenn man ihn die übrigen 29 Stunden unter die Füße tritt? Wie kann man erwarten, daß die Religion — und darauf kommt es doch an — eine Lebensmacht im Herzen des Kindes werde, wenn die Tatsachen und Wahrheiten der Religion im täglichen Unterricht und in der Disziplin ignoriert werden, als wären sie ein Märlein oder doch von keinem praktischen Wert? Darum wird jeder Plan, der eine religiöse Erziehung vorsieht, die neben der weltlichen in der Staatschule einhergeht und diese ergänzen soll, sich als ein Fehlschlag erweisen. Ist man einmal zu der Erkenntnis gekommen, daß eine religionslose Erziehung zum moralischen Bankrott führt, so sollte man auch bereit sein zuzugestehen, daß der Staat, der weder nach Gottes Wort noch nach unsrer Landesverfassung die Aufgabe hat, Religion zu lehren, nicht erziehen kann und darum die Erziehung den Eltern, respektive der Kirche überlassen und nur als Nothelfer Schulen unterhalten sollte. Aber vor diesem Gedanken schrecken die meisten zurück. Nur das nicht! Der Gedanke, daß die öffentliche Schule das Rückgrat unsrer Republik, unsre einzige Hoffnung ist, ist ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihnen das Gegentheil undenkbar scheint. Eine Ausnahme bildeten bisher fast ausschließlich die Bürger katholischen und lutherischen Bekenntnisses. In jüngster Zeit werden jedoch auch in andern Kirchen Stimmen laut, die zur Einrichtung christlicher Wochen Schulen raten. Vor uns liegt die 7. Nummer des ersten Jahrgangs des Christian School Magazine, das in Siouy Center, Iowa, erscheint, von der National Union of Christian Schools herausgegeben wird und seine Leser hauptsächlich in der holländisch-reformierten Kirche unsers Landes hat. Die Stellung zur Schulfrage, die in diesem Blatte vertreten wird, ist, soweit aus der vorliegenden Nummer ersichtlich, wesentlich die

unsere. Die National Union of Christian Schools unterhält nicht nur ein christliches Schulwesen in ihrer Mitte, sondern sucht auch durch geeignete Vorträge und öffentliche Lehrproben mit Klassen christlicher Schulen unser Volk für die christliche Wochenschule zu gewinnen. Wäcchten doch alle Lutherauer ebenso eifrig ihren Mitbürgern gegenüber von der Notwendigkeit und dem Segen christlicher Schulen zeugen. Gerade jetzt, wo unser Volk anfängt, die Resultate der Staatschulerziehung mit kritischen Augen anzusehen, und wo das Oregoner Schulgesetz die Aufmerksamkeit auf die Schulfrage lenkt, dürfte ein Zeugnis rechter Art von besonderem Segen sein.

Allein, nicht nur die religionslose Elementarschule, die wir in obigen Ausführungen in erster Linie im Auge hatten, fängt an, ernstern Gemütern Sorge zu bereiten, sondern auch die religionslose hohe Schule. Mit Recht! Sie, obenan die Colleges, hat in neuerer Zeit einen besonders unheilvollen Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht ausgeübt. Hier wird nun zu oft dem Studenten in dem Alter, in welchem er sich mit den wichtigsten Fragen seines Daseins auseinanderzusetzen und eine bestimmte Weltanschauung zu gewinnen sucht, die christliche Weltanschauung lächerlich gemacht; hier wird ihm gesagt, daß die Bibel ein Mythenbuch ist; daß es keinen persönlichen Gott und darum auch kein göttliches Gesetz gibt; daß recht und unrecht relative, in beständigem Fluß befindliche Begriffe sind; hier werden seine sittlichen und religiösen Ideale in den Kot getreten; hier wird die materialistische Welt- und Lebensanschauung gelehrt, die bereits den größten Teil unsers Volkes durchseucht hat, und auf die in erster Linie der Tiefstand in der öffentlichen Moral zurückzuführen ist. Fahren wir fort, in der Elementarschule Gott zu ignorieren und in der hohen ihn zu leugnen, so gehen wir mit Riesenschritten dem sittlichen Bankrott entgegen. Dies umjomehr, als der Besuch der hohen Schulen immer allgemeiner wird, und als jetzt — und das ist von besonderer Bedeutung — viele spätere Gattinnen und Mütter die selben Colleges besuchen und die selben Fächer studieren wie die Männer und sich von den selben Professoren um ihren Glauben bringen lassen. So lange war die Frau die Hüterin und Pflegerin der Religion in der amerikanischen Familie; sie gewann ihren Mann für die Kirche, sie lehrte ihre Kinder beten. Jetzt steht es vielfach so nicht mehr. Die Schriftstellerin Mary Briarly, Verfasserin von "In His Own Image", die sich mit dieser Sache eingehend beschäftigt hat, schreibt darüber in einem Artikel in Scribner's Magazine, aus welchem der Literary Digest vom 2. Dezember zitiert, wie folgt:

"Woman is learning the same things that are taught to her brother —scientific theories destructive of the faith she imbibed at home. The girl once content with a finishing-school diploma tied with a neat ribbon now not only aspires to degrees but insists upon taking some portion of her work seriously—in fact, uses her brain to relate vagrant academic theories of life. And even as the man, she is becoming agnostic and atheistic. Partly because science has disproved some theological dogma, more because the whole trend of college training is toward disbelief. The modern university knows but one good, the scientific spirit, and teaches that evolution is a fact and God a possibility." . . .

“Science is striving to explain all spiritual cravings, love, reverence, friendship—all human tenderness—in terms of physical reaction, so that every human longing, from the desire for immortality to the mother’s love for her child, has been classed as either self-preservation or sex. Judged by its effect on the undergraduate student, the modern college course is an almost continuous propaganda for materialism. Here and there some professor who still believes he has a soul tries to reconcile Darwinism with a Creator, or mechanistic psychology with immortality. But the usual academic dictum is that the relating of these theories to religion and character must be left to the individual.” . . .

“The majority of college graduates take the easy course of leaving such problems unsolved. They begin life strongly tinged with materialism, not knowing what they believe as to the existence of God or as to what moral teachings are really obligatory. And despite the popular depreciation of the modern home, statistics would reveal that a large percentage of these students entered college with a more or less definite religious creed of some kind, and with very definite moral ideas—whether they lived up to them or not.” . . .

Sie fragt dann: “Have not the decisions of the scientist of one century as often been reversed by the discovery of some new element or force as the conclusions of the philosophers? Does science claim to be alone inerrant in a world of fallible and partial knowledge? Is it just possible that the university has usurped the arrogance of the old theologians in parceling out what portions of universal truth shall be credited? Is there any scientific or academic necessity for the spirit of negation that dominates our universities today?”

The modern woman and the modern home are being blamed for fostering a godlessness and lowering moral ideas which are the direct outcome of the materialistic philosophies current in all our institutions of higher learning, philosophies which are partly the result of a narrow application of the theory of evolution, but are more directly a graft from the German materialism which came to a head in Nietzsche and the imperialists. A materialism which is as inevitably the death of all moral principle as it is of religion. If materialistic philosophy is true, why blame the women of America for putting it to practical use? If it is wholly or partly false, why teach it, either directly or by suggestion, in our colleges and universities?”

Wächten doch allen unsern Mitbürgern, die den Niedergang der Moral in unserm Lande beklagen, und die so gerne die bösen foreigners für dieses und alle andern übel verantwortlich machen, die Augen aufgehen! Die religionslose Schule, in der so viele die feste Stütze des Staates sehen, ist es, die das heranwachsende Geschlecht gegen die Religion gleichgültig macht, ja den jungen Christen vielfach den Gottesglauben aus dem Herzen reißt und sie lehrt, daß alles Materie, Rot und Dreck ist, daß es keinen Gott, keine

Seele, keine Verantwortung, keinen Himmel, keine Hölle gibt, und daß die einzige Lebensweisheit die ist, sich seiner Umwelt anzupassen und sein Gutes in diesem Leben zu suchen. Möchten aber auch alle christlichen Eltern, deren Kinder eine hohe Schule besuchen sollen, es sich wohl überlegen, ob sie sie den religionslosen Staatsanstalten anvertrauen sollten. Wir haben es selbst aus dem Munde junger Lutheraner gehört, welchen Ansehungen ihr Glaube ausgekehrt war, als sie die eine oder andere Staatsuniversität besuchten. Die Erfahrung lehrt, daß viele unsrer hoffnungsvollsten jungen Leute dort der Kirche entfremdet werden und am Glauben Schiffbruch leiden. Eine höhere Bildung um solchen Preis ist zu teuer bezahlt. Weil aber doch jahraus, jahrein viele junge Lutheraner Staatsuniversitäten besuchen, so sollte die Kirche sich ihrer annehmen und in allen Städten, in denen Staatsuniversitäten sind, die von Lutheranern frequentiert werden, tüchtige, erfahrene Pastoren stationieren, die den antichristlichen Einflüssen der Schule entgegenarbeiten und den angefochtenen Glauben der jungen Christen zu stärken suchen. Das zu erstrebende Ideal ist das freilich nicht, sondern nur ein Nothbehelf. Die Kirche sollte vielmehr die gesamte Schulung ihrer Jugend, die elementare sowohl wie die höhere und höchste, selbst besorgen. Der Ausbau und die Pflege ihres Schulwesens ist unser Erachten eine ihrer wichtigsten Aufgaben in diesem Lande.

W. S e n k e l.

\* \* \* \* \*

**Empfindlichkeit des Unglaubens.** — Die Wahrheit ist entschieden, bis zur Anduldsamkeit, gegen die Lüge. Das liegt in ihrer Natur. Würde sie in irgend einer Weise mit der Lüge einen Pakt schließen, so würde sie damit aufhören die Wahrheit zu sein. Sie hätte ja der Lüge Existenzberechtigung zuerkannt. Aber empfindlich ist die Wahrheit nie. Sie erfüllt die, welche sie haben und vertreten, mit dem Bewußtsein und dem Gefühl der ihr inwohnenden Kraft, die alles überwindet, aber selbst unüberwindlich ist, selbst wenn sie äußerlich unterdrückt wird. Was schadet es der Wahrheit, wenn die Lüge auch noch so dreist behauptet wird! Das verschlimmert letzten Endes nur die Lage der Vertreter des Irrthums, wenn sie es wagen, der Wahrheit ins Angesicht die Lüge zu behaupten. Sie verirren sich um so fester. Und in dem selben Maße bleibt die Wahrheit Sieger. Die Wahrheit ist nicht empfindlich. Sie wird auch nie zu Gewaltmaßregeln der Lüge gegenüber greifen. Sie trägt ihre Kraft in sich selbst und bedarf keiner Stütze an der Gewalt in irgendwelcher Form. Ihre einzige Angriffswaffe und Verteidigungswaffe ist das Zeugnis. Diese ist allein der Wahrheit Art angemessen.

Wir haben bisher von Wahrheit allein nach ihrer formalen Seite geredet. Ihrem wesentlichen Inhalt nach ist die Wahrheit identisch mit der Gnade Gottes. Alle Wahrheit in der Welt von der Schöpfung an bis zur endlichen Verherrlichung der Kinder Gottes fließt allein aus der Gnade, ist eine Entfaltung dieser Grundwahrheit. Wer sich der Gnade unterwirft, der hat die Wahrheit. Barmherzigkeit ist der eine große Gedanke, an dem Gott Wohlgefallen hat, den er in all seinem Tun zur Darstellung bringt,

der auch in den Gerichten Gottes zur Geltung kommt, auch noch im Endgericht den Ausschlag gibt. Wer die Gnade und Wahrheit ablehnt, der ist verdammt. Nach diesem wesentlichen Inhalt der Wahrheit kann sie wiederum nicht empfindlich sein.

Das gerade Gegenteil ist die Lüge des Unglaubens. Der Unglaube erhebt zwar gerne gegen die Wahrheit den Vorwurf der Intoleranz, weil sie eben ihm alle Existenzberechtigung abspricht; er erklärt sie für empfindlich, weil sie entschieden auftritt in ihrem Zeugnis gegen den Irrtum. Dadurch gibt sich der Unglaube gerne den Schein der Toleranz. Aber er hat noch nie die Probe bestanden. Hier ein paar Beispiele aus jüngster Zeit, die wir dem „Hannoverschen Sonntagsblatt“ (vom 5. und 12. November v. J.) entnehmen.

„Stimmungsbild aus einer sächsischen Volksschule. Welche Blüten die Religionsfeindschaft gegenwärtig sogar in der Schule treibt, zeigt folgender Vorfall in einer Volksschule der Leipziger Gegend: Im Anschluß an das Gedicht ‚Das Wächlein‘ ließ ein Lehrer einen Aufsatz anfertigen unter der Überschrift ‚Kind und Wächlein‘. Derselbe hatte etwa folgenden Wortlaut: ‚Der Knabe sprach zum Wächlein: Wo kommst du her? Das Wächlein sagte: Ich komme tief unten aus der Erde. Munter springe ich über Moos- und glatte Steine. Schau nur einmal in meinen Spiegel, da siehst du dein Gesicht, den schönen blauen Himmel und die liebe Sonne. Der Knabe fragte weiter: Ja, Wächlein, wo willst du denn hin? Das Wächlein antwortete: Das weiß ich jetzt noch nicht. Darüber mache ich mir auch keine Sorgen. Der liebe Gott wird mein Führer sein.‘ Dieser Aufsatz erregte das Mißfallen des Lehrerrates. Der Lehrer wurde vorgeladen, und der Vorsitzende des Lehrerrates machte ihm folgende Vorhaltungen: 1. Die Behandlung des Stoffes sei unzulässig, da sie gegen die Reichsverfassung verstoße. 2. Das Gedicht bzw. der Aufsatz sei kinderfremd, da der Lauf des Wächleins nicht von Gott, sondern durch die Fallgesetze bestimmt würde. 3. Es läge hierin eine religiöse Beeinflussung derjenigen Kinder der Klasse, die nicht am Religionsunterricht teilnehmen — eine Intoleranz gegen andersdenkende Kinder und deren Eltern. Im Anschluß daran wurde dem Lehrer nahegelegt, derartige Stoffe aus dem Unterricht auszuschneiden. Bei etwaiger Anzeige an die Behörde könnte das eine Suspendierung vom Amte zur Folge haben. Der Lehrer konnte sich jedoch mit dieser Auffassung nicht einverstanden erklären und brachte die Angelegenheit vor die Lehrerkonferenz, die jedoch in ihrer Mehrheit dem Standpunkt des Lehrerrates sich anschloß.“

„Inhaltbare Schulverhältnisse. Wie gegen den christlichen Charakter unseres Schulwesens, das nach der Verfassung bis zum Erlaß des Reichsschulgesetzes unangetastet bleiben soll, von partei-politischer Seite Sturm gelaufen wird, zeigt eine Beschwerde des sozialdemokratischen Parteifraktariats in Breslau beim dortigen Stadtschulrat, daß ein Lehrer in einer evangelischen Schule gesagt habe, die Religion sei der einzige Halt des Menschen, und ohne Religion könne der Mensch nicht bestehen. Diese im Beisein freireligiöser Kinder getane Äußerung sei eine Kränkung ihrer

Eltern. Die Beschwerde beleuchtet grell die Unhaltbarkeit der augenblicklichen Schulverhältnisse, zugleich aber den Charakter der von manchen gewünschten Gemeinschaftsschule, aus der alles Religiöse ausscheiden muß.“

Derartige Vorfälle dürfen uns nicht wundern. Es liegt in der Art des Unglaubens, daß er empfindlich ist und es nicht vertragen kann, wenn die Wahrheit in seiner Hörweite bezeugt wird. Er fühlt sich dadurch verurteilt, und er hat keine Kraft in sich, das Urteil als unberechtigt zurückzuweisen. Das Zeugnis der Wahrheit rüttelt ihn aus seiner durch künstliche Mittel künstlich erzeugten Gemütsruhe auf und erinnert ihn an die Wirklichkeit. Seine Ruhe, die nicht aus der Wahrheit ist, kann keine Störung vertragen.

Es ist uns, die wir von unserm Heiland zu Zeugen der Wahrheit berufen sind, nötig, dieses immer wieder zu bedenken, damit wir die Handlungsweise der Welt verstehen, damit wir uns keinen trügerischen Hoffnungen hingeben, und damit wir selbst uns sorgfältig vor der Anwendung irgendwelcher Mittel hüten, die nicht mit der Art der Wahrheit selbst gegeben sind.

M.

\* \* \* \* \*

**Intoleranz des Unglaubens.** — In einer andern Notiz haben wir auf die Empfindlichkeit des Unglaubens hingewiesen. Jedes Ernstmachen mit der Wahrheit von Gott z. B. ist ihm ein Angriff auf die Naturgesetze, den er entrüstet abweisen zu müssen wähnt. Hand in Hand mit solcher Empfindlichkeit geht die Intoleranz und Verfolgungswut. Da der Unglaube sich immer vor seinen eigenen „Fallgesetzen“ zu fürchten hat — stürzt er doch seltner automatisch in Verzeißlung, sobald die Wahrheit ihm im geringsten sein äußerst labiles Gleichgewicht stört — so muß er naturgemäß die Gewalt zu Hilfe rufen. So sehr er für sich selbst die weitgehendste zarteste Rücksicht beansprucht, so wenig ist er bereit, gegen die Wahrheit die geringste Duldsamkeit zu zeigen. Dazu wieder ein Beispiel aus Deutschland, wo gerade infolge der Wirrsale eine jede Kraft, sei es der Wahrheit oder der Lüge, ihre Art am ungehindertsten zeigt. Die Notiz stammt aus der „Deutschen Zeitung“ vom 1. Dezember v. J.

„überfüllte Kirche — leere Schulen. Am Bußtag waren die Braunschweigischen Kirchen so überfüllt wie noch nie seit Menschengedenken: morgens und abends mußten Parallel-Gottesdienste gehalten werden. Sämtliche Geschäfte und Banken hatten geschlossen. In den Schulen fehlten die Hälfte bis zwei Drittel der Kinder. Trotz des Einspruchs des Reichspräsidenten, beabsichtigt Kultusminister Steinbrecher auch jetzt noch über die ‚Mädelsführer‘ die Strafe der Schulverweisung zu verhängen.“

Dazu macht das „Hannoversche Sonntagsblatt“ (vom 3. Dezember v. J.) folgende Bemerkung:

„Wie nötig eine Inangriffnahme der kulturpolitischen Fragen, zeigen die Vorgänge in Braunschweig, wo im Widerspruch mit der Reichsverfassung der Kultusminister jeden Schüler, der am Bußtag die Schule versäumte, mit Verweisung von der Schule bedrohte, während den katholischen und jüdischen Kindern, die ihre Feiertage begehen, kein Haar gekrümmt wird. In Sachsen



freilich geht der Radikalismus auch gegen Katholiken und Juden vor, ſo jetzt gegen den Biſchof von Meißen, der die katholiſchen Kinder am Allerheiligentage von der Schule ferngehalten. Ein Viertel der Schüler iſt in Braunſchweig am Bußtag dem Unterricht ferngeblieben; der Landeselternbund droht mit ſchärfſter Fehde, ſogar mit Schulſtreik.“

Es will uns oft ſcheinen, als ob Empfindlichkeit und Verfolgungswut innere Widerſprüche ſeien. Wer empfindlich iſt, ſollte doch auch ſelbſt die ſtrengſte Rückſicht üben. Ein Widerſpruch hätte ſtatt, wenn man beide in der Wahrheit ſich vorſtellen wollte. Sie ſind aber beide der Wahrheit fremd. In der Lüge ſind ſie keine Widerſprüche. Sie ſind eben beide im Weſen der Lüge und des Unglaubens begründet. M.

\* \* \* \* \*

**Seminareröffnung in Zehlendorf.** — Zehlendorf liegt in unmittelbarer Nähe von Berlin. Hier hatten der ehemalige Kaiſer Wilhelm und die Kaiſerin Auguſte Viktoria auf einem Grundſtück von etwa dreißig Aekern ein Seemannsheim geſtiftet. Jetzt hat die Berliner Gemeinde der Sächſiſchen Freikirche das öffentlich zum Verkauf ausgetobene Eigentum für etwa \$10,000.00 erworben. Das Geld ſchenkte Herr Th. Lambrecht von New York im Verein mit etlichen anderen Gliedern der Miſſouri-Synode. Das ehemalige Seemannsheim wurde durch geringe Veränderungen in ein Predigerſeminar umgewandelt. Über die Einweihung, die während der Paſtoralkonferenz in Berlin am 14. und 15. November v. J. ſtattſand, berichtet H. St. in der „Freikirche“:

„Den Höhepunkt unſerer Berliner Konferenz bildete die feierliche Eröffnung des neuen Seminars in Zehlendorf. Als eine gnädige Fügung Gottes müſſen wir es anſehen, daß uns hier dank der großzügigen Hilfe unſerer Glaubensbrüder in Amerika ein ſo herrliches Eigentum beſichert worden iſt. Dieſen Eindruck hatten alle Konferenzteilnehmer, als ſie am Mittwochnachmittag vor der Feier das Grundſtück beſichtigten. Daſſelbe beſteht aus vier Gebäuden mit vollſtändiger Einrichtung. Es war vor dem Kriege ein Seemannserholungsheim und während des Krieges Lazarett. Das erſte, das frühere Mannſchaftsgebäude, ſoll den Studenten als Wohnung dienen. In dem Hauptgebäude befinden ſich die Hörfäle und die Küche. In dem dritten wohnen die Herren Profeſſoren, während das vierte von Herrn Major Dr. Köper bewohnt wird, dem früheren Leiter des Erholungsheims. Das Ganze iſt inmitten eines ſchönen Waldbeſtandes gelegen. Um 6 Uhr fand in dem Speiſeſaal des Verwaltungsgebäudes die Einweihungsfeier ſtatt, zu der eine große Anzahl Glieder der Berliner Gemeinde und Gäſte aus anderen Gemeinden erſchienen waren. Mit dem gemeinſamen Geſang: ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren‘ wurde die Feier eröffnet. Dr. Koch übergab hierauf das Seminar, deſſen Ankauf durch die Berliner Gemeinde erfolgt war, der evangeliſch-lutheriſchen Freikirche. Der ehrw. Präſes M. Willkomm übernahm es im Namen der Synode. In ſeiner eindrucksvollen Rede forderte er die Verſammlung auf: Sursum corda! Die Herzen in die Höhe! Die Herzen in die Höhe zum Lob und Dank gegen

Gott, der über Bitten und Verstehen unserer Prophetenschule solch schönes Heim beschert hat! Die Herzen in die Höhe zum Gebet, daß er sie segne und sein Wort hier rein und lauter Lehren lasse zu seines Namens Ehre! Sodann eröffnete Prof. Stallmann das Wintersemester, indem er auf Grund von Ps. 119, 133: „Laß meinen Gang gewiß sein in deinem Wort und laß kein Unrecht über mich herrschen“ über die christliche Gewißheit, die besonders auch der Theologe haben muß, beherzigenswerte Worte sprach. Beide Reden sollen auf Beschluß der Konferenz im Druck erscheinen. Hierauf sprach Präses Willkomm das Weihegebet. Es wurden von verschiedenen Seiten herzliche Segenswünsche für die Einweihung dargebracht und auch auf den Geburtstagstisch des Seminars mehrere ansehnliche Geschenke niedergelegt. Die an diesem Abend gesammelte Kollekte für die Seminarkasse betrug über 13000 Mark. Der Singchor der Berliner Gemeinde verschönerte die Feier wesentlich, er trug unter anderem den Satz aus Haydn's Schöpfung: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“ überaus eindrucksvoll vor. Wohl allen Teilnehmern wird diese Feier unvergessen bleiben. Möchte unsere Anstalt stets eine Pflanzstätte wahrer Theologie sein und bleiben, welche auf den deutschen Universitäten leider nicht mehr gelehrt wird! Wir alle wollen sie daher auf betendem Herzen tragen und sie durch unsere Gaben erhalten! Es ist u n s e r Seminar, für das wir sorgen müssen. Möchten auch recht viele junge Leute aus unseren Gemeinden, denen Gott die Gaben geschenkt hat, sich dort für das heilige Predigtamt ausbilden lassen!“

Vor dem Kriege hatte die Sächsische Freikirche ihre zukünftigen Prediger größtenteils auf den Anstalten unserer Schwesterkirche von Missouri ausbilden lassen, so daß fast die Hälfte ihrer Pastoren Zöglinge dieser Anstalten sind. Während des Krieges, da die Verbindung zwischen Amerika und Deutschland unterbrochen war, sah sich die Freikirche genötigt, ein eigenes Seminar anzufangen. Das geschah temporär in Leipzig. Da aber infolge des Krieges alle Arbeit im hiesigen Lande mehr ins Englische überging, so ist es jetzt für die Freikirche unpraktisch, die frühere Art der Pastorenausbildung wieder aufzunehmen. Daher die Gründung eines eigenen Seminars in Zehlendorf.

Gott segne diese Lehranstalt unsrer Brüder in Deutschland.

M.

## Büchertisch.

**Der Brief des Jakobus.** Ausgelegt von D. C. M. Zorn. Verlag des Schrifttenvereins (E. Märner), Zwickau (Sachsen). 120 Seiten, geheftet. Preis 40 Cents.

Es erscheint hiermit in Buchform eine Auslegung des Jakobusbriefes, die von der „Freikirche“ in fortlaufenden Lieferungen gebracht wurde. Des Verfassers Art ist bekannt. Zur Charakterisierung des vorliegenden Schriftchens genügen folgende Bemerkungen. Im kurzen Vorwort sagt der Verfasser: „Die Auslegung ist so gefaßt, daß jeder Leser sich selbst überzeugen kann, daß sie richtig ist.“ über den Hauptzweck der Jakobusepistel spricht er sich einleitender- und abschließenderweise so aus: „Jakobus hat einen Schaden im Glaubensleben der Christen, an welche er schreibt, im Auge. Welchen Schaden? Den, daß der Glaube der Christen sich in ihrem Leben nicht lebendig und kräftig genug erweist. Dem tritt Jakobus entgegen, indem er zeigt, was einestheils ein lebendiger Glaube und was anderenteils ein toter Glaube ist. . . . Das zieht sich wie ein roter Faden durch den ganzen Brief hindurch.“ „Wie einheitlich, wie von e i n e m Gedanken beherrscht, wie immer e i n e m Ziele zuführend ist der ganze Brief des Jakobus! Jakobus hat Gemeinden im Auge von Laodiceaart (Offenb. 3, 14—22), von Sardesart (Offenb. 3, 1—6). Und gerade auch bis zu dem eben betrachteten Schluß seines Briefes klingt durch das ‚Sei wacker und stärke das andere, das sterben will!‘ Offenb. 3, 2.“ Von diesem Gesichtspunkt aus tritt D. Zorn auch an die Behandlung der Hauptcrux des Briefes heran. Das Resultat seiner Untersuchung dieser Stelle faßt er so zusammen: „Daß kein sachlicher Widerspruch zwischen Jakobus und Paulus ist, haben wir schon gezeigt. Aber die Verschiedenheit der Redeweise ist da. Und diese Verschiedenheit erklärt sich daraus, daß Paulus es zu tun hatte mit Christen, die in Gefahr standen, zur Wertgerechtigkeit verführt zu werden. Jakobus dagegen mit solchen, die sich eines wertlosen Glaubens trösten wollten.“

M.

**Laßt euch verfühnen mit Gott! — Eine Sammlung Beichtreden dargeboten von C. C. Schmidt, D. D. — Concordia Publishing House. — \$1.25.**

Wir halten dafür, daß in unsrer Kirche für die öffentliche Predigt des Evangeliums auch ohne Beichtrede genügend gesorgt ist, daß diese, alles in allem genommen, für unsre Gemeinden kaum einen Gewinn bedeutet, und daß man jetzt, da unsre Pastoren in Folge unsrer Zweisprachigkeit ungewöhnlich in Anspruch genommen sind, ihnen diese unsers Erachtens unnötige Last abnehmen und die Beichtrede, die unsre Kirche nicht immer gehabt hat, wieder abschaffen sollte. Wo sie aber beibehalten wird, sollte sie nicht eine kleine Predigt sein, in der dogmatische Sätze aufgestellt und ausgeführt werden, sondern eine kurze Ansprache, in der mit den schon bekannten Schrift-

wahrheiten den Zuhörern ans Herz gegriffen und sie ihres Glaubens froh gemacht werden. Diesen Anforderungen entsprechen obige Beichtreden, zwanzig an der Zahl, in hohem Maße. Sie sind im allgemeinen kurz, schlicht und einfach, klar, es herrscht in ihnen ein warmer Ton, und sie wollen Glaubensgewißheit und =freude im Herzen des Beichtenden erwecken. Der evangelische Ton, den sie anschlagen, ist ihr Hauptvorzug.

W. Genkel.

---

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

Jahrgang 20.

April 1923.

No. 2.

---

## Gedanken über christlichen Schulunterricht.

Die Existenz unserer lutherischen Gemeindeschule ist gegenwärtig die brennende Frage geworden. Sehr klug greift der Geist des Widerchristi uns gerade zuerst auf diesem Gebiet der Heilsverkündigung an. Unsere private Gemeindeschule ist kein populäres Institut. "Public opinion" ist aber ein unheimlich starker Faktor auf jedem Gebiete des Lebens geworden. Jedes lutherische Schulhaus ist ein Protest gegen den „Jankee“-Götzen, die public school, und gegen die vergötterte, auch verfluchte, schoolmam. Beide haben es verstanden, sich dem oberflächlichen Geschmack der wenig denkenden, aber desto sentimentaler eingestimmten Massen anzupassen. Es ist ein Stück christlichen Bekenntnisses geworden, sein Kind vor den Augen der klugen Nachbarschaft an der public school vorbei in die eigene Schule zu schicken. Wir sagen damit dem „Amerikaner“ ins Gesicht: Deine Schule ist für mein Kind nicht gut genug. Und weil wir ein Protest sind, der aus dem Glauben kommt, schneiden wir um so tiefer ein. Es ist ein nicht geringes Wunder der Gnade Gottes, daß die Verfolgung nicht schon lichterloh brennt.

Wir sind mit unserm eigenen Schulwesen aber auch der gesamten Staatsanschauung entgegen. Nächst Geld und Genuß steht dem „Amerikaner“ der Staat, der einheitliche, der ewige; wer darüber hinaus höhere Interessen vertritt, ist somit ein schlechter Bürger und gefährlich. Es wird uns auf die Dauer nicht nützen, daß wir versuchen, unser Schulwesen als „amerikanisch“ hinzustellen. Je eher wir uns klar werden, daß wir mit unserm Zeugnis vom Sünderheiland und mit unserer Hoffnung von dem ewigen Reich Christi ein Protest sind, gegen welche Wahrheit alles andere nur Augen-

Dhren- und Seelenverblendung ist, und je eher wir das öffentlich in geziemender Weise bekennen, desto besser ist es für uns. Wir haben auf die Dauer keine Gnade zu erwarten von der öffentlichen Meinung, und von irgend welchen Entscheidungen, selbst der supreme court, ist fürwahr kein Heil zu erwarten. Gerade die lutherische Kirche, wenn sie sich waschecht erhält und Farbe bekennet, paßt nirgends hinein. Die katholische Kirche kann sich allerlei Konnivenz leisten und dabei gedeihen; der Calvinismus heißt sich durch, das ist seine Stärke. Wir sind für unsere Existenz angewiesen auf Gottes Gnade und unser mannhafte Bekenntnis. Den Luther konnte „der Teufel nicht holen“, war kein frivoler Ausdruck, sondern charakteristisch für jeden, der seines Geistes ist. Bei gerichtlichen Verhandlungen oder auch im Wahlkampf geht es uns meist so, daß wir uns auf Kompromisse einlassen, oder doch etwas, das uns wesentliche, verschweigen; wir wollen nicht unnötigerweise anstoßen; die Gegner haben ja doch kein Sensorium für unsere Sache. Das ist aber sehr falsche Ansicht. Unsere Sorte Feinde haben für unsere Prinzipie sehr wohl Verständnis; sie fühlen es sehr wohl heraus, wenn wir etwas verschweigen, es ist für uns in jeder Hinsicht das Klügste, einfach freudig zu bekennen. Außerdem haben wir eine Botschaft an die Welt. Sagen wir es nur der Welt frei ins Gesicht, daß wir für heilige Güter einstehen; sagen wir es der Welt, daß sie verdammt ist und zum Teufel fährt; sagen wir es doch dem Staat gerade heraus, daß er sich selbst zugrunde richtet, je besser er auf seine Weise erzieht. Es schadet dem Unglauben garnicht, daß er schon im Diesseits einmal sein Urteil hört.

Überhaupt ist es auch unter unserer Würde, mob und auch den Staat zu fürchten. Die kommen nur als sehr sekundäre Feinde in Betracht. Recht befehen, kann der Staat der Kirche keinen größeren Dienst erweisen, als sie zu verfolgen, er freilich wird dafür verdammt. Die eigentliche Gefahr entsteht im eigenen Lager, und wenn Gott die Hunde draußen Lärm schlagen läßt, ist das immer in erster Linie ein Mahnruf zur Selbstprüfung. Unsere Schule hat stets in ihrer eigenen Mitte um ihre Existenz kämpfen müssen. Was kostet es für einen Aufwand von Mühe, die eigenen Gemeindeglieder zu überzeugen, daß die christliche Wochenschule ein Institut des Heiligen Geistes im Sinne des Evangeliums ist. Daß es sich hier um etwas handelt, das den Sohn Gottes sein Gottesblut gekostet hat, es uns zu erwerben. Das zu erkennen, setzt doch keine besonders große Er-

kenntnis voraus. Wenn der einfältige Christ sich auch nicht gerade so ausdrückt, er weiß doch, daß wo und wie immer etwas geschieht, das Evangelium an den Mann zu bringen, da steht dahinter die Mühe des Knechtes des Herrn, mit deren Frucht man nicht leichtfertig umgehen darf. Ohne diese Überzeugung allerdings wäre der gegenwärtige Kampf aussichtslos. Halten wir etwa unsere christliche Wochenschule für ein Mittelding, für das es auch ein Substitut gäbe, schätzen wir die Arbeit in der Schule für weniger wichtig ein als die Verkündigung auf der Kanzel, finden wir den christlichen Wochenschulunterricht nicht eingeschlossen in das Heilandswort: Gehet hin in alle Welt und predigt, gehen wir jüdisch um mit der Schrift, dann ist nicht nur unser Schulwesen geliefert, dann sind wir überhaupt unfähig, unsern Mann zu stellen in der Entwicklung der Verhältnisse auf Erden. Haben wir doch die gewisse Glaubenszuversicht, daß der es sich hat sein Leben kosten lassen, daß es so etwas gibt, wie eine Gemeindefschule, der erhält sie auch, so wahr er will, daß alle — und besonders die Kinder — an ihn glauben. So wird doch schließlich die Hauptsache sein, daß die Schule auf Erfüllung ihrer Aufgabe steht. Darauf hat es dieser Artikel abgesehen.

Also Gedanken über christlichen Schulunterricht. Das sollen nicht notwendig theoretische Gedanken sein, auch nicht erbauliche, mehr in der Form eines brüderlichen Gesprächs von wegen der Bruderschaft des großen Bruders. — Dafür bist du doch zu haben, selbst wenn, ja vielleicht gerade dann, wenn dir dies zuhanden kommt nach einem nicht besonders glücklichen Schultag; wenn's einen überkommt: Ich dachte, ich arbeite vergebens und brächte meine Kraft umsonst zu, was in unserm Fall anklingt an die Reue, die niemand gereuet. Aus ähnlichem Gefühl hat dieser Artikel seinen Ursprung, und hat Gestalt gewonnen im Gespräch mit einem im Amt besser erfahrenen Bruder.

Also: Wir haben es zu tun mit dem Allergrößten auf Erden, wir sind Botschafter Christi. Der hat auf sein Erlösungswerk blickend dies als Frucht prophezeit: Ihr werdet meine Zeugen sein. Das Wort mußte wahr werden; es erfüllt sich fort und fort. Sein heilskräftiges Evangelium, diese Gotteskraft, das Wort mit der Erlöserallmacht Jesu dahinter, schafft Menschen um zu Zeugen Jesu. Das Gebiet, da du sein Zeuge bist, ist die Schule. Da bist du Prediger, und deine Gemeinde sind die Kleinen. Von diesen hat er gesagt: Ihr er ist das Himmelreich. Ein andermal: Es sei denn, daß ihr

**Theologische Quartalschrift**, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Und noch einandermal: Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben — dann folgt ein ganz fürchtbares Wort. Da bekommt man doch ordentlich Respekt vor den Kleinen. In seinen Augen repräsentieren die einen respektablen Wert, und er, wenn irgend jemand, weiß Werte einzuschätzen. Nun vertraut er die unsereinem an. Merkwürdig, wie der Jesus in andere Vertrauen setzt. Nun, leichtsinnig tut er das auch nicht; ehe er jemandem etwas anvertraut, macht er zuerst etwas aus ihm. Nämlich: zu Lobe seiner herrlichen Gnade. Da bekommt man ja auch Respekt vor sich selber. Er hat von dir gedacht: Der wird das schon schaffen. Hand aufs Herz, haben wir es geschafft in seinem Sinn, so wie er es sich dachte? Er ging mit Kindern anders um als mit den Großen. Vor ihm mußten Erwachsene erst Kinder werden. Zu ihm, vor dem die Teufel flohen, kamen die Kinder ganz getroffen. Das tun die nicht so ohne weiteres. Sie prüfen die Geister. Das unverzogene Kind schaut nicht nach des Fremden Kleid, auch nicht, ob der ein freundliches Gesicht macht — das tun nur die Großen —, so leicht läßt sich ein Kind nicht täuschen. Da gilt nicht: Kleider machen Leute. Ein Kind macht nicht Umwege, es schaut dem Fremden direkt ins Auge. Wehe, wenn es da nicht in Ordnung ist, wenn es die Probe nicht besteht. Das Kind schaut in die Seele, es empfindet. Was dies für eine Tätigkeit sein mag, wissen wir nicht, auch das Kind weiß es nicht; die umkehren und werden wie die Kinder ahnen davon. Woran uns aber liegt ist: Der große Lehrer hat uns da einen Wink gegeben, der so hoch über allen pädagogischen Regeln steht: Das Gebiet, auf das wir beim Kinde angewiesen sind, wollen wir „in seinem Sinn“ wirken, ist das Gemüt. Da sollen Eindrücke, rechtes Empfinden, ein Gepräge soll entstehen. Das ist ja bekannte Wahrheit. Würde nur nicht so viel dagegen geübdigt. Die öffentliche Schule, die gesamte Lebensart der Zeit scheint es darauf abgesehen zu haben, das Gemütsleben, das Kindliche zu zerstören. Der kalte, harte Verstand herrscht überall vor und wird zum Unverstand verbildet. Darum auch werden Persönlichkeiten selten.



Die Massen werden zu Herdenvieh, das sich von jedem Ochsen leiten läßt.

Doch wir wollen uns richten, ehe wir das an der Welt tun. Komme man mal in eine moderne Sonntagsschule. Da steht da solch ein professioneller Sunday School teacher und will den Kindern "religion" beibringen. Das Ding wird systematisch gemacht. Es wird gepaukt. Die Schüler sind unruhig, sie sträuben sich. Kein Wunder, gegen die Unnatur. Ihnen sollen Begriffe, religiöse Begriffe eingepaukt werden, absurd. Das geschieht aber auch bisweilen in Gemeindeschulen. Es soll vorkommen, daß Kinder heimkommen und sagen: Religion is the stalest subject in our school. Wir wollten ja Selbstkritik üben; ist das vielleicht die Ursache, derwegen wir jetzt unter dem Zeichen des Gerichts stehen? Sind wir nicht vielleicht mit den Kindern übel verfahren? Haben wir vielleicht die Kinder nicht recht eingeschätzt, haben das „Umkehren“, das „Wie die Kinder werden“ zu wenig in Obacht genommen? Ein Kind braucht „vernünftige, lautere Milch“. So drückt ein Jesusschüler das aus, bei dem es mit dem Lernen auch seine Schwierigkeit hatte, der es aber doch zu etwas recht Erflecklichem brachte, vomwegen seines trefflichen Meisters. Der Spruch steht gewöhnlich vorn im Katechismus, da, wo man dem Kinde weismachen will, der Katechismus sei solche „Kinder Speise“. Die sagen das so fromm nach. Ist der Katechismus das wirklich? Luthers Katechismus ist ein Kleinod; er ist wie keine andere Schrift Luthers Volksbuch geworden. Aber er ist starke Speise. Er ist eine Bekenntnisschrift. So ganz aus der Schrift genommen, frei von der rabies theologorum, die sonst vielfach Bekenntnisschriften entstellt. Er ist die kurze Summa gewonnener Heilswahrheiten. Das große Glaubenskind, Luther, spricht da seine reifen Gedanken aus, wie das nie wieder so geschehen ist. Aber, das sind ja lauter Begriffe. Und da haben wir etwa noch mit dem ersten Gebot angefangen. Wir wollten dem Kinde gleich Sündenkenntnis beibringen. Im Schweiß unsers Angesichts haben wir uns abgemüht, den Kleinen oder doch Anfängern, die allerabstraktesten Begriffe: Über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen, „klarzumachen“. Es ist nie gelungen. Es wird nie gelingen, so lange Kinder Kinder sind. Die können mit Begriffen garnichts anfangen, als sie nachsprechen. Sie bilden nicht geistige Werte an und für sich. Dadurch entsteht kein Gepräge, dadurch bekommt das Herz nichts. Du wendest ein: Die Begriffe entwickelt man an Biblischen Ge-

schichten. Aber die sind doch zu dem Mißbrauch nicht da. Es ist zum Verwundern, daß wir Deutsche, die wir doch hauptsächlich Gemüt sind, das der Klasse, kalte Engländer nicht hat, wofür auch sein großer dictionary kein equivalent hat, so wenig Rücksicht auf dies Gebiet des Seelenlebens nehmen. Einwand: Das ist doch eine bewährte Weise. Vielleicht doch nicht. Es sind doch Zeiten jetzt, da man an vielem stutzig werden möchte. Wie viele sehen zum Beispiel ihren Katechismus nach der Konfirmation wieder an? Wer hat seinen Auslegekatechismus lieb? Was schlimmer ist, wer kennt seine Bibel? Ist sie nicht ein verschlossenes Buch? Sind wir wirklich die Kirche mit „der offenen Bibel“? Wie fein wissen nicht oft die „Sekten“ in ihrer Bibel Bescheid. Warum halten so viele Gemeindeglieder, die selbst in der Gemeindegemeinschaft aufgezogen sind, so wenig darauf in späteren Jahren? Ist daran nur das laue Christentum schuld? Viele haben nur tote Begriffe mitgenommen. Davon sitzt noch manches im Kopf und macht ihren ganzen leblosen Besitz aus, mit dem sich nicht weiter wuchern läßt, die den Geist in eine Starre gebannt haben. Ich habe einen alten Sünder kennen lernen, der kannte für jede Heilswahrheit eine feine Definition. Und mit jeder Definition hielt er sich jede ernste Ermahnung vom Halse. Das ist freilich ein Stück Bosheit. Gottes heiliger Geist ist nicht an eine besondere Weise gebunden, er kommt im Wort woimmer und wieimmer das an den Mann gebracht wird. Aber das gehört in ein ander Kapitel. Wir stehen vor, fast schon mitten in der Verfolgung, da das an die Brustschlagen nahe liegt. Was wir jetzt bedürfen, ist lebendiger Glaube an das Wort, lebendige Heilsgewißheit, kraftvolle Überzeugung, einen fund Evangeliumserkenntnis, mit dem man seinen Mann stellen kann in jedem Verhältnis des wechselvollen Lebens. Wie die erlangen? Wie sie vermitteln? Das ist die große Frage. Wie, wenn die längst gelöst, beantwortet vorläge?

Da kommt ein Mann bei der Nacht zu Jesu. Ihm brennt der Boden unter den Füßen in der allerernstesten Lebensangelegenheit, sonst täte er den Gang nicht. Er setzt seine ganze Stellung mit diesem Gang zum Nazarener auf das Spiel. Nikodemus ist bis oben voll von Begriffen. Er hat sein Lebtag nichts getan, als Lehrbegriffe verhandelt. Er macht Jesu ein feines Kompliment, worauf der Herzenskündiger gar nicht eingeht. Nikodemus erwartete wohl einen neuen Lehrsatz von dem Lehrer von Gott kommen. Aber so

vermittelt Jesus die „Geheimnisse des Himmelreichs“ nicht. Ja, er wirft dem Nikodemus zunächst einen, den allerschwierigsten Lehrsatz an den Kopf. Ihr müßt von neuem geboren werden. Der Lehrsatz soll garnicht dem Nikodemus aufhelfen, er schlägt ihn nieder. Und so geht das die Nachtstunde hindurch bis Nikodemus klein geworden ganz zu des Meisters Füßen sich niedergelassen hat und bereit ist, den Heiland mit ihm tun zu lassen, wie er für gut hält. Und wie tut er? Er erzählt, er schildert, er erzählt eine Geschichte, er wirkt auf Nikodemus Gemüt ein, die Geschichte von der erhöhten Schlange als vergangener Geschichte, und die von dem zukünftig zu erhöhenden Menschensohn prägt sich tief in Nikodemus Gemüt ein; annoch unverstanden — damals hätte keiner eine in Einzelheiten gehaltene Beschreibung des Kreuztodes Christi fassen können. Das kam erst nach der Auferstehung, Ostern, aber die Eindrücke jener Nacht genüigten. Als die andern fast alle kopfscheu wurden an der unmenschlichen Erniedrigung des Knechts des Herrn, wird Nikodemus emporgehoben. Er sieht Schrifterfüllung, wo die andern meinen, mit dem „Israelerlösen“ sei es dahin. R.

(Fortsetzung folgt.)

## Jubiläumsgedanken.

(Fortsetzung.)

### II.

Was wir hier sagen wollen, läßt sich etwa unter den Ausdruck „Repristination der Theologie des 16. Jahrhunderts“, mit dem die positiven Theologen Deutschlands Walthers Theologie zu Brandmarken suchten, zusammenfassen. Man machte Walthern zum Vorwurf, daß er keinen wissenschaftlichen Gesichtspunkt an die Theologie gelegt, kein eigenes dogmatisches System entwickelt, keinen eigenen wissenschaftlich-theologischen Gedanken zutage gefördert und darum die theologische Erkenntnis um keinen Schritt weiter gebracht, sondern lediglich die Theologie Luthers und seiner treuen Schüler bis auf Chemnitz und die Konkordienformel kritiklos wieder aufgewärmt habe. Streicht man das „kritiklos“ aus diesem Vorwurf heraus, so ist er — Gott sei Dank — wahr. Walthern war dieser Vorwurf wohlbekannt; aber weit entfernt, daß er sich desselben geschämt hätte, so rechnete er sich ihn vielmehr als seine höchste Ehre an. Er hat — gerade diesem Tadel gegenüber — oft bekannt, daß er gar nichts Eigenes zutage gefördert, nichts Neues gelehrt, sondern alles nur Luthern und seinen treuen Schülern als deren geringster Schüler „nachgestammelt“ habe. Hätte die Theologie Deutschlands, nachdem der Rationalismus die Kirche drüben verwüstet hatte, das nur auch im Sinne Walthers treulich getan, Deutschland stünde wahrlich noch heutiges Tags. Statt dessen hat sie, durch die rationalistische historische Kritik an der Schrift als dem geoffenbarten Wort Gottes irre geworden, den Ruf Zurück zu Luther, den Gott nach der napoleonischen Not wieder durch die deutschen Lande gehen ließ, mit vollem Bewußtsein von sich gewiesen, weil sie sich nicht mehr getraute, mit der Faust auf der Bibel vor die Welt zu treten, und hat sich, durch den Nimbus der Wissenschaft benebelt, dem „Retter der Religion“ Schleiermacher in die Arme geworfen, der, obwohl er selbst keinen einzigen Artikel des Evangeliums glaubte, sich und den Gebildeten Deutschlands vormachte, man könne vom subjektiven religiösen Gefühl, von der religiösen „Erfahrung“ Gottes aus das Wesentliche im Christentum als ein überweltliches, gottgewirktes Ding wissen-

schäftlich beweisen. Nicht Luthern, dem gottgesandten Reformator der Kirche, haben auch — mit wenig Ausnahmen — die positiven und lutherisch sein wollenden Univerſitäts-theologen Deutschlands „nachgestammelt“, sondern an die Rockschöße des unglückseligen Schleiermacher haben sie sich in der Methode gehängt, um zwar nicht die Unfehlbarkeit der Schrift, auf der Luther noch naiv genug(!) fußte, aber doch das Wesentliche des christlichen Evangeliums gegen die Angriffe der Religionsphilosophie, der Naturwissenschaft und der historischen Kritik wissenschaftlich sicher zu stellen. Wir brauchen zum Beweise unsrer Behauptung nur auf die Reihe v. Hofmann, Frank und Schmels hinzuweisen — die geistig tüchtigste, die die lutherisch sein wollende Theologie Deutschlands aufzuweisen hat. Jeder Schüler dieser Reihe korrigiert in etwas seinen Lehrer, der letzte gibt sich sogar unglaubliche Mühe, möglichst viel von der Position Luthers wiederzugewinnen\*), aber auch er kommt aus dem von seinen Lehrern ausgefahrenen Geleise, von der Tatsächlichkeit und dem Inhalt der subjektiven christlichen Heilsgewißheit aus die Haupttatsachen der christlichen Wahrheit und die damit angeblich gegebene objektive Autorität der Schrift — sofern sie Heilswahrheit lehrt — wissenschaftlich beweisen zu wollen, nicht heraus. Alle drei schwimmen im Schleiermacherschen Fahrwasser gegen den übermächtigen Strom der modernen ungläubigen Wissenschaft, ohne sich zu gestehen, daß sie von demselben hinweggespült werden, daß ihre behauptete Untrüglichkeit und Allgemeingültigkeit der christlichen Erfahrung ein wissenschaftliches Unding ist, in dem es kein betrügerischeres Ding gibt als das menschliche Herz und der Glaube doch nicht jedermanns Ding ist. Um Glauben, christlichen Glauben zu schaffen, dazu hilft keine „moderne methodische Geschichtsbetrachtung“, keine „religiös-psychologische Analyse“, keine „strenge Erkenntnistheorie, die aber auch eingehalten wird“, keine „wissenschaftliche Begründung der Realität einer jenseitigen metaphysischen Welt“ (Seeberg, Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert, S. 309, 314); dazu hilft nur eins: daß wir das Wort der Schrift, die nicht gebrochen werden kann, nehmen und predigen *ὡς ἐξουσίαν ἐχούτες*, mit dem uns befohlenen Anspruch: So spricht der Herr! — es glaube, wer es glauben mag, und verachte es, wer es verachten mag. So haben es Moses und die Propheten, der Herr selbst und die Apostel (vgl. 1. Kor. 2), so hat

\*) „Die christliche Wahrheitsgewißheit, ihr letzter Grund und ihre Entstehung“, von D. L. Schmels. 3. A. 1914.

es auch Luther gemacht, und sie haben Erfolg gehabt. Sie haben das Evangelium nicht wissenschaftlich als Wahrheit zu beweisen gesucht, sondern es im Bewußtsein ihrer Gottgesandtschaft gepredigt und geglaubt, daß es sich durch seine eigne Gotteskraft durchsetzen werde, und sie haben sich nicht getäuscht. Genau so hat es Walthers in Amerika gemacht, daher rührt sein phänomenaler Erfolg.

Walthers hat Luthers repristinirt von dessen Schriftlehre und Rechtfertigungslehre an bis auf seine Lehre vom Wucher und von der Schwagerehe, von De Servo Arbitrio an bis auf die Lehre vom Pfarramt und der Gewalt der Ortsgemeinde. Wir wiederholen: In der großen Hauptsache nicht, weil er blind an Luther glaubte (eine gewisse Schwäche in diesem Stück wird der objektive Kritiker zugestehen müssen — worauf wir später kommen werden), sondern weil er überall sah und empfand, daß Luther mit beiden Füßen auf der Schrift stand. Walthers hat nicht Luthers, sondern die Schrift gepredigt, weil er wie Luther an jedes Wort der Schrift mit furchtbarem Ernst, mit selbiger Bewunderung und mit triumphierendem Siegesbewußtsein glaubte. Walthers hat der Inspirationslehre unsern Alten keinen Strich hinzugefügt, hat nicht jeden mechanischen Ausdruck des 17. Jahrhunderts mechanisch aufgefaßt wie die positiven Theologen Deutschlands und brauchte darum auch keinen zu streichen, wie diese es getan haben. Er glaubte der Schrift, predigte die Schrift und schuf Glauben an die Schrift, während jene nicht an die Schrift, sondern an ihr wissenschaftliches System glaubten, den Glauben des armen deutschen Pastoren- und Laienvolks an die Schrift untergruben, ohne doch Glauben an ihr wissenschaftliches Gemächte schaffen zu können.

Auch Luther war kein großer Mann im modernen theologisch-wissenschaftlichen Sinne, kein spekulativer Philosophenkopf. Er hat die Welt nicht um eine einzige neue wissenschaftliche Wahrheit oder philosophische Idee bereichert, er war und blieb bis an sein Ende ein Kopist Pauli, Petri, Johannis — der Schrift, und wollte nichts anderes sein. Er hat jede neue Offenbarung der Schwärmer, jede spekulative Idee der Vernünftler, der alten Philosophen sowohl wie der neuen Sakramentierer, von sich gewiesen. Er kannte nur das eine: Es stehet geschrieben. Walthers brach bewußterweise mit der gesamten modernen, auch „lutherischen“ Schleiermacherschen Theologie. Er brach mit schwerem Herzen mit den Erlängern und mit Löhne — mit letzterem nicht sowohl, weil er etwas hierarchische Amts-

ideen vertrat, sondern leßthm weil er — wie seine Stellung zu den Symbolen, zu den offenen Fragen, zu der wissenschaftlichen Fortentwicklung der Lehre dartat — ebenso wie die Erlanger sich von der Schleiermacherei nicht völlig freizumachen vermochte. Walthers Luthersche Stellung zur Schrift, die dem Worte Gottes gegenüber keine offenen Fragen kannte, sich unter j e d e s Gotteswort demütig beugte und jedes M e n s c h e n sündlein aus der Kirche verwies, schied ihn auch dauernd von den späteren Löheanern. Auch in dieser „schroffen“ Erklusivität war er ein getreuer Kopist Luthers, Pauli, der Schrift. Es gab für ihn zwischen der modernen wissenschaftlichen Erfahrungstheologie und der Lutherschen Schrifttheologie keine Vermittlung.

Daß Walthers zunächst zu Luther, zum vollen Luthertum, zurückrief, lag einerseits im Zuge seiner Zeit, der als Rückschlag gegen den Seele und Geist ausdörrenden Rationalismus in den noch gläubigen Herzen einen Hunger und Durst nach den frischen Wassern der Schrift geschaffen hatte. Das „Zurück zu Luther“ hieß auch drüben — man denke nur an die Claus Harms'schen Thesen — nichts anderes als „Zurück zur Heiligen Schrift“. Daß es drüben nur im geringen Maße dazu kam, das hinderte nur zum geringsten Teil die neu erwachte Naturwissenschaft, die Hauptschuld daran trug die Schleiermachersche Theologie, die den Universtitätstheologen die Aussicht eröffnete, sich als Wissenschaftler neben den andern Fakultäten zu behaupten. Auch die Breslauer Separation entsprang dieser Bewegung fogut wie der Anschluß der sächsischen Pastoren und Kandidaten an die Stephansche Auswanderung. Auch Wynken, Sihler, Ernst, alle Löheschen Sendlinge und die Buffaloer, selbst die große Mehrzahl der Wisconsiner und Minnesotaner, so diversen Ursprungs sie auch waren, waren alle von dem Zuge nach dem reinen Luthertum ergriffen. Darum war es ganz selbstverständlich und ganz unvermeidlich, daß Walthers, der selber von dieser Bewegung so stark erfaßt war, zu der Fahne Luthers rief. — Echtes Luthertum aber galt ja gerade der wissenschaftlich sein wollenden Theologie gegenüber als Schrifttheologie.

Andererseits war ja Walthers nicht auf dem Wege des gelehrten Studiums, sondern auf dem praktischen Wege Luthers zur Erkenntnis der Gnade gekommen. Und nun ist es des Glaubens unberäuberliche Art, daß er zur letzten erreichbaren Quelle der Wahrheit, zum eigenen unfehlbaren Mund Gottes selbst aufsteigt, um sich zu ver-

fichern, „ob sich's also hielte“, Akt. 17, 11. Der Glaube ist gerade unter der Anfechtung nicht eher beruhigt, als bis er das eigene unfehlbare Wort Gottes unter den Füßen hat. Und wer Walthers Werden unter seinen übermäßigen Anfechtungen kennt, wer selber zu seinen Füßen geseßen und seine theologische Art aus eigener Anschauung kennt, der empfindet es als einen liederlichen Vorwurf, daß Walthers ein gedankenloser Kopist Luthers und der Theologie des 16. Jahrhunderts gewesen sei. Ohne Furcht widerlegt werden zu können, sagen wir, daß es seit Chemnitz schwerlich einen besseren Kenner der Theologie Luthers gegeben hat als Walthers; aber kopiert hat er Luthers Theologie nicht, weil sie Luthers, sondern weil sie die Theologie Pauli war. Walthers stand darum so unerschütterlich bei Luther, weil Verstand und Herz aus der Schrift gewiß waren, daß Luthers Lehre Gottes Wort sei. Vergleiche Lutheraner, VI, S. 2, 1849.

Kern und Stern seiner Lehre hat Luther unmißverständlich in die deutsche Bibel hineingeschrieben — Röm. 3, 28. Jedermann weiß aus seinem Brief vom Dolmetschen, warum. In der Zentrallehre der Schrift, von der Rechtfertigung des Sünders, vor allem war Walthers nicht nur ein treuer „Nachbeter“ Luthers, sondern er hat Luthers Lehre auch zu so genauer, klarer und anschaulicher Darstellung gebracht, wie sie sonst in keiner theologischen Literatur seit Luther gefunden werden dürfte. Sie schloß nicht nur allen und jeden Synergismus absolut aus, sondern setzte dem nach Gnade Dürftenden den Kelch des göttlichen Trostes an die Lippen und zwang ihn förmlich zum Trinken. Was das heiße: aus Gnaden, durch die Erlösung Christi, ohne Verdienst, ohne des Gesetzes Werke, allein durch Glauben der in dem Gnadenstuhl Christo dargebotenen Gerechtigkeit Gottes teilhaftig werden, das hat seit Luther schwerlich jemand der Masse des Volks wie seinen theologischen Schülern klarer und einladender — nicht dogiert, sondern unmittelbar ins Herz hineingepredigt als Walthers. Da saß in Walthers Lutherstunde so mancher Student, der jahrelang die Predigt von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben gehört hatte und dennoch, vor dem Gewissen seiner Sünden, nicht zum Frieden gekommen war. Wenn er dann von Walthers hörte, daß er auf Grund der Erlösung Christi, des „geschenkweise“, des „ohne Werke“, des „Vorge stelltseins Christi als Gnadenstuhls“ im Wort — trotz aller Sünde und Sünde dennoch nicht nur glauben dürfe, sondern glauben solle, ja müsse, wenn er Gott nicht zum Lügner



in der Gnade machen wolle, — daß es im Himmel und auf Erden und in der Hölle keinen Grund gebe, warum auch der ärgste und härtestgefottene Sünder, auch Kain und Judas, nicht glauben dürfe und solle, — dann ging ihnen der Himmel auf. Woher kam das? Walthers bekennet, in der Lehre von der Rechtfertigung erst durch Luthers Schriften über die Schlüssel völlig klar geworden zu sein. Aus diesen insonderheit hatte er die Objektivität der Rechtfertigungshandlung Gottes, deren Unabhängigkeit von unserm Glauben erkannt, das was Paulus Röm. 4, 5 sagt: „ . . . der den Gottlosen gerecht macht.“ Am bekanntesten ist in dieser Beziehung seine Predigt auf den zweiten Ostertag: „Die Auferweckung Christi von den Toten die tatsächliche Absolution der ganzen Sünderwelt.“ 1.) Daß sie das wirklich sei. 2.) Daß daher dem Sünder nichts übrig bleibe, als diese tatsächlich geschene Absolution einfach durch den Glauben zu ergreifen. Walthers lehrte im Gegensatz zu dem Rechtfertigungsschema der späteren Dogmatiker nicht eine Rechtfertigungshandlung Gottes intuitu fidei, sondern eine fides intuitu actus justificatorii Dei. Der Rechtfertigungsakt Gottes geht dem Glauben vorher. Nicht muß der Sünder erst glauben, und daraufhin spricht ihm Gott die Absolution, sondern erst absolviert ihn Gott, hat ihn tatsächlich absolviert, das ist es, was der Sünder glauben soll. Dabei führte Walthers immer wieder das Beispiel Luthers von dem geschenkten Königsschloß an, das dem Bettler tatsächlich geschenkt worden sei, ob dieser es annähme oder nicht. Nur so, daß Gott den Gottlosen vor allem Glauben absolviere und der Glaube die tatsächlich vollzogene Absolution Gottes ergreife, sei der Glaube lediglich das Nehme- und Aneignungsmittel der rechtfertigenden Gnade; sowie man den Glauben vor die Rechtfertigungshandlung Gottes stelle, werde er zur bewegenden Ursache derselben, zu einem Werk — eine Darstellung, welche konsequenterweise den geängsteten Sünder am Zugreifen, am Glauben hindere, da er sich dabei immer fragen müsse, ob er auch wirklich glaube, oder ob sein Glaube auch rechter Art sei, um Gott zur Absolution zu bewegen. Die Auferweckung Christi war ihm die große allgemeine Tatabsolutio aller Sünder, die für jeden Sünder in der Welt auch dann eine tatsächliche bleibt, wenn niemand sie glaubt und Nutzen davon hat. Aber auch die persönlich dem einzelnen Sünder gesprochene Absolution ist eine objektive Handlung Gottes, hier auf Erden, nicht im Himmel vor sich gehend. Sie ge-

schieht ohne Rücksicht auf den Glauben durch das äußerliche Wort des Evangeliums, durch die formell oder informell gesprochene Absolution, durch die Taufe und durch das heilige Abendmahl. Wort und Sakramente sind immer und überall tatsächliche, kräftige, wenn auch nicht immer wirksame Absolution. Durch keine andern Mittel handelt Gott mit uns. Der Glaube ist nicht Bedingung der Rechtfertigungshandlung Gottes, sondern Bedingung des Wirksamwerdens, des Nutzens des tatsächlich vollzogenen Absolutionsaktes Gottes. Und nur insofern man vom Erfolg der Rechtfertigungshandlung an einem Sünder, von seiner tatsächlichen Versetzung aus dem Stand der Ungnade in den Stand der Gnade redet, kann man mit der Schrift den Glauben vor die Rechtfertigung setzen und ihn eine Bedingung oder eine Ursache oder einen Grund der Rechtfertigung nennen; nur daß man dann klar machen muß, daß man nicht mehr von der Rechtfertigungshandlung Gottes, sondern von deren intendierten Wirkung am Menschen rede.

Es ist also die starke Betonung der Objektivität der Rechtfertigungshandlung Gottes, was Walthers Lehrweise auszeichnet. Sie geht durch alles, was er lehrend geredet und geschrieben hat (man vergleiche nur das Referat im Synodalkonferenzbericht vom Jahre 1872), ja, gibt ihm das spezifische Gepräge. Unvergeßlich bleibt dem Schreiber dieses eine Lutherstunde, in der Walthers die Botschaft des Weihnachtsengels in diesem Sinne auslegte. Er erzählte dabei von einem angefochtenen alten Mütterlein, das durch dieselbe aus seinem Munde zu fröhlichem Glauben gekommen sei. Zum Schluß fügte er hinzu, daß das ganze Evangelium sich in das eine Wort des Heilandes an den Gichtbrüchigen zusammenfassen lasse: „Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Dies sei die frohe Botschaft, mit der der Auferstandene seine Jünger in die Welt gesandt habe, als er ihnen den Auftrag gab: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Das Evangelium sei Gottes Absolution, jedem Sünder, der es höre, ohne Bedingung entgegen getragen. Da ging es wie ein Wehen des Geistes Gottes durch den großen Saal, und vieler Augen leuchteten selig auf. — Irre sich doch niemand: in der klaren, populären, freudigen, zeugenhaften Darlegung der objektiven Rechtfertigung lag das Geheimnis

von Walthers Kraft. Das war auch die Kraft Luthers, das ist die Kraft Pauli, die Kraft des Evangeliums selbst, die Kraft Gottes, die Glauben schafft zur Seligkeit. An diesem Punkte scheiden sich rechtes Evangelium und falsches Evangelium, reine Lehre und falsche Lehre, Gnadenglaube und Werkerei, christliche Bruderschaft und Unionisterei, des Geistes Wirken zur Befehrung und Heiligung und menschliche Frommtuerei und bloße äußere Kirchlichkeit, echtes und unechtes Christentum. Walthers Schüler und Hörer haben Walthers Anziehungskraft wohl mit dem Satz ausgedrückt: Walthers verstand es, seine Hörer der Gnade gewiß zu machen. Das ist vollkommen korrekt. Der Grund dafür lag in seiner Betonung der Objektivität der Rechtfertigungshandlung Gottes, die er aus Luthers Schriften über die Unfehlbarkeit der Schlüsselgewalt geschöpft hatte. Vgl. L. u. W., XIV, S. 100ff. Wie er ein treuer Schüler Luthers war in der Lehre vom totalen erbündlichen Verderben des Menschen und in der Predigt der Verdammlichkeit aller menschlichen Tugend und alles menschlichen Tuns vor Gott, wie er den Zorn Gottes über alles eigene Denken und Dichten des natürlichen Menschen als eine unausweichliche Tatsache für jeden Menschen verkündigte, so predigte er jedem Sünder — nicht bloß dem gläubigen — die freie, unbedingte, vollkommene Gnade und Vergeltung in Christo. Das ist Walthers eigentümlichste Eigentümlichkeit. Darin lag seine Bedeutung, seine Kraft und sein wunderbarer Erfolg. Nicht daß Walthers seit Luther der einzige gewesen sei, der dies gepredigt habe. Die objektive Rechtfertigungshandlung Gottes findet sich bei Chemnitz, Sigidius Hunnius, Gutter, Gerhard und Calov in klarer Fassung und wird wohl in diesem und jenem Lehrer durch alle Jahrhunderte gehen, selbst bei Philippi ist sie noch vorhanden; aber bei keinem Lehrer hat sie Dogmatik und Predigt, öffentliche Verhandlung und Seelsorge in demselben Maße beherrscht und gestaltet wie bei ihm. Und sie hat in Amerika nur zweimal Widerspruch erfahren, zuletzt noch vonseiten eines in der Lehre und der Geschichte der lutherischen Dogmatik noch etwas unerfahrenen jungen Mannes. Selbst der Urheber des Gnadenwahlstreites gab ihr noch in Worten seine Zustimmung, „wenn man sie recht versteht“. Wie wenig allgemein sie aber der lutherisch sich nennenden Kirche unsers Landes in Fleisch und Blut übergegangen war, offenbarte der Streit über Gnadenwahl und Befehrung. Man schob in die Lehre von der Rechtfertigung das intuitu fidei ein und folgerte daraus das-

selbe in der Erwählung. Nicht einer von Walthers Gegnern im Gnadenwahlstreit und wenige unter uns haben erkannt oder erkennen es heute, daß das *intuitu fidei* ein rein geselliger und kein evangelischer terminus ist, der die Gnade völlig zunichte macht! Der Gnadenwahlstreit wäre unmöglich gewesen, wenn die Lehre von der Rechtfertigung klar erkannt gewesen wäre. Luther hat recht, wenn er sagt, daß der Artikel von der Rechtfertigung, rein gefaßt, alle anderen Artikel rein erhalte, daß aber kein Artikel mehr rein bleibe, wo dieser verdunkelt werde.

Und noch auf einen andern Punkt möchten wir nun in dieser Verbindung aufmerksam machen. Walthers wurde ja nach Stephans Entfernung sofort der Führer seines Kreises und blieb es bis an sein Ende, auch nachdem sich dieser zur Synodalkonferenz erweitert hatte, trotzdem daß es zum Teil geistig sehr bedeutende Männer waren, die sich um ihn scharten. Auch seinen Gegnern zeigte er sich überlegen. Das kam aber nicht daher, daß Walthers nach jeder Seite hin höher begabt gewesen wäre als jeder seiner Freunde und Feinde. Es waren manche da, die ihn in diesem oder jenem Stück überragten; aber keiner hatte in demselben Maße wie Walthers die Führungsgabe auf dem kirchlichen Gebiet — die eminente Lehrgabe und die praktische Energie. Nicht ein einziger seiner Freunde und Gegner kam ihm darin auch nur entfernt gleich. Fürbringer war im abstrakten Denken viel besser geschult als Walthers und war derjenige unter seinen Freunden, der am meisten mit ihm stritt und ihm mit seinen abstrakten Allgemeinheiten und weither geholten Argumenten am meisten Not machte. Aber er wirkte gerade wegen seines abstrakten Denkens, Redens und Schreibens wenig, er redete über die Köpfe hinweg und ermüdete schon mit den ersten Sätzen seine Zuhörer und Leser. Man braucht nur einen einzigen Aufsatz von ihm zu lesen (vgl. Lutheraner VI, Beiblatt S. 3 ff.), um zu erkennen, daß er trotz seiner eminenten Denkgabe zum Führer nicht geschaffen war. In der Kirche handelt es sich schließlich immer um den einen Punkt: was sagt die klare Schrift? — Rehl, Burger, Löber, Brohm waren — jeder in seiner Art — tüchtige, treue stille Leute, aber ohne Feuer und Regiergabe. Bünger hatte ein Herz voller Liebe, aber es fehlte ihm die Ordnung und Zusammenfassung der Gedanken. Der hinzugekommene Wynneken war ein lauterer, treuherziger, überaus aufopferungsfähiger Mann und populärer Prediger, mit einem praktischen Blick ins Leben, aber es fehlte ihm

an wissenschaftlicher Durcharbeitung der Theologie. Sihler teilte mit Krämmer die moralische Strenge gegen sich selbst und andere, beide lauter, treu und tüchtig auf ihren Posten, letzterer ein Muster eines kirchlichen Drillmeisters, beide hatten einen Stich ins Geseßliche, keiner hatte kirchliche Feldherrngaben. Möbbelen, von gründlicher Gelehrsamkeit und geradezu hinreißender Predigtgabe, starb allzu schnell von Walthers Seite hinweg. Später trat Stöckhardt als tüchtiger Sprachgelehrter, als tiefer geistlicher Denker, als gründlicher Exeget und als ein Christ von großer Lauterkeit und edlem, gemäßigtem Ton im Kampf ihm zur Seite, aber ihm fehlte jede praktische Führergabe. Walthers war vor allen seinen Mitarbeitern der Mann, der die gesamte kirchliche Lage seiner Zeit überschaute und richtig erkannte, genau sah, was ihr nottat, und entschlossen mit aller Energie in die Situation mit den richtigen Mitteln eingriff. Und sein großes Hauptmittel war das **Lehren**. Seine Lehrgabe und seine Lehrtätigkeit waren ganz außergewöhnlich. Er war nichts weniger als ein Jupiter tonans; aber er beherrschte das gesamte Gebiet der Theologie und besonders der Dogmatik wie keiner seiner amerikanischen Zeitgenossen. Es gab auch drüben kaum einen so gründlichen Kenner der lutherischen Dogmatik wie ihn. Er konnte immer aus dem Vollen schöpfen und jeder Einrede und Abirung begegnen. Und nichts, garnichts war bei ihm nebelhaft oder verschwommen oder gedankendünn. Seine Sprache war einfach und edel und von musterhaftem Stil. Seine Gedanken immer klar, anschaulich, logisch geordnet und von überzeugender Beweiskraft. Dabei lag stets sein ganzes Herz in jeder Sache, die er unter den Fingern hatte, und er spannte mit den ersten Worten das Interesse seiner Zuhörer aufs höchste und hielt es bis zu den letzten Worten. Seine Sache geistig beherrschend, derselben aus Gottes Wort gewiß, mit voller Seele in ihr lebend, jedes eigene, persönliche Interesse beiseite setzend, das Geseß in ungemildeter Schärfe, die Gnade in ihrer ganzen Fülle predigend, redete er in hinreißender Parrhesie und gewann Herz und Verstand seiner Hörer und Leser.

Und Walthers trieb Lehre, Lehre, Lehre. Man wird gestehen müssen, etwas einseitig. Er war Dogmatiker. Die geschichtliche biblische Fassung des Evangeliums trat stark bei ihm zurück. Doch darüber später. Der „Lutheraner“, von der ersten Nummer an bis über das Ende der Alleinredaktion Walthers hinaus, die Synodalberichte, „Lehre und Wehre“ bis in das 20. Jahrhundert hinein sind

Fundgruben der Lehre, wie keine Literatur der Kirche sie aufzuweisen hat. Es gibt kaum einen Artikel der Schrift, den Walthers nicht irgendwo und wann gründlich behandelt und schriftlich niedergelegt hätte. Immer und immer wieder betonte er die Notwendigkeit für jeden Lehrer der Kirche, Paulo die Worte Aktor. 20, 20. 26. 27, den Zuhörern allen Rat Gottes verkündigt zu haben, nachsprechen zu können. Die Folge davon ist gewesen, daß es wohl seit Pauli Zeit keine große kirchliche Gemeinschaft gegeben hat, auf welche 1. Kor. 1, 5 ff. in so reichem Maße anwendbar gewesen ist, wie die Missouri-Synode. Lehre trieb Walthers, Lehre die missourischen Pastoren und Schulmeister, Lehre hörten die missourischen Gemeindeglieder, und viele Laien in Missouri haben es zu einer Lehrerkennntnis gebracht, die unklaren, unbefestigten oder abirrenden Pastoren gefährlich wurde. Wäre diese reiche Lehrerkennntnis nicht bei Pastoren und Laien vorhanden gewesen, die Missouri-Synode wäre im Gnaderwahlstreit schwerlich einig und fest bei Walthers geblieben. Gerade die von Walthers größtenteils persönlich geführten Gemeinden von St. Louis besaßen in vielen ihrer Glieder eine so reiche Erkenntnis der Schriftlehren, daß sie nicht nur imstande waren, die Irrtümer der Sekten, das Falsche aller Unionisterei und die Trügereien des sie in so bunter Gestalt umgebenden Unglaubens zu erkennen und zu widerlegen, sondern daß sie auch in jedem Fall von nötiger Kirchenzucht treu hinter ihren Pastoren standen. Was Luther nicht fertig gebracht hatte: eine erkenntnisreiche, in Lehre und Leben sich selbst nach Gottes Wort regierende und zuchtübende Gemeinde zu schaffen, das hat Walthers besonders in St. Louis und in minderem Maße durch die ganze Missouri-Synode hin verwirklicht — als der einzige seit dem 5. Jahrhundert. Es war eine Frucht seines unablässigen Treibens der Lehre. Walthers hat vor allem persönlich, dann durch seine Mitarbeiter und Schüler und durch seine Schriften die ganze missourische Christenheit mit einer großen Fülle der christlichen Lehre durchtränkt und damit ein im Glauben wunderbar einiges, in kirchlichen und in mildtätigen Werken geschäftiges und in der Zucht gewissenhaftes christliches Volk erzogen.

Das sind im Urteil des Schreibers dieser Zeilen die großen Hauptstücke des geistlichen Segens, den der gnädige Gott durch Walthers und seine Mitarbeiter über die amerikanische lutherische Kirche ausgegossen hat. Wir müssen es bei diesen Stücken bewenden lassen.

Es erübrigt noch, auf die Mängel hinzuweisen, die dem Werke Walthers anhaften. Wir dürfen uns gegen die nicht verschließen, wenn wir nicht in die Sünde fallen wollen, in die nicht Walthers, aber seine Genossen gegen Stephan geraten waren. Gott will seine Ehre keinem andern geben. Wir haben zu Anfang dieses Aufsatzes die Bemerkung gemacht, daß es Gottes Weise ist, durch einen großen Mann zu bestimmten Zeiten des Niedergangs seiner Kirche wieder aufzuhelfen. Aber es ist auch ein in der menschlichen Schwäche und Sündhaftigkeit liegender Fluch, der sich an die Fersen großer Männer heftet, daß sie allzu stark Schule machen, von vielen gedanken- und kritiklos hingenommen und vergöttert werden. Es ist so bequem für die denkfaule Menge, sich an einen siegreichen Führer zu hängen und ihn für sich kämpfen zu lassen. Das wird dann im Gegensatz zu andern ein korinthischer Parteigeist, der dem Führer immer a priori Recht und dem Gegner immer a priori Unrecht gibt. Große Männer erschöpfen die Gedanken ihrer Zeit und lassen ihren Schülern keine Gelegenheit, selber zu denken. Diese sind dazu verurteilt, ihnen nur nachzusprechen. Nur mit verkehrten Gedanken und Lehren kann man neben und nach einem großen, umfassenden Geist noch zu irgendwelcher Bedeutung kommen. So war es nach Luther, und so war es bei Walthers. Daher liegt allen denen, die treu in den Bahnen der göttlichen Wahrheit gehen wollen, die Gefahr nahe, Unteroffiziere und Landsknechte ihres großen Führers zu werden. Darum dürfen wir nicht vergessen, daß auch unsere großen kirchlichen Führer fehlerbare, irrtumsfähige und sündigende Menschen waren und bis an den Tod geblieben sind.

Hat Walthers nicht manche unhaltbare Lehre geführt? Wie steht's mit seiner Lehre vom Wucher, vom Tanz und Theaterbesuch, von der Lebensversicherung, vom Saloonhalten, von der Schwager-ehe, von einem geographischen jus parochiale, von der Ortsgemeinde und vom Pfarramt? Ist Walthers nicht gerade in der Darlegung der Lehre von der Gnadenwahl bekanntermaßen in etlichen Aussprüchen zu weit gegangen?

Was die zuerst erwähnten vier oder fünf Punkte betrifft, so weisen die traditionellen Gegner Walthers und der Missouri-Synode noch heute mit Schadenfreude und Hohn auf diese Punkte als auf die „Beweise“ seiner „Rechtgläubigkeit!“ hin, als ob man sie nur zu nennen brauche, um Walthers als einen falschen Lehrer in diesen Stücken zu brandmarken. Aber man muß schon ebenso oberflächlich und

moralisch abgestumpft sein wie seine damaligen Gegner, wenn man bei gehöriger Prüfung von Walthers Wucherlehre (die keine andere ist als Luthers mit so großer Gewißheit und Wucht gepredigte Lehre) und der leichtfertigen Widerlegungsversuche derselben nicht zu der Erkenntnis kommt, daß Walthers Wucherlehre nicht nur die klare Lehre der Schrift ist, sondern daß auch jedes einigermaßen noch geschärfte heidnische Gewissen ihr unwillkürlich Beifall geben muß. Walthers hat in der Lehre vom Wucher nicht geirrt, wie er sie denn nie und nirgends retractsiert hat, sondern seine Lehre ist die Lehre der Heiligen Schrift und aller Moral. Walthers hat sie nicht fallen lassen, sondern hat sich genötigt gesehen, von der praktischen Durchführung derselben in der Kirchenzucht abzusehen, weil — das moralische Gewissen der Christenheit, durch die ganz allgemeine, alles Geschäftsleben durchdringende Wucherpraxis der gottlosen Welt abgestumpft, in diesem Punkt nicht mehr zu erwecken war. Walthers Lehre vom Wucher war nicht falsch. Sein Fehler lag in der Anwendung derselben. Er sah nicht klar, daß ein Christ beim Geldverleihen sich der weltüblichen Form des unbedingten, einseitigen Kontraktes bedienen kann, ohne sich den Sinn desselben anzueignen.

Und genau in demselben Punkt lagen seine Verfehlungen in allen andern genannten moralischen Lehren. Er nahm Tanz und Theater in ihrer tatsächlich vorliegenden Gestalt und verdamnte sie als Institute, die der Befriedigung der Fleischelust dienen, und warnte insonderheit die Jugend davor; und er tat tausendmal recht daran. Daß auch ein Christ unter Umständen einmal gewisse Arten des Tanzes mit einer fremden Person des andern Geschlechts ohne Erregung der geschlechtlichen Lust — also ohne Sünde — tanzen, oder ein sittlich reines Theaterstück mit ansehen oder auch zur Beurteilung des Theaterwesens einmal einem gewöhnlichen, nicht tadellosen Stück oder einer Oper beizohnen könne, hat Walthers in engeren Disputen nie geleugnet, aber er fürchtete sich, dies öffentlich zu betonen, weil er Mißbrauch der christlichen Freiheit und Ärger des Schwachen davon besorgte. Nichtsdestoweniger war diese Darstellung ein Fehler, der schließlich das Gegenteil bewirkte von dem, was es bewirken sollte. Paulus redet Röm. 14 und 1. Kor. 8 und 9 anders von dem Gebrauch sittlicher Mitteldinge. Zuerst kommt die Betonung der christlichen Freiheit, dann die Enthaltung vom Gebrauch derselben. „Ich habe es alles Macht, aber es kommt nicht alles; ich habe es alles Macht, es soll mich aber nichts gefangen



nehmen," 1. Kor. 6, 12; 10, 23. Walthers Art und Weise der Darstellung dieser Dinge hielt sich zu stark an die äußere Gestalt derselben und führte die Christen nicht aus den Kinderschuhen heraus. Dies gilt mutatis mutandis auch von der Lebensversicherung und vom Saloonbesuch. Es ist überflüssig, darauf weiter einzugehen. — Walthers Lehre von der Schwagerehe, die er Luthern und den späteren Dogmatikern entnommen hat, hat unsers Wissens bisher noch niemand als falsch erwiesen. Seine Beweisführung — die der Dogmatiker — aus der Gleichheit des Grades mit der verbotenen Ehe mit des Bruders Witwe hält der Schreiber dieses für unstichhaltig (Vers 18 des betreffenden Kapitels in Leviticus handelt ja nicht von des Weibes Schwester), und die von ihm empfohlene Praxis kann er auch als die richtige nicht erkennen. Aber wir warten bisher noch auf den Mann, der uns den Nachweis lieferte, daß die Ehe mit des verstorbenen Weibes Schwester ein Ding der christlichen Freiheit sei. Der Unterzeichnete hat sich seit seinen Jugendjahren ein wenig mit der hebräischen Grammatik bekannt zu machen und während seiner 43 Amtsjahre etwas in das hebräische Alte Testament einzulesen versucht. Trotzdem wagt er es nicht, ein Urteil über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieser Ehe (Vers 16 ist ja absolut klar!) abzugeben. Es mag unehrerbietig klingen, aber er kann weder bei Luther noch bei den Dogmatikern noch bei Walthers einen gewissenbindenden Schriftgrund für das Verbot dieser Ehe und die darauf gegründete Praxis entdecken. Für ihn gibt es in Bezug auf die Lehre von dieser Ehe bisher nur ein non liquet und in Bezug auf die Praxis nicht eine Bußforderung von abgewiesenen und anderwärts getrauten Paaren, sondern einerseits Verweigerung der Trauung auf Grund der Ungewißheit der Rechtmäßigkeit der Ehe, die zugleich eine ernste Warnung für die Betreffenden mit sich führen muß, andererseits die Freilassung der Gewissen, d. h. das Nichtfordern einer Buße. Auf die Sache selbst einzugehen, ist dies nicht der Ort. — Daß Walthers in der Forderung der Anerkennung eines quasi göttlichen Rechts der geographischen Abgrenzung der Pfarrgemeinden zu weit gegangen sei, gestand er auf Präses Lehmanns Protest schließlich selbst zu (Synodalkonferenzbericht 1874, S. 14 ff.).

In der Lehre von der Kirche und ihrem Amt und von der rechten Gestalt einer lutherischen Pfarrgemeinde sind Walthers beide Bücher für die Anschauung innerhalb der gesamten Synodalkonferenz und darüber hinaus grundlegend und maßgebend geworden. Aber nicht

überall ohne Abweichung von seiner Definition der lutherischen Ortsgemeinde (Rechte Gestalt, § 1, bes. Anm. 3), in die man Walthers zu Trotz immer sofort die Verfassung unter einem Pfarrer mit hineinrechnet, während doch Walthers klar genug das Amt der Schlüssel an die Gemeinde der Heiligen allein und deren Erkennbarkeit allein an die Handhabung des Worts und der Sakramente band. Teils war das Mißverständnis dadurch veranlaßt, daß Walthers, die deutschen Ausdrücke mit herübernehmend, in „Kirche und Amt“ Predigtamt und Pfarramt identifiziert und damit allein dem Pfarramt die göttliche Einsetzung zu vindizieren scheint. Daß er damit allen andern Formen des öffentlichen Predigtamts die göttliche Einsetzung nicht absprechen wollte, daß er auch das Professorat an einem christlichen Gymnasium für eine Spezies des von Gott eingesetzten allgemeinen Predigtamts hielt, hat er durch seine Predigt bei der Einführung eines Fort Wayne Professors klar bezeugt. Nichtsdestoweniger mußte seine Darstellung in Kirche und Amt und sonst (vgl. Synodalkonferenzbericht 5, S. 39—44) bei Leuten, die nicht genauer nachsahen, die Meinung schaffen, daß nur das ortsgemeindliche oder parochiale Predigtamt, die Form Pfarramt, von Gott eingesetzt sei, alle anderen Formen desselben aber, selbst das theologische Professorenamt, menschlicher Ordnung seien. Daß Luther nicht bloß die Form Pfarramt, sondern alle möglichen Formen des öffentlichen Predigtamts als „Pfarramt, Lehrer, Prediger, Leser, Priester (wie man Kaplan nennet), Küster, Schulmeister und was zu solchen Ämtern und Personen mehr gehört“, den ganzen „geistlichen Stand“, „der das Predigtamt und Dienst des Worts und der Sakramente hat“, für göttlich eingesetzt hielt, geht aus diesen seinen eigenen Worten im Sermon über die Kinderzucht von 1530, die Walthers in seinem Buch zur 2. These über das „Predigtamt oder Pfarramt“ selbst zitiert, klar hervor und haben wir seinerzeit in der „Quartalschrift“ aus seinen sonstigen Schriften weitläufig nachgewiesen.

Über seine angeblich irrigen Ausdrücke in der Lehre von der Gnadenwahl hat Walthers bekanntlich einen Artikel unter der Überschrift *Linguam corrigat, sententiam teneat!* in „Lehre und Wehre“ (27, 1, 43 ff.) geschrieben. Er schrieb ihn insonderheit auf die Vorstellungen des besonnenen Gönecke hin, um den Gegnern die Gelegenheit zu fruchtlosem Streit abzuschneiden und den Schwachen unter seinen Freunden jeden Anlaß zum Ärgernis zu nehmen. Aber der Mann muß noch geboren werden, der auch nur einen einzigen

der dort von Walthers fallen gelassenen Ausdrücke als schriftwidrig in dem von ihm gemeinten Sinn nachweist.

Sieht man von dem letztgenannten Punkte ab, so lassen sich alle vorher aufgeführten auf eine doppelte gemeinsame Quelle zurückführen. Walthers hatte ein von Gottes Wort tief durchtränktes und ungemein geängstetes und enges Gewissen. Er kannte nur die eine Furcht: etwas wider Gottes Wort zu tun und zu lehren. Seine Erweckung in seiner Gymnasial- und Studentenzeit war ihm aber in stark pietistischer Form gekommen. Seine Lektüre bestand in seiner ersten Amtszeit zum großen Teil in pietistischen Bibelauslegungen, Erbauungs- und Predigtliteratur. Fresenius war ihm auch in der Form der Musterprediger. Man braucht nur eine Reihe seiner Predigten in der Evangelienpostille anzusehen und darauf zu achten, wie er seine Zuhörer in Klassen einteilt und für jede eine besondere Anwendung macht, um den pietistischen Zug bei ihm zu erkennen. Den ist er bis an sein Ende nicht ganz losgeworden. Und aller Pietismus hat ja als gesellschaftliches Wesen einen starken Stich ins Äußerliche, Förmliche, Mechanische; die äußere Form macht Frömmigkeit und Gottlosigkeit; sich der Welt gleichstellen geschieht schon durch Annahme oder Mitmachen ihrer äußeren Lebensformen. Darum sind Tanz, Kartenspiel, Theater, Lebensversicherung, Zinsennehmen, etc., etc., als Formen, in die sich das Leben der Kinder dieser Welt ergießt, dem Christen eo ipso Sünde. Der Pietismus kennt keine sittlichen Mitteldinge. Aus derselben Grundanschauung ging bei Walthers auch sein Dringen auf geographische Abgrenzung der Pfarchien, seine unwillkürliche Hervorhebung der pfarramtlichen über andere Amtsformen, der pfarrgemeindlichen über andere Kirchenformen hervor. — Die andere Quelle seiner naevi war die allerdings nicht zu leugnende, trotz all seiner Betonung der Schrift bei ihm vorhandene Abhängigkeit von sekundären Quellen der Theologie: von Luther und den geringeren Vätern. Es ist Blindheit oder Unwahrhaftigkeit, wenn man das nicht zugibt. Ein so glänzender Dogmatiker Walthers war, ein so minderwertiger Exeget war er auch. Seine Kenntnis der biblischen Ursprachen war tüchtig, aber nicht hervorragend. Er hat Dutzende von Beweisstellen von Luther und den Dogmatikern herübergenommen, die nicht beweisen, was sie beweisen sollen, ohne zu erkennen, daß er auf Übersetzungen und nicht auf dem Urtext stand. So glaubte er z. B. an das *semper virgo*, wie er auf dem Milwaukeeer Kolloquium mit den *Sowaern* bekennt; aber

ohne sicheren Schriftgrund. Überhaupt war seine Schriftkenntnis mehr große Belesenheit in der Lutherbibel und Stellenkenntnis als Kenntnis des Gesamtzusammenhangs eines biblischen Buchs und des Grundtextes. Walthers stand de facto — eine Reihe von Stellen des Grundtextes ausgenommen — auf der Schrift; aber nicht unmittelbar wie Luther selbst, sondern vielfach in und durch und mit Luther. Der Heilige Geist zeugte ihm durch Luther, daß Luthers Lehre dem Inhalte nach Gottes Wort sei, und so fand er es durch eignes Schriftstudium, ohne z. B. Luthers Übersetzungs- und exegetischen Fehler in vielen einzelnen Stücken nachzuprüfen und zu erkennen. Um Walthers innere Stellung zu Luther und sein Stehen auf der Schrift richtig abzuschätzen, lese man z. B. seine klassischen Vorworte zum 5. (12. und 19. September 1848) und 6. (4. September 1849) Jahrgang des „Lutheraner“. Er findet in Luther den von Gott gesandten Reformator der Kirche und ist gewiß, daß Luthers Lehre das ewige Evangelium ist. „Luther hat alle seine Lehren so klar und offenbar aus der Heiligen Schrift begründet, daß ein christliches Gewissen durch ihn zu einem festen, gewissen, göttlichen Grunde seines Glaubens gebracht wird“ (VI, 2, Kol. 3). So wehrt sich Walthers ganz mit Recht gegen den Vorwurf, Luthern zu vergöttern, er „glaubt ihm in Glaubenssachen nicht ein Wort, weil Er es gesagt hat, sondern darum, weil er alles so schön aus Gottes Wort beweist“ (ibid.), lehnt sich dabei aber doch mehr auf Luther und auf dessen treue Schüler, als er sich selbst gesteht. Das beweist seine ganze Art des Theologierens. Für diese sind alle seine Lehrbücher, Referate, Aufsätze charakteristisch. Schon „Kirche und Amt“: These, Beweis aus Gottes Wort (der hier und da Luthern auch in einer unrichtigen Übersetzung folgt oder auch etwas weither geholt ist), Zeugnis der offiziellen Kirchenbekenntnisse, Zeugnisse der Väter. Die „Rechte Gestalt“ fängt gleich nach der These mit dem Bekenntnis an. Seine Dogmatik besteht ganz aus fremdem Material (übrigens eine viel schwierigere Arbeit, als wenn er alles aus dem eigenen geschrieben hätte), seine Pastorate zum großen Teil. Alle seine Artikel, und gerade seine Streitartikel, strogen von Zitaten aus Luther und den Dogmatikern. Diese Weise hatte ja ihren berechtigten Grund in der nach dem echten Luthertum fragenden Zeit, sie stimmte auch ganz und gar zu Walthers geistlichem Werden, sie war mitveranlaßt durch seine große Bescheidenheit, durch das lebendige Bewußtsein seines Unvermögens, wenn er sich mit Luther und Chemnitz und Gerhard

und Calov verglich, durch seine gottesfürchtige Scheu vor dem Irregehen auch in dem geringsten Stück der Lehre. Er bekennet ja, daß er garnichts Selbständiges gemacht, alles nur Luther als dessen geringster Schüler „nachgestammelt“ habe. Der Mann war ja mit Wynken und allen seinen frühen Mitarbeitern so ungemein lauter und wahrhaftig, war garnicht einer von den stark scheinenden Geistern, die auf ein halbes Wissen hin eine Parrhesie und Plerophorie aufsteden, die sie nicht haben. Und dennoch war diese Weise, so berechtigt sie im Anfang gewesen sein mag, prinzipiell und praktisch verfehrt. Sie gründete nicht unmittelbar auf die Schrift und führte nicht unmittelbar in sie hinein, was doch Luther mit all seinem Schreiben bewerkstelligen wollte. Sie hat für die korrekte Lehre Walthers und seiner Schüler keinen Schaden angerichtet, weil Luthers Lehre nun einmal Gottes Wort ist; aber sie hat Luthers und der lutherischen Bekenntnisse und der lutherischen Väter Bedeutung der Schrift gegenüber zu stark betont und damit veranlaßt, daß man ohne die Schrift selbst studiert zu haben, den vorgelegten oder diskutierten Punkt mit den Zitaten aus Luther und den Vätern für genugsam bewiesen ansah. Sie hat vom Studium der Schrift abgehalten und selbst dazu geführt, daß man in späterer Zeit im Zitieren nicht bei Luther und den alten Vätern stehen blieb, sondern nun auch Walther und andere Celebritäten zum Beweis der rechten Lehre zitierte. Gegenstand des Studiums für neue Referate wurde nicht sowohl die Schrift als die Referate in den alten Synodalberichten, und Zitate aus diesen dienten vielfach anstatt des Schriftbeweises. Diese so zur Mode gewordene Zitatentheologie ging dann bei so manchem Schüler über den Meister hinaus und schuf eine Vätertheologie, die sich im Gnadenwahlstreit bitter rächte. Mit den Vätern fuhren dann die Gegner Walthern und seinen treuen Schülern und Anhängern in die Flanken und drängten sie in die Verteidigungsstellung. Dann versuchte man, die „Erzväter“, Luther und die Theologen des 16. Jahrhunderts, gegen die „Väter“ ins Feld zu führen, bis der neuerdings von Deutschland herübergekommene Ergeet Stöckhardt und andere gründlich in der neutestamentlichen Sprache geschulte jüngere, auch von auswärts gekommene, Theologen mit ihm die Vätertheologie prinzipiell und praktisch durchbrachen und mit der Schrift der rechten Sache den Sieg verschafften.

Im Zusammenhang mit der geschilderten Lehrweise Walthers stand seine Einrichtung des Seminarstudiums, der Pastorenausbil-

dung. Walthers war persönlich ein Lehrer von Gottes Gnaden, wie er alle fünfhundert Jahre der Christenheit nur einmal kommt. Aber was er wirkte, wirkte er durch sein klares, herzergreifendes, gottesfrächtiges Zeugnis und durch seine geheiligte Persönlichkeit, nicht durch Beherrschung und Anwendung schulpädagogischer Grundsätze. Es war selbstverständlich, daß gerade er zum Leiter des teilweise auch gelehrten Seminars gemacht wurde. Aber er hatte nicht immer Glück in der Wahl seiner Kollegen; zum Teil hing dieselbe auch nicht von ihm ab. Aber auch die sonst zuverlässigen Männer kamen naturgemäß neben ihm wenig zur Geltung. Walthers war die Fakultät. So verschlug es praktisch wenig, daß im Kurrikulum der Seminarstudien fast alle nötigen, theologischen, auf einer Universität üblichen, Fächer vertreten waren; die bisherige, nunmehr synodal gewordene besondere Betonung der reinen Lehre und die alles überragende Persönlichkeit Walthers, dem naturgemäß die als Königin der theologischen Disziplinen geltende Dogmatik und selbstverständlich die Pastorale übertragen wurden, wirkten neben der unpraktischen Einrichtung der andern Fächer unfehlbar dahin, daß eigentlich nur Dogmatik und Pastorale studiert, in den andern Fächern wenig oder nichts gelernt wurde. Man darf als Lehrer vom amerikanischen Jungen noch viel weniger als von dem anderer Nationen selbständiges Studium erwarten. Er will möglichst bald im praktischen Leben in Aktion treten und etwas leisten; können — meint er — wird er's schon, auch ohne sich vorher mit prinzipiellem und wissenschaftlichem Kram den Kopf zerbrochen zu haben. Es sei denn, daß man ihn pädagogisch zwingt, so lernt er wenig, wird aber, wenn er nur die allernötigsten Handgriffe gelernt hat, später dennoch ein ganz passabler Praktikus durch Übung. So kam in der Waltherschen Zeit der Durchschnittsschüler in allem außer der Dogmatik und der Pastorale schlecht weg. Im ersten Jahr hatten, wie der alte Krämer es derb auszudrücken pflegte, die Professoren genug zu tun, um aus den neugekommenen Schülern „den Teufel auszutreiben“. Das war nicht ganz so schlimm gemeint, wie es klingt; aber die Schwierigkeiten, die sich der Auszubildung tüchtiger Pastoren entgegenstellten, waren in der That bedeutend. Es fehlte den eintretenden Studenten durch die Bank die unerläßliche Vorbildung für das gelehrt theologische Studium. Daran war eine Reihe von zusammenkommenden Umständen schuld: einerseits die geistige Unbehauenheit des in die Gymnasien gepfropften Schülermaterials, andererseits der fast vollständige Mangel an professionell

geschulten und durch Erfahrung gereiften christlichen Schulmännern, und last but not least die unabweisbare Forderung der Zeit, in möglichst kurzer Frist möglichst viele Pastoren ins Feld zu stellen, was die Gymnasialzeit auf sechs Jahre herunterschnitt und für das theologische Studium nur drei Jahre ansetzte. Aus letzterer Not resultierte ja auch die zuerst von Sihler und Crämer in Fort Wayne betriebene, dann (1860—1875) mit dem „theoretischen“ Seminar in St. Louis verbundene, später in Springfield wieder separat fortgesetzte rein praktische Ausbildung von Pastoren. Alle diese Dinge, mit dem vorher Erwähnten zusammengenommen, verhinderten dasjenige Maß der exakten, gründlichen und ausgreifenden Vorbildung, das zu einem tief- und breitgehenden Betrieb des theologischen Fachstudiums erforderlich gewesen wäre. Zieht man alle diese Schwierigkeiten in Betracht, so muß man über die in so kurzer Zeit errungenen Leistungen staunen. Immerhin hat das Minus in der Qualität der den theologischen Studenten mitgegebenen Vorbildung einen großen Teil derjenigen Mängel geschaffen, aus denen unsere heutigen Schäden geflossen sind. Zu diesem Mindermaß der gymnastischen Vorbildung trat nun im Seminar die theoretische und praktische einseitige Betonung des dogmatischen und die entsprechende Hintanzetzung des historischen und exegetischen Unterrichts. Die neutestamentliche Exegese bestand wesentlich aus diktierten Zitaten aus den lutherischen Exegeten des 16. und 17. Jahrhunderts, die alttestamentliche aus Übersetzung und Zitaten. Hermeneutik wurde zur Seminarzeit des Schreibers dieser Zeilen (1876—1879) von Walther selbst im ersten(!) Schuljahr nach dem Lateinischen Textbuch des alten D. C. G. Hofmann von 1754 gegeben! Außerdem kursorisches Lesen in einem Evangelisten in Deutsch mit der Aufgabe, aus jedem Vers den Sinn herauszuziehen oder eine Anwendung davon zu machen. Die Studenten nannten das in ihrem Ulf „Vorismata pullen“. In der Psagogik wurde die Bibel selbst in der Stunde sehr selten gebraucht. So kamen die Studenten aus dem Seminar wesentlich ohne das geringste exegetische Können, ja ohne auch nur mit einem einzigen Buch der Heiligen Schrift einigermaßen gründlich bekannt gemacht worden zu sein. Verhältnismäßig am meisten war noch aus dem nach dem abstrakten, unverständlichen Perioden bildenden und für so wenig geistig vorgebildete Studenten ganz unverständlichen Guericke gegebenen Geschichtsunterricht zu gewinnen. Der Lehrer gab uns wenigstens seine eigenen „Kirchengeschichtlichen Tabel-

len“ dazu, die praktischer waren als die Guericke'schen Zeittafeln. Das stark geistlose Lesen der symbolischen Bücher diente dem dogmatischen Unterricht, und dieser war es, der im zweiten und dritten Studienjahr mit fünf bis sieben Stunden wöchentlich alle Kraft auch der fleißigen Studenten in Anspruch nahm. Der alte Topf des Gebrauchs des lateinischen Lehrbuchs und der lateinischen Unterrichtssprache zusamt dem lateinischen Diktat aus den lutherischen Kirchenvätern (in dem für das Gymnasium entworfenen Lehrplan war schon für die Prima Latein als Unterrichtssprache wenigstens in je einem griechischen und lateinischen Schriftsteller vorgegeschrieben — Lutheraner VII, S. 82) erschwerte den allermeisten Studenten das Studium der Dogmatik dermaßen, daß sie täglich vier bis fünf, auch sechs Stunden auf dasselbe verwenden mußten, um dem lateinisch fragenden Waltherr und später dem auch lateinisch fragenden Repetenten lateinisch antworten zu können. Das hatte ungemeine Vorteile. Die Geübteren lasen sich bei einigem Fleiß so in das Kirchenlatein hinein, daß sich ihnen damit der Zugang zu der gesamten lateinischen Kirchenliteratur eröffnete; zugleich war es eine logische Schulung, wie sie auf anderem Wege schwerlich zu gewinnen ist, besonders wurden die Schüler auf diese Weise so weit mit der Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts bekannt, daß sie die Absicht gewannen, Chemnitz und Gerhard und Calov und Quenstedt und Hollar später einmal zu studieren, und daß sie Deutschland von alten lutherischen klassischen Dogmatikern und Exegeten leer kauften. Daraus ist später bei den allermeisten wenig oder nichts geworden. Schon die gewöhnliche Überbürdung mit praktischer Amtsarbeit verhinderte das. Aber der dogmatische Drill im Seminar war so gründlich, daß nur wenige die Anstalt verließen, ohne in der reinen lutherischen Lehre bis aufs Tüpfelchen geschult zu sein. Andererseits ist gerade aus diesen Umständen jenes böse Ding erwachsen, was man außerhalb der Missouri-Synode als den „missourischen Geist“ bezeichnet hat. Bei der allzu großen Enge der fast ausschließlich dogmatisch-praktischen Ausbildung und der lediglich praktischen Abrihtung eines großen Teils der Pastoren, bei dem in alle hineingepflanzten Bewußtsein lutherischer Echtheit und kirchlicher Tüchtigkeit war es psychologisch unvermeidlich, daß sich bei vielen in der Synode nicht nur den feindlich gebliebenen, sondern auch den im Lauf der Zeit als genügend lutherisch anerkannten Synoden gegenüber jener Sinn festsetzte, der sich selbst vermißt, daß er fromm, d. h. allein ganz echt und tüchtig,



sei und alles Nichtsynodale eo ipso als mehr oder minder unecht und untüchtig verachtet. Glücklicherweise ist er bei vielen, und gerade bei den geistig Tüchtigsten, besonders bei den von außen Hinzugekommenen, nicht vorhanden. Aber da ist er oben und unten, und er hat sich zum großen Teil auch der Massen des Volks bemächtigt. In Hunderten von konkreten Einzelheiten, in Lehrverdächtigung, im Lotzschweigen und Boykott von nichtsynodaler Literatur, in Konkurrenz auf dem Gebiet kirchlicher Außenarbeit, in dem süffisanten Ton der Beurteilung nichtsynodaler kirchlicher Einrichtungen und theologischer Leistungen und in allerlei verächtlichen Reden und Bemerkungen tritt auch den Freunden Missouris dieser Sinn bis auf den heutigen Tag immer wieder entgegen. Wir schreiben dies wahrlich nicht, um Missouri etwas anzuhängen, oder weil wir die bei uns vorhandenen Schäden nicht kannten — auch darüber werden wir später offen reden —, sondern zunächst um der Wahrheit willen, die das Gute neidlos anerkennt, wo es sich findet, aber auch die vorhandenen Schäden nicht verschweigt. Und so individuell manches Urtheil in diesem Artikel erscheinen mag: in diesem Punkte sprechen wir nur die Überzeugung der gesamten nichtmissourischen lutherischen Christenheit aus. Sodann erfordert es die Liebe, die das Heil der Gesamtkirche sucht. Zwar bei den Gegnern mischt sich eine unchristliche Abneigung gegen die „Überspanntheit“ der Bekenntnisstellung und die „Erfürwortität“ Missouris in dies Urtheil; aber auch diese Abneigung wäre nicht so intensiv, wenn die Orthodoxie nicht vielfach in jenem Gewande aufträte. Dieser Schade wiegt so schwer, wenn man ihn an das Urtheil der Schrift hält. Sodann wirkt er so stark kirchentrennend. Welche Gelegenheit bietet uns Gott heute nicht in Deutschland und andern Ländern, der Kirche wieder zur Gefundung im rechten Luthertum zu dienen, wenn wir in Demut und Liebe ohne Verleugnung irgendwelcher Wahrheit hingehen. Hätte immer die demütige Liebe gewaltet, so gäbe es, menschlich zu reden, heute keine lose zusammenhängende Synodalkonferenz mehr, sondern eine um so viel und mehr größere Missouri-Synode (vgl. Geschichte der Minnesota-Synode, S. 13, und den Wisconsiner Synodalbericht von 1878), und er bildet eine stehende Gefahr für den in der Synodalkonferenz bestehenden Frieden und die Einigkeit im Geiste, die nur durch gegenseitige Liebe erhalten werden können, und er ist ein stehendes Hindernis für die rechte christliche Einigung mit solchen, noch außerhalb der Synodalkonferenz stehenden Synoden, in

denen ein ernstes Streben nach gesundem Luthertum nicht zu verkennen ist. Es gehört ein starkes Maß von christlicher Liebe und Geduld dazu, sich von einem lediglich praktisch gebildeten Pastor über die Achsel ansehen lassen zu müssen und doch mit ihm in innerlicher Bruderliebe zusammenzuarbeiten. De facto hat diese Art auf der andern Seite eine Aversion und einen ebenso unberechtigten Hochmut hervorgerufen, der nun Gott wieder dafür dankt, daß er nicht ist wie diese anderen Leute, während wir bei dem gegenwärtigen Verderben, das seit Walthers Tode wie eine Flut in unsere gesamte rechtgläubige Kirche eingedrungen ist, wahrlich keinen Grund haben, uns über einander zu erheben, sondern beide Teile große Ursache finden sollten, über die zum großen Teil durch unsere Verweltlichung und Untreue eingerissenen Schäden Buße zu tun und in tiefer Demut und herzlicher Bruderliebe ein neues zu pflügen.

Doch darüber ist später mehr zu sagen. Hier handelt es sich zunächst um das Minus in Walthers, das der objektive Beobachter doch nicht übersehen darf. Dahin müssen wir, um wahrhaftig zu sein, auch seine nicht immer rein geistliche Kampfweise rechnen, die ansteckend nicht nur auf seine frühen, sondern auch auf seine späteren, jüngeren Schüler und Mitkämpfer gewirkt und bis auf den heutigen Tag gerade bei jugendlichen Leuten zu einer oft grotesken Polemik geführt hat. Es erscheint zunächst als eine Anomalie, daß dieser so lautere, grunddemütige, vor seinem Gott so viel auf den Knien liegende, sein eigenes Nichts und Unwürdigkeit so oft betonende, im persönlichen Verkehr so freundliche und liebenswürdige Mann, „dieser seine, höfliche Sachse“ — wie Wynken ihn nannte — hier und da in eine persönliche, häßliche Polemik gefallen sein könne, die ein christliches Gemüt geradezu abstößt. Und doch ist es nicht zu leugnen (vgl. Krauß, Lebensbilder, S. 725). Walthers Polemik gegen die Buffaloer, Zomaer und andere ist nach dieser Seite hin ein unangenehmes Kapitel — ähnlich wie bei Luther. Es ist als ließe Gott solche Makel auch an seinen gewaltigsten Werkzeugen hängen, damit wir die Erbärmlichkeit aller menschlichen Größe mit Händen greifen und nicht Heldenkultus treiben möchten, wozu wir nur zu sehr geneigt sind. Am allerwenigsten dürfen wir die offenbaren Fehler unserer Väter nachahmen und uns als Tugenden anrechnen, oder sie gar als ein Stück ihrer auf uns übergegangenen Größe paradieren. Walthers war unter seinen Genossen der einzige selbständige, in der Lehre durchgebildete Mann. Er besaß einen praktischen Blick und eine un-

geheure Energie, die gestaltend und schaffend in die Verhältnisse eingriff. So wurde er naturgemäß der Führer fast auf jedem Gebiet. Und das Führen und Machen ist für die eigene Seele ein gefährliches Ding. Es verführt zu leicht zum Herrschenwollen und zur geistigen und gesellschaftlichen Vergewaltigung derer, die anders denken und anders wollen. Wenn der selbständige und tiefe Denker Fürbringer oft mit Walthers in Streit geriet und ihm zurief: „Du bist ein Tyrann,“ so ist heute schwer zu sagen, welcher von beiden am wenigsten oder meisten recht hatte. Bei der Stephanschen Auswanderung war Walthers Selbständigkeit (er war der einzige, der Stephan die Hulldigung konsequent verweigerte) die Rettung der Kirche. Die Art und Weise hingegen, wie Walthers Stephan offenbar machte, stimmt weder mit der Lehre Luthers von der Bewahrung des Beichtgeheimnisses, noch mit der Liebe, die vor allem des Sünders Buße und Seligkeit und nicht zunächst die Abwälzung der kirchlichen Schmach sucht, noch mit der rechten Scheidung weltlicher und kirchlicher Gewalt überein; und es wäre gut gewesen, wenn Hochstetter in seiner Geschichte, S. 18 ff. die ganze Sache ebenso taktvoll wie Günther in seiner Biographie von Walthers behandelt hätte. Der so tief innerliche und die reine Innerlichkeit des Christentums so klar erkennende Mann hatte paradoxerweise einen starken Zug ins Äußerliche. Diese Erkenntnis gehört mit zur richtigen Würdigung seiner Person und zum Verständnis seines Werks. Die Missouri-Synode ist nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich etwas Großes geworden — durch diese Art Walthers. Klar erkennend, daß die wahre Kirche ein rein innerliches und unsichtbares Ding ist, hat er — mehr als Luther — die „wahre sichtbare Kirche auf Erden“ betont und sein Leben drangesetzt, sie in möglichst vollkommener Gestalt in seiner Synode herzustellen. Dafür ist sein herrliches, aber von unsern Pastoren so wenig studiertes Buch „Die rechte Gestalt“ ein beredtes Zeugnis. Walthers hat aus seinen eigenen St. Louiser Gemeinden der äußeren Form nach wahre Mustergemeinden geschaffen, die schwerlich irgendwo und irgendwann übertroffen worden sind. Die von Walthers verfaßte St. Louiser Gemeindeordnung ist wesentlich in schier alle missourischen und die meisten wisconsinischen Gemeinden übergegangen. Walthers ist der Mann, der Gemeindegucht nicht nur stark gelehrt und betont, sondern auch in der Kirche heimisch gemacht hat. Selbstverständlich hat Walthers sein Ideal nirgends vollständig verwirklicht. Das „Wahre“ der sichtbaren Kirche besteht nicht in Voll-

kommenheit des Lehrens und Zuchthaltens, sondern im Haben des Wesentlichen und im Streben nach dem Vollkommenen, Phil. 3, 12 ff. Aber Walthers war auch mit großer Angstlichkeit um das gute Erscheinen und den guten Namen der Kirche vor der Welt besorgt, vielleicht allzuviel. Man denke an seine Rechtfertigung Stephans und an die auf dessen Entlarvung erfolgende Verleugnung in den weltlichen Zeitungen. Dem damals 28jährigen Jüngling wird man dies Vorgehen, durch das „die ganze Welt“ Stephans Sünden „erfahren“ sollte, nicht allzu stark verübeln; aber etwas von diesem Zuge zeigt sich in seinem Wesen auch später. Er paradierte gerne ein wenig mit der Herrlichkeit seiner sichtbaren Kirche. Man kann sich unsern Herrn Christum oder auch nur Paulum schwer als an einer demonstrativen Kirchenfeier teilnehmend vorstellen. Bei Walthers tragen schier alle kirchlichen (nicht seine persönlichen) Festlichkeiten, Einweihungsfeiern, Jubiläen und dergleichen einen paradierenden, demonstrativen Charakter. Kirchliche Umzüge mit Fahnen und Mottos, mit Trommeln und Trompeten, Massenversammlungen mit vorhergehenden Anpreisungen, spread eagle speeches und folgenden Lobpreisungen waren ihm nicht zuwider. Wie unschön dieser Zug sich später entwickelt hat, darauf werden wir noch später zurückkommen müssen. Es hing damit der andere zusammen: die Empfindlichkeit aller Nichtbeistimmung, allem Tadel gegenüber, woraus dann wieder ein abfälliges Urteil oder eine unschöne Polemik gegen den Kritiker floß.

Walthers Größe wird durch diese menschlichen Mängel nicht verkleinert. Was er der Kirche gegeben hat, das ist so über alle Maßen groß, daß seine Fehler dagegen nichts wiegen und tausend mehr nichts davon abziehen könnten. Nicht seine Person für sakrosankt zu halten, sondern sein Evangelium zu erkennen, zu predigen und zu behalten und sein christliches Wirken zu erneuern und fortzusetzen, das ist unsere Aufgabe. — Wir wenden uns nun zur Schilderung der Urverhältnisse in der Wisconsin-Synode.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Pieper.

## Historical Survey of John's Letters to the Seven Churches of Asia.

(Concluded)

### THYATIRA.

Thyatira, like Sardis and Philadelphia, was located on the highway leading from Pergamum through Laodicea to the southern coast. At the time of the writing of these letters it was a prosperous city in which many trade guilds plied their business, such as woolworkers, linenworkers, makers of outer garments, dyers, leatherworkers, tanners, potters, bakers, slavedealers, and bronzesmiths. The woman of Thyatira named Lydia, who showed great hospitality to Paul at Philippi in Macedonia, probably belonged to one of these tradeguilds and had emigrated to Greece to push the trade in Thyatiran manufactures in the Macedonian city.

*These things saith the Son of God, who hath his eyes like a flame of fire and his feet like bright bronze.* It is to be regretted that we know so little of the ancient history of this city and of its affairs even in the days when this letter was written. For that reason, for instance, the allusion which the Author makes in this introduction is in a great degree lost to us. Surely there was a very definite reason why just these words were chosen to address the church of this city, but we do not know it. The mention of the flame and of the bright bronze perhaps stood in some relation to the art of working in a special kind of bronze, which was practiced in this city, but we know no details.

However this much is clear that the Author in his mind draws a distinct parallel between the churches of Pergamum and of Thyatira. This is apparent both from the introduction and from the promise at the end of the letters. Both these churches were strongly affected by the Nicolaitan heresy. Both these churches, among whom idolatry has gained a foothold through the influence of the power of this world, shall see and remember the greater power of Him who is addressing them. To the Pergamenean church he appears as he who bears the double-

edged sword against which all human power is a mere shadow, and his promise to the victorious Christian there was that new name which is far higher, mightier, and more glorious than that new name of which the Roman Caesars boasted. To the church in Thyatira, which has a similar battle to fight, the Son of God addresses himself as he who hath his eyes like a flame of fire, etc., words whose exact historical significance we do not know, yet which plainly suggest the thought of the highest authority and might. And such is the promise which is given at the end of the letter: *He that overcometh and he that keepeth my works unto the end, to him will I give authority over the nations; and he shall rule them with a rod of iron, as the vessels of the potter are broken to shivers.* It was Imperial Rome that boasted of its authority over the nations and that ruled them with an iron rod and smashed them like the vessels of a potter. That is a surprisingly accurate description of the power of the Roman state. Even the prophet Daniel in his visions had seen the power of this worldstate as being of iron in comparison to the weaker world powers that went before it. The promise, then, which is here given to the Christian who overcomes designates him as heir to a greater, more terrible, more irresistible power than even the power of that mighty empire. The readers of this letter could not fail to notice that this irresistible strength was promised to the church of that city which was the weakest in worldly power of all the Seven. Even its natural location was one that suggested weakness. Lying in the middle of a long valley between parallel ridges of low hills, it was a weak situation from a military point of view. It was open to attack from all sides. That was exactly the situation in which the Christian found himself at that time in an idolatrous world openly hostile to the gospel. It seemed as if his cause were doomed to defeat, as if he had joined himself to a forlorn hope. "The emperor, the Roman state with its patriotism, its religion, its armies, the brutal population of the cities, the Jews, and every other enemy of the Church, all were raging and persecuting and slaying to the utmost of their power. But their power is naught, the real Church stands outside of their reach, immeasurably above them, secure and triumphant, eternal in the heavens. The more successfully the enemy kills the Christians off, the more absolute is his defeat, the

more complete and immediate is their victory. The weakest and least honored among those Christian martyrs, as he gains his victory by death, is invested with that authority over the nations which the proud empire imagined to be its own." Thus it is clear that the Author wants to keep that thought from the hearts of his Christians that they are fighting a battle in which they must of necessity go down to defeat before superior forces but which they will keep up nevertheless for His sake. He knows it is not humanly possible to cling to such a viewpoint in the long run. They shall know that there is no defeat for them, which is a thought for us to note and to remember.

The body of the letter opens with the usual statement: *I know thy works and thy love and faith and ministry and patience and that thy last works are more than the first.*

After acknowledging the charitable activity of the church the Author denounces it unreservedly for having tolerated Nicolaitanism in its midst, especially for permitting the person who was the open champion of those lax views to remain in its midst.

In discussing the letter to Pergamum we defined Nicolaitanism as an attempt to effect a reasonable compromise with the established usages of Graeco-Roman society and to retain as many as possible of these usages in the Christian system of life. In this letter to Thyatira the Author throws a little more light upon this obscure subject. In the first place it is to be observed that Nicolaitanism had caused no falling off in the good deeds of the church, for we hear: *thy last works are more than the first.* No doubt the Nicolaitans were anxious to demonstrate that they were quite as fervent in faith and love as the simpler Christians, whose mistaken narrowness they desired to correct. And that caused an improvement in the works of the church. They were eager to do their share in the practical work of the church of which public charities and subscriptions were an important part. Public subscriptions for many different purposes were a common occurrence at that time and the church took this custom of society and sanctified it, using it in the interest of the kingdom. 1 Cor. 16, 1; 2 Cor. 9, 1-5. To all this the Nicolaitans gave their hearty support, for it was in keeping with their general principle of retaining the usages of the world of their time. As we shall

presently see, they were adhering to a principle which drove them more and more into a denial of the gospel of Christ, and still they were more active in works than the Ephesian church, which had rejected that principle. In reading the last installment of Prof. Pieper's article in this magazine on the question: "Wie sieht es gegenwaertig in Deutschland aus", I ran across an interesting parallel to this situation. He pictures the utter indifference that prevails in matters pertaining to the word of God. To insist seriously upon sound doctrine, to avoid firmly all communion with that which one has recognized as error, that is looked upon as dead orthodoxism, as pharisaic legalism, and unchristian lack of charity. And now follows the sentence to which I have reference: "It is rather a remarkable, yet after all only a natural phenomenon to discover in the midst of these so-called positive circles of the United or of the Lutheran denominations a personal piety so intense and a Christian charity so active as to humiliate an American Christian." And there we have a modern parallel to ancient Ephesus and Thyatira. Ephesus understood that the Nicolaitan teaching in the end involved a denial of the Word of Christ, hence it rejected that teaching, but its orthodoxy was more a matter of the intellect than of the heart. Its heart had grown cold. And that is our failing. The Thyatiran church sought to unite in one body the stricter adherence to the Word and the so-called liberal interpretation which sought to retain the good things of Paganism. And this caused what one might call a fermentation in the church, giving it the appearance of great activity.

*But I have this against thee that thou sufferest the woman of thine, Jezebel, which calleth herself a prophetess and she teacheth and seduceth my servants to commit fornication and to eat things sacrificed to idols.*

This woman, who was looked upon as a prophetess by a great part of the Thyatiran church, was suffered, was tolerated even by those who did not accept her views but who in their heart agreed with the Author. It is inconceivable that even *they* should have tolerated her if she had been a woman of a vicious, immoral character. She had established herself in the approval of the church by her liberal, zealous, and active life. The extremely bitter words in which the Author denounces her are not



called forth by her personal conduct but entirely by the principles which she advocated, which were indeed a grave danger to the church. And to the very fact that she commanded the respect of the church made her a dangerous advocate of evil.

Why does the Author choose these strong expressions: she seduces my servants to commit fornication and to eat things sacrificed to idols? In the first place we must remember that this was the stereotyped expression of the prophets of the Old Testament who always described Israel's lapses into idolatry as adultery and fornication. In the second place we know that the ritual of the Pagan religions from the most ancient times down to the time of the writing of the Seven Letters was always connected with immoral practices of one kind or another. And the general run of Pagan society accepted as natural and therefore as good and right such relation between the sexes if it were not carried to ruinous extremes. The Nicolaitans believed as we shall presently see that a Christian might without ceasing to be a Christian take part in certain Pagan rituals. However the Author sees only the natural and final result of such a step: the sinking back into actual adultery.

Perhaps the most potent factor that led to the choice of these stinging words of rebuke is the third which I am about to mention: there is here a distinct reference to the decision at which the Apostolic Council had arrived years before in its meeting at Jerusalem. These were the words in which the Council had formulated its decision: It seemed good to the Holy Ghost and to us to lay upon you no greater burden than these necessary things: that ye abstain from meats offered to idols, and from blood, and from things strangled, and from fornication. . . . Now this is exactly the accusation which the Author brings against the prophetess: she seduces my servants to commit fornication and to eat things sacrificed to idols, in other words she teaches the Christians to violate the decision of the Apostolic Council.

Let us also not overlook that other expression which occurs both in the decision of the Apostolic Council and in this letter about "not laying on a greater burden". In the first place that clinches the argument for me that the Author is here alluding to that decision and knows that his readers are acquainted with it.

But secondly we must inquire what is the meaning of that expression? What "greater burden" might have been imposed had a spirit of legalism prevailed at the meeting of the apostles?

The Pagan convert to Christianity in the Graeco-Roman cities was confronted with the spirit of Paganism almost at every turn and under all conceivable conditions. In what things might he take part? What must he avoid? "Social customs, rules of polite conduct, forms of graceful courtesy were almost without exception tainted by idolatrous associations. Grace before meat, thanksgiving after food in the homes of his Pagan neighbors were in the strictest sense acts of acknowledgment of the kindness of some Pagan deity. Such ceremonies were often mere forms and those who complied with them were often hardly conscious of their religious character. How far was a Christian bound to take notice of their idolatrous character and to avoid acting in accordance to them? It seems that the rule laid down by the apostle Paul was that only in exceptional cases should the Christian show his disapproval. If the idolatrous connection was not obvious or if his attention were not especially called to it, he might ignore it." Thus he writes 1 Cor. 10, 27-28: If any of them that believe not bid you to a feast and ye be disposed to go; whatsoever is set before you, eat, asking no question for conscience sake. But if any man say unto you, this is offered in sacrifice unto idols, eat not for his sake that shewed it and for conscience sake. If it had not been so, then the Christian "must needs go out of the world." (1 Cor. 5, 10.)

Thus the soldier in the army was confronted with a form of idolatry. The standards of the Roman legion were divine and worship was paid to them. The soldier could not retire from the army for he was bound to the service through a long period of years. The rule seems to have been for the converted soldier to remain passive, as far as possible silent during the ceremony at which he was compelled to be present. But if in any case the Christian was pointedly challenged whether he would willingly perform this act of worship to the deity, which he considered false, there was only one course open to him: to confess his faith.

Another instance where liberty was left for the individual conscience to decide its course were the political meetings of the citizens of these Greek cities. According to the original

theory they were there assembled in the worship of their national deity in whose honor a ritual was performed but this soon became a mere matter of form and in practice no one thought of the fact that a man's presence there depended upon his willingness to take part in that ritual. The political condition was the only one remembered. Hence the Christian might ignore this ceremony and make use of his right as citizen.

But aside from these many cases where liberty was left for the individual conscience to decide its course, there was one case about which the minds of the leaders of the church never were in doubt: if a man's presence at a meeting or his membership in a club or society depended upon his willingness to take part in a Pagan ritual as an express act of religion, then a Christian could have no part in such a gathering.

Now the society in which these Asian Christians lived was honeycombed with societies and clubs. These were organized for a great variety of purposes, some for trading purposes, composed of people in the same line of business, companies of artists and actors or men of letters, political clubs, mutual benefit societies, burial societies; and the one condition of membership was the willingness to join in a common ritual in the worship of a common Pagan god. Often the name of the society was a religious one and its meeting place was dedicated to the deity, thus being in fact a temple. "The central point in the ceremonial that bound the members of these Greek associations or clubs together was the common meal and especially the common cup. 'I have eaten out of the holy dish, I have drunk from the sacred cup, was the sacred formula pronounced by each participator in the Mysteries. And the ceremonial of the more insignificant clubs was patterned after the ceremonial of the Greek Mysteries. The members of such clubs were called 'symmystai' i. e., persons initiated into the same mystic ritual."

It is hardly possible to use too strong language in describing the strength and closeness of the tie that bound these Pagan clubs together. It was a power often stronger than the ties of country or of blood or of the family and was considered by the wiser Pagans to be a real danger to the healthy and free life of society, for which reason the emperors Augustus and Trajan attempted to suppress these clubs, but without success. However

that is a phase of the subject which lies outside of our topic. Yet who upon hearing this detailed description of society in those Asian cities of the Apostolic age does not see our present society before his eyes?

The members of these clubs who participated in the common meal of the Pagan society were initiated into the mystic bond of union and entered into communion with one another through the power, not divine but demonic, which gave strength to that bond. Behind the idol to which the Pagan society sacrificed there was a certain demonic power and those who participated in the sacrificial feast became united in a mystic union with that power and with one another. They had all become brothers.

The position of the church in regard to this matter had been very clearly defined long before John wrote the Seven Letters. In his first letter to the Corinthians Paul is quite definite in regard to this matter. The leading men of the Corinthian church had written to him in regard to meats sacrificed to idols, whether it was permissible for a Christian to buy them in the market or to eat them when invited to the home of a Pagan friend. The apostle had answered that he might, but since the topic had been broached he goes to the root of the matter. Evidently some of these leading men of the Corinthian church were members of such Pagan clubs and continued to take part in such sacrificial meals. Thus must we interpret Paul's words 1 Cor. 8, 10: "If any man see thee, who hast knowledge, sit at meat in the temple of an idol." It is inconceivable that a member of the Corinthian church would openly in view of Christian and Pagan in defiance of his brethren and of the apostle's teaching sit down in the Corinthian temples of Artemis or Aphrodite and still be considered a leading man in the church, one of those who address a letter of inquiry to their teacher. But if the apostle refers to the meeting place of such a Pagan club, calling that the temple of an idol, then the matter becomes plausible at once, for in these associations the religious aspect was often regarded as secondary and the purely social or beneficial or business purpose of the club was considered the important factor. And from that viewpoint the Christian tried to justify his presence there. Another very striking parallel to our modern conditions.

"The membership of these clubs was not restricted to the

upper classes in society, yet, beyond all doubt, the institution was far more important among those who were at least moderately well off, who made some pretensions to education, good breeding, and knowledge of the world. The spirit of ancient society was represented in its most concentrated form in these associations. To hold aloof from them was to stamp oneself as a low-class person, almost as an enemy of society, alien to every generous impulse and friendly feeling towards neighbors."

Having in their Pagan days been initiated into such clubs doubtless many of the leading men of the Corinthian church were still active members in them. They had paid the subscriptions, which were a regular feature of such clubs. Where they to lose all benefits therefrom? Worse than that, were they to retire from those in which the objects were really praiseworthy and beneficial? If so, then they "must needs go out of the world." 1 Cor. 5. 10.

No doubt these leading men of the Corinthian church knew how to defend their position. We can reconstruct some of their arguments from the reply of the apostle. (They would remain in the ordinary associations which had mainly a non-religious purpose. They would partake of the common meals made on the flesh of victims sacrificed to the god in whose honor the association met. And they justified this on the ground that the idol was naught. The apostle himself had declared that an idol was naught, a mere stock or stone, devoid of all life and power, having no real existence. And they argued that meat offered to naught remained after the sacrifice exactly the same as before.

In the days of Paul the name Nicolaitans was perhaps not in use, but this was their viewpoint and these were some of their arguments, to which John refers in the text of this letter as "the deep things of Satan." Prof. Ramsay suggests that many will ridicule the thought that "the question whether a Christian should join a club or not, demanded the serious notice of an apostle. They will demand that Nicolaitanism must be regarded from a graver, dogmatic point of view." That is the point of view of men who would construe human history as they would solve a mathematical problem according to certain cold, hard laws. But, as Chesterton has well said, "the obvious truth is that the moment any matter has passed through the human mind it is

finally and for ever spoiled for all purposes of science. It has become a thing incurably mysterious and infinite. This mortal has put on immortality." The apostles like their Master "saw life steadily and saw it whole." They understood that the Nicolaitan viewpoint, though apparently denying no dogma whatsoever, was that subtle thing, that "deep thing of Satan", with which there must be no compromise. An easy-going, compromising Christianity could not have conquered, but would have faded away into one of those vague, ineffective schools of philosophic ethics so common at the time. To us who have seen the power of Paganism raising its head in similar opposition to the gospel in modern secretism, who daily hear the argument that no dogma is involved in this issue, it should be very clear why such an issue well deserved the serious notice of an apostle.

It is interesting to note how the apostle Paul builds up his counterargument. He does not begin by laying down an absolute rule. Especially in dealing with these Corinthian philosophers (cf. the sarcasm of the apostle 1 Cor. 8, 1 f) that might have been worse than useless. He would not treat this matter like the case of the man who was guilty of a crime in their midst. They did not as yet see this question in its proper light and were in need of patient instruction. And so he tries to lead them to a higher plane of thought from which they can see all that is involved in this question. Hence in the ninth chapter of 1 Cor. he seems to diverge from his subject, yet his object is to work up his readers to appreciate some sides of the question which they have not seen, and then he returns to the point in chapter ten. I shall now give a brief resume of the apostle's arguments in 1 Cor. 10.

(1-4) The experiences of the Israelites are intended to be an example so that we may learn wisdom. Just as you are now all brought out of Paganism and become members of the Christian church sharing all its privileges, so the whole body of our fathers, the Israelites, were brought out of Egypt and equally favored.

(5-11) But some of them slipped back into the idolatrous practices of the Pagans and into the impure life of the tribes around them: vs. 7, "neither be ye idolators as were some of them, as it is written, the people sat down to eat and drink and rose

up to play." What was there idolatrous in that? The Corinthians could not fail to grasp the meaning of the apostle for the very thing was going on in their midst. The eating and drinking referred to was not common eating and drinking, but the kind by which men were joined in a common Pagan ritual in the service of a Pagan god, both in the case of Israel and of the Corinthian. In the early hours of the afternoon these clubs were accustomed to meet for their sacrificial meal, lounging on their dining-couches. Afterwards they were entertained by troops of dancing and singing slaves. No doubt these banquets were often enough disgraced by occurrences which were disgusting to a sincere Christian but which the Pagan looked upon as a natural relaxation from the strain and worry of daily affairs, so long as things were not carried to extremes.

But to return to Paul's line of argument: (12-13) Take warning from the example of Israel. Be not over confident. You are now tempted as Israel was tempted. But God does not permit the temptation to be too strong for you; with the evil and danger He has given the antidote; but you must be careful for temptation is pressing hard on you.

(14) Be careful then always to avoid and keep far away from idolatry. (15) I put the case to you as reasoning prudent men, that you should judge for yourself as to what you should do. (16) The cup of blessing which we bless and for which we give thanks every time we celebrate the rite, does it not constitute our fellowship in the blood of Christ? The bread which we break — is it not *our* fellowship in the body of Christ? (17) Because the bread which we share and break and divide is one, we, the many members, are one body and one brotherhood. (18) Look (you who are the spiritual Israel) at the nation of the Jews (the natural, fleshly Israel), does not their common ritual bind them together in a fellowship whose close cohesion is the marvel of the Greek and Roman world? Is not that intimate union due to their taking part in a common ritual?

(19) But what is my meaning, you may here object? Do I mean that an idol is a real thing, or that idol-sacrificed meat is different in character from meat not so sacrificed? (20) Certainly not; but I mean that what the Pagans sacrifice, they sacrifice to Demonic Powers and not to God, and I do not wish that

you should enter into a fellowship cemented in and through Demonic Powers. (21) It is impossible and contradictory to drink the Cup of the Lord and the Cup of Demonic Powers, or to partake in the Table of the Lord and the Table of Demonic Powers, you must choose one or the other. (22) If we try to combine these two naturally contradictory rites we merely provoke the Lord, who refuses to share with the Demonic Powers in your devotion; and that, of course, we are resolved not to do, are we not? We do not imagine, do we, that we are stronger than he?

From this point of view this whole chapter of the Corinthian letter becomes clear. In that part which we have just heard the apostle protests vehemently against a Christian's partaking in the ritual meal of a Pagan club, in the closing verses of the chapter he then regards it as a matter of indifference whether a man eats meat that has been offered to the idols if he buys it in the market or if he eats it at the home of a Pagan friend, a matter of indifference at least as far as his own conscience was concerned.

When John wrote his Book of Revelations this last question was closed for all time, all were clear on that point, not so in regard to the sharing of a Christian in the ritual meal of a Pagan club. Ephesus had taken its stand in this matter definitely in accord with the teaching of the apostles. Smyrna seems to have been little affected by this temptation, for according to the letter poverty was the lot of the greater part of the Christians there, while the members of these Pagan clubs were usually those who made some pretense to wealth and education. But Pergamum and Thyatira being farther removed from the direct influence of the apostles were still infected with this evil. And if it were not rooted out, the whole loose spirit of Paganism with its idolatry and the associated impurity would eat into the church like a cancer. A common ritual exercises a great influence over the minds of men and the great apostles Paul, Peter, and John were unanimous in their opinion that this influence of Paganism must be kept out. The apostle Peter speaks his mind on this subject in the second chapter of his second letter.

Accepting this interpretation of Nicolaitanism as the true one, the words of the threat which the Author utters against the



prophetess become clear at once, only we must strike out the word "bed" in the text and substitute the word couch, or better still banquet-couch in place of it. As is well known the ancients reclined on couches around banquet tables and the word 'kline', which is here used in the original Greek, has that meaning also. In fact this very word was used in the invitation to such feasts. Copies of such invitations dating from the second century have been found in the papyri of Egypt. The text would then read: *Behold, I set her on a banqueting couch, and them that commit adultery with her, to enjoy great — tribulation, except they repent of her works.* What bitter irony does not the Author express in these words! One might paraphrase them thus: See, what a feast I will give them! I will cast her on a banquet couch and with her her idolatrous partners, and the fare provided for her and them is tribulation.

"That places us in the midst of the scene in Thyatira. One section of the church still clings to the social life of the city. They cannot resolve to cut themselves off entirely from the bright and joyous customs of society. They enjoy them together with their idolatrous accompaniments and their sacrificial meals. To them this answer of the Lord is given: I will give them their festal meal. I throw their mistress the prophetess on a couch and them along with her to enjoy — the punishment which I have in store for them." A terrible word of warning to those who in our day would combine the service of Jehovah with the ritual of the Christless associations that have honey-combed our society, and also to those leaders and prophets who would tolerate this attempt.

If the prophetess of Thyatira had been successful, Christianity must have melted into the highly cultivated but "fast" society of that time. But she would not be successful. It was evident to the Author that she would not repent but there were hopes for some of her adherents.

But upon those in Thyatira who do not hold with the Nicolaitans the Author lays no other burden. They know that one thing which he expects of them: flee from idolatry.

And now he adds his glorious promise: *He that overcometh, and he that keepeth my works unto the end, to him will I give authority over the nations; and he shall rule them with*

*a rod of iron, as the vessels of the potter are broken to shivers; as I also have received of my Father; and will give him the morning star.* On the one hand there was the power of a vast empire using all its terrible power to force the Christian to the idolatrous worship of the Imperial god, on the other hand there was Pagan society amid which the Christians lived bringing pressure to bear from every other possible angle, in business life and social life, so that the Author says elsewhere in the Book of Revelations that no man was able to buy or sell save he hath the mark, the name of the Beast, that is the mark of idolatry, upon him, wherein we have the plain indication of a business "boycott" against the Christians probably brought on and recommended by the Commune of Asia, that representative body of Pagan priests in Asia Minor. It seemed as if the cause of the Christian were doomed, yet the Author takes no such view. He sees the victorious Christian exercising that power over the heathen which Imperial Rome vainly imagined as belonging to herself. As the vessels of a potter shall they be broken to shivers. The Church will make no compromise with the idolatrous forms of society but if she remains true to her calling, the power of the word entrusted to her will break these idolatrous forms to shivers. And thus it was in the fulness of time.

The wheel of time has gone its round and we are now in a position in the world similar to that of the first Church. And the similarity will become more and more apparent as time progresses. We behold the ever increasing power of the State pointing one way, where the gospel of Christ points another, especially in matters regarding the education of youth. Once let a federal bureau of education be established and soon the attitude of the citizen in this matter will be a test of loyalty. That is one modern parallel to the Emperor worship of the ancients. And as to the idolatrous forms in our modern society bringing pressure to bear upon those who give their spiritual allegiance to Christ alone, I need bring no illustrations, he who runs can read the signs. (Satan bound for 1000 years now free again to lead the forces of *Paganism* against the true Church. The last onslaught! Cf. Rev. 20, 3. 7. 8.)

It is sadly in evidence that many have given up this struggle against idoatry. Perhaps like the prophetess of Thyatira they

can no more repent. But it is also evident that many others are carrying on the battle of the Lord with the bitter thought in their heart: In the end we must give up our position and make concessions to the spirit of the times. Yet in the mean time we shall hold out as long as possible. However such an attitude is the beginning of defeat. Such hearts can win no battles of the Lord. May the words which the Author sent to the faithful in the church of Thyatira give to all of us not only hope but the assurance of victory.

The outlook for the future, if one may venture upon such a statement, seems to me to be this: the outward danger will increase, the pressure which the powers of idolatry will bring to bear will be far greater, but at the same time the idolatrous character of the forces in opposition will become more apparent than it is at the present, (the Masonic lodge is showing such developments even now.) The Lord is still he that searches the reins and hearts. And he will make it apparent what is in the hearts. "And he that is unjust, let him be unjust still, and he that is filthy, let him be filthy still; and he that is righteous, let him be righteous still; and he that is holy, let him be holy still." Rev. 22, 11. There is going to be no standing still, but a continuous growth and development. And each will become more and more like unto the Master whom he serves. "He that hath an ear, let him hear what the Spirit says unto the Churches."

#### PHILADELPHIA.

Philadelphia was founded by the kings ruling in Pergamum. Their object in founding this city was not so much to secure a military stronghold against a possible invader from the east, as rather to make of it a center from which Greek culture might be spread into the eastern part of their kingdom, which extended far to the east of Philadelphia into the highlands of Phrygia. It was to be a missionary city for spreading Hellenism into the eastern part of Lydia and into Phrygia, which lies beyond it to the east. And it was so successful in its mission that shortly after the birth of Christ ( A. D. 19) the native Lydian tongue was displaced entirely by the Greek language in that part of the world.

A. D. 17 this part of Asia Minor was visited by a terrible

catastrophe, an earthquake, by which a dozen flourishing cities of this district were almost reduced to ruins, among them Sardis, Laodicea, and Philadelphia. But Philadelphia had suffered most in the long run because in that locality shocks were felt at intervals for several years, so that the inhabitants lived in constant terror of another deathdealing calamity. For several years shocks were a matter of frequent occurrence there and the walls of houses were constantly showing new cracks. Some of the citizens left their city homes and sought refuge in the country near by, others sought by various devices to reinforce the walls of their homes against the recurring shocks.

The Roman emperor Tiberius showed great liberality to the city in these times of stress, granting money and releasing them from taxes. No doubt that is the reason why the city took unto itself a new name during the time calling itself Neokaisareia, the city of the New Caesar. But at the time when the Seven Letters were written the new name had fallen into disuse in favor of the old name Philadelphia.

Thus Philadelphia is distinguished from the other Seven Cities by four characteristics: 1) it was a missionary city; 2) its people lived always in dread of a disaster; 3) many of its people went out of the city to dwell; 4) it took a new name from the Imperial god.

*These things saith he that is holy, he that is true, he that hath the key of David, he that openeth and no noe shall shut, he that shutteth and none openeth.*

These words of introduction foreshadow the facts of which the body of the letter speaks. The Author is He that has the key of David, that opens and none shall shut. And the Philadelphian church is that one whose future shall be determined by the fact that "I have set before thee a door opened which none can shut." The Author describes himself as him that is true, and it is the glory of the Philadelphian church that it has kept his word and did not deny his name even in the face of grave danger, whereas its enemies are they who say they are Jews and are not, but do lie. The Author is he that is holy and the picture of Philadelphia that is given marks it beyond all the other Seven as the holy city which he has loved.

No doubt it is a high compliment to the church when the

Author invests himself with the same character that he praises in the church to which he is speaking. That is also the case in the letter to Smyrna, for there he that was dead and yet lived addresses that church which will suffer death and yet in the midst of death possess the crown of life. In addressing Ephesus, Pergamum, and Thyatira the Author speaks as one holding that position and authority which they by their conduct are gradually losing. The letters to Smyrna and Philadelphia are similar in other respects. Both are praised more cordially than the others. The Smyrnaean church was poor and oppressed, the Philadelphian church had but "little strength." Before both there is held forth a prospect of suffering and trial, but in both cases a triumphant issue is confidently anticipated. Life for Smyrna, honor and dignity for Philadelphia are promised, not to a faithful remnant among the unfaithful as at Thyatira and Sardis, but unto the church in both cities. And it is an interesting fact that these two are the cities which have been the glory and bulwark of Christian power in the centuries that followed in the terrible, long-drawnout struggle against Mohammedanism. They are the two places where the Christian flag floated latest over a free and powerful city and where even in slavery the Christians preserved cohesion among themselves and real influence among the Turkish conquerors.

The body of the letter begins with the usual opening: *I know thy works*. Hence we must expect according to the precedent of the other letters an outline of those works. And it does follow but in an unusual form. *Behold I have given before thee an opened door, which none can shut*. This then is the foremost part of the work of that church that its Lord has given an opened door before it, and the suggestion is, of course, that the church has not neglected to use this door of opportunity. The meaning of this simile is very evident and its significance was very evident to the readers, for it was an expression frequently used by the apostle Paul. He writes to the Corinthians that at Ephesus "a great door and effectual" was opened to him. At Troas also "a door" was opened for him. He asked the Colossians to pray that God may open unto us "a door" for the word. From these quotations the meaning of the expression is clear and it is also evident that the readers were acquainted with it.

Most certainly there lay before each one of the other Seven Cities a door by which it might bring Christ to those as yet sitting in darkness. Each of the Seven Cities was a door to some district. But Philadelphia must have been preeminent among the Seven Churches as the missionary church, much as the city of Philadelphia had been and still was the bearer of Greek culture to the inhabitants of Phrygia. From the harbor of Smyrna the great trade-route going east passed through Philadelphia to the highlands of Phrygia and further. And from the harbor of Troas on the northeast coast down through Pergamum, Sardis, and Thyatira descended the Imperial postroad which joined the trade-route at Philadelphia and followed it from there also into the Phrygian territory, thus forming a highway upon which the Christian missionary could travel with greater safety and with better accommodations than any one who would desire to follow his footsteps today over the same territory.

But the door of opportunity that the Author had opened for the church in Philadelphia consisted perhaps not so much in its geographical location and in convenient avenues of approach to distant districts, as much rather in that attitude of the heart which the psalmist has expressed so aptly: I believe, therefore have I spoken. That such was the case is indicated in the text of the letter in the reasons adduced why such a door of opportunity has been opened to them, namely because *thou hast little strength and didst keep my word, and didst not deny my name*. Thou hast little strength. The city had suffered under the terrible calamity of the earthquake in the beginning of the first century. On account of the recurring shocks men had shunned it as an unsafe place to dwell. That had done more harm to its business than the shock of the earthquake. Thus there had been a long period of depression which was still felt at the time when these letters were written. We may readily suppose therefore that among the members of the church there were few, if any, men of means. Perhaps that is also a reason why Nicolaitanism had gained no hold among them. The church is praised for not having denied the name of its Lord. Evidently it had not bowed before the idol of the State religion. But to return to the thought of the "little strength" that may have been partly due to the fact that the church was not very large. Then there was the hatred of the synagogue of Satan, who profess themselves to be Jews and they are not but

do lie. The Jewish Nationalist party must have been as strong here as in Smyrna and filled with bitter hatred against the Christians, especially against those Jews who now confessed Christ, whom they considered renegades from the faith of the fathers. Being then small in numbers and having little of this world's goods, having to bear as much, possibly more, of persecution than some of the other churches, it had indeed little strength as men figure strength. But at least it was not tempted to trust in vain things, it could only trust in the Lord, basing such trust upon the assurance of his Word. Therefore it is only natural that the full reason why the Author had given an especial door of opportunity to this church should be couched in these appropriate words: because thou hast little strength and didst keep my word and didst not deny my name.

And therein lies the secret of success in the kingdom of Christ. I mean of that success upon which the Lord can put the stamp of His approval. Of us, in many respects, the reverse would be true that the Lord has closed the door of opportunity against us because there is too much strength or power. There is the power of a large organization, the power of numbers, the power of men of wealth, of influence, of learning. What if the interests of some of these "powers" begin to clash with that which Christ has revealed in his word? Let us then suppose that a true witness to whom the principles of the gospel and the honor of his Lord are supreme above everything raises his voice in protest. There is danger of a break, there is danger that some of these "powers" will be lost to the church. At once there is a general shaking of heads and wagging of tongues. Why will men not learn to use a little diplomacy? And the opinion is expressed that such men are a detriment to the church. The attitude that dares to take its stand upon a principle that Christ has declared, come what may, that attitude is denounced as very "unwise." But this brand of wisdom puts that which appeals to the judgment of men above the word of the Lord, from which wisdom deliver us Heavenly Father!

The opinion is quite frequently expressed in certain circles that the church must by the power of its organization protect the interests of the kingdom, it must, for instance, use this organized power as a political weapon to ward off as much as possible all danger threatening from without, from the power of

this world. Without entering into a discussion of this topic here I should like to point out the fact, however, that this church upon which the Author looks as an ideal one, before which he has given an open door of opportunity, was not so disposed. And it is no counterargument to say that there was no temptation for them to depend upon the power of their organization since that power amounted to very little. The point is that the Author states in very plain words that this is one of the three reasons for the sake of which their Lord will bless their work with especial success: because thou hast little strength. And even though a church count its members by the millions, yet in the eyes of the Lord it will be blessed with success only as long as the futility of its own strength both in regard to the inward building up of Christian character and the outward building up of the Christian church is plainly recognized. The church that would follow the highway to success which the hand of the Lord has plainly marked by these three signs: because thou hast little strength and didst keep my word and didst not deny my name, that church will find that its relation to the power of this world will be twofold: bearing witness to the glory of His name and bearing the cross, which cannot be separated from that name in this world. And this last thought will always remain distasteful to the Old Adam in a Christian, who believes that he is justified in drawing the sword of human power to ward off the cross as Peter did. But the thought which the Lord asked Peter to consider in that hour applies not only to His cross but to the cross of his bride, the church, as well. If that cross is warded off by material force, how then shall the Scriptures, which are the expression of the eternal thoughts of God, be fulfilled that thus it must be.

The Author would have us know how he estimates failure and success in His work. He gives the open door of opportunity to him who has little strength but who keeps His word and does not deny His name. Do we not often measure by another standard? Men say that minister is a success who can draw large crowds into the church, who can greatly increase the membership, or who can send to the treasurer goodly sums for missions and schools. And they are not even interested to know by what means such results are achieved, whether he is building upon his foundation wood, hay, stubble by a legalistic appeal to the pride of man or to his sense of honor, or whether he is building upon his



foundation gold, silver, precious stones by the only appeal which Christ can bless with success: the appeal of the cross. And that appeal involves the three prerequisites of success that the Author enumerates in the text. It is the cross of Christ, not the law, that reveals the deepest sense of our own *little strength*. Peter realized his guilt the night when he had betrayed His Lord, but when the crucified and risen Lord sought him out in that hour of dawn on the shore of Lake Galilee, the greatness of his guilt standing out in relief against the love of Christ overwhelmed him and made him almost speechless. And this revelation of our own little strength will cause us to hold fast all the more firmly to the only source of strength: *His Word*. There is no other source of strength for it reveals the glory of our God which we can see only in the face of our Lord Jesus Christ. And therein is the life of man. And this life that comes from God contained in his Word is summed up for us in the *name of Jesus*. For the name of God is the expression of the essence of His being. To us on earth at least there is no higher revelation of His name than this: Thou shalt call His name Jesus, for He shall save His people from their sins.

And these three thoughts are the touchstone to prove the successful and blessed activity of a true witness of Christ: Does he realize for himself and has he the gift of making others realize: the littleness of their own strength, their entire dependence upon the God-given Word of Life, the idolatry in everything that obscures the glory of God in the name of Jesus?

*Because thou didst keep the word of my patience I also will keep thee from the hour of trial, that hour which is to come upon the whole world to try them that dwell upon the earth.* The heathen would continue to rage, the persecutions at the hands of the Imperial government would, for a time at least, become more terrible and bloody, but this church has the blessed assurance that the Author will hold His protecting hand over it. And again that alone is the only guarantee of lasting success in the kingdom of Christ. He gives success to those who hold fast to His word in the teeth of all opposition, be it bloody persecution or diplomatic persuasion. And the effect of this blessing can be seen for more than a thousand years in the history of this church. The Roman empire had long gone to ruin, still Philadelphia remained. Then

a new danger arose in the East: Mohammedanism. And in this struggle Philadelphia played a noble part. Long after the country round it had passed finally under Turkish rule, it held up the banner of Christendom. Its history rouses even the historian Gibbon to admiration. During the fourteenth century, it stood practically alone against the entire Turkish power as a free, self-governing city amid a Turkish land.

*He that overcometh, I will make him a pillar in the temple of my God and he shall go out thence no more.* The pillar is the firm support upon which the upper part of the temple rests. The victorious Christian who has not denied the name of Christ shall rest secure in the love of Christ. Even the Nationalist Jew shall see that in the end as the letter declares. Therefore the Christian who has overcome shall not be like the citizens of Philadelphia who had lived in constant dread of a new disaster ever since the earthquake of A. D. 17. He shall live in peace in the house of God and shall go out thence no more.

*And I will write upon him the name of my God and the name of the city of my God, the New Jerusalem, which cometh down out of heaven from my God, and mine own new name.* The city of Philadelphia had taken a new name in honor of the new emperor who had shown kindness to it in the time of great suffering, but the name had soon fallen into disuse and was now forgotten. But the Author points to another name which He will give to those that are faithful unto Him, which name shall never perish, for it is the name of the God of our salvation. And again we must not forget that in the Scriptures the name of God is the expression of the real character of His being. Now if the victorious Christian is to receive this new name, it is signified thereby that he is to partake of the heavenly glory of Him for whom and unto whom he is named. I believe that this new name written upon the victorious Christian is one name and not three, but that this one name has this threefold character that it is the name of God, the Author of our salvation, and the name of the Church Triumphant, which He has perfected to be the bride of His Only-begotten Son, and the new name of Christ, the name which is the expression of His glorious person as he reigns at the right hand of the Father. But this name remains a secret to be revealed to us in that hour when we too shall have overcome.

A. P. SITZ.

## Die Mittel der Erziehung.\*

### I.

1. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Wahl der Erziehungsmittel durch den Zweck, den man bei der Erziehungsarbeit zu erreichen sucht, bestimmt wird. Wir haben ein ganz bestimmtes Ziel im Auge. Dem Ziel, das wir uns gesteckt haben, oder besser, das uns von unserm lieben Gott gesteckt ist, steht ein anderes Erziehungsziel diametral gegenüber. Dieses andere Erziehungsziel mag nicht immer in scharfen Umrissen deutlich erkennbar gezeigt werden. Es mag im Interesse dessen, der letzten Grundes das Ziel aller außerschristlichen Erziehung bestimmt, liegen, dasselbe so viel wie möglich zu verschleiern; er mag es für angebracht finden, verschiedene Ziele, Ziele, die nicht nur auseinander zu fallen, sondern gar gegen einander zu verstoßen scheinen, vorzugaukeln: Tatsache bleibt, daß alle Ziele außerschristlicher Erziehung in eines, in ein großes widerchristliches Ziel, zusammenfließen.

Das Ziel all unsrer Erziehungsarbeit ist die Entfaltung und Heranbildung unsrer Böglinge zu freien Persönlichkeiten, deren Innenleben völlig von der Erkenntnis Christi beherrscht wird. Vor allen Dingen soll ihr Herz und Gemüt zur Ruhe gebracht werden durch die feste Zuversicht, daß Gott in Christo sie zu seinen Kindern angenommen hat. Ihr Herz soll je mehr und mehr von dem Gefühl der Unruhe und der Furcht loskommen, das im Rnechtsinn wurzelt. Solange Herz und Gemüt von der Idee beherrscht ist, daß Gott mit uns auf der Basis eines Lohnkontrakts handelt, so lange ist ewige Unruhe der Grundton aller Gemütsbestimmungen. Selbst in dem besten Falle — der praktisch unmöglich ist —, daß nämlich ein Mensch alle Gebote Gottes vollkommen zu erfüllen imstande wäre und sie auch tatsächlich alle erfüllte, wäre das Gefühl unge störter Ruhe nicht erreichbar. Wäre ein Tag vollkommenen Gehorsams zurückgelegt, so brächte doch der folgende die neue Unruhe, daß man, um sich die Gunst Gottes zu erhalten und nicht seinen Unwillen zu erregen, sich wiederum mit Werken des blinden Gehorsams plagen

---

\*) Referat, vorgelegt auf der Professorenkonferenz zu Watertown am 27. und 28. März.

mühte. Wieviel schlimmer steht es aber in der That, da um der Sünde willen an eine Erfüllung der Gebote Gottes überhaupt nicht zu denken ist! Wo das Gewissen nicht betäubt wird, bezeugt es dem Menschen, daß er mit seinen Werken Gottes Zorn über sich herauf beschworen hat. Die Unruhe und Furcht steigert sich zur Angst bis zur Verzweiflung. Und da gerade dieses doch das eigentliche Wesen der Sünde ist, daß ein Mensch glaubt — ja, glaubt, d. h. die Überzeugung hegt, die Überzeugung zu seinem als selbstverständlich angenommenen Axiom macht, sich von der Überzeugung beherrschen läßt, also glaubt —, daß Gott mit uns Menschen auf der Basis eines Lohnkontrakts handele, so muß jeder Versuch, der in dieser Überzeugung, diesem Unglauben, wurzelt, naturgemäß zur Folge haben, daß die Unruhe des Herzens gesteigert wird.

Es ist nun die Aufgabe des christlichen Erziehers, das Herz des Zöglings dahin zu leiten, daß es diesen Unglauben praktisch mehr und mehr überwindet, daß dagegen die Wahrheit: Gottes großes Prinzip ist Gnade, Gott ist die Liebe, und er handelt mit uns als mit seinen in Christo wieder angenommenen Kindern, mit immer festerem Vertrauen ergriffen werde und den Grundton des ganzen Gemüthslebens bilde.

Mit diesem Vertrauen ist unmittelbar auch das Gefühl der Liebe, der kindlichen Liebe zum Vater Jesu Christi, gegeben. Herzliches Vertrauen zu Gott ohne Liebe ist ebenso wenig denkbar wie andererseits Liebe ohne Vertrauen. Beide mögen separat betrachtet und behandelt werden, sind aber praktisch nicht zu trennen.

Es ist einleuchtend, wie bei solcher Einstimmung des religiösen Gefühls auch sofort die ethischen Gefühle mit betroffen werden. Verkehren wir mit Gott vertrauensvoll auf der Basis der Adoption zur Kindschafft, so kann unsre Stellung zu Recht und Unrecht unmöglich die selbe sein wie bei einem, der auf der Basis eines Lohnkontrakts steht. Wir freuen uns an dem als der einzig wahren Gerechtigkeit, was aus der Liebe hervowächst; dagegen verabscheuen wir das als Unrecht, was wider die Liebe streitet. Die alte Frage: Ist etwas recht und gut, weil Gott es so bestimmt hat; oder bestimmt und gebietet Gott etwas darum, daß es an sich recht und gut ist? sicht uns dann nicht mehr an. Was unser Gott, der selbst die Liebe ist, und dessen Liebe wir in der Syiothesia geschmeckt haben, bestimmt, ist selbstverständlich etwas Liebes, Rechtes und Gutes.

Ebenso direkt wie die ethischen Gefühle werden die sozialen von dem Glauben an Christum bestimmt. Das Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid, Zutrauen, Liebe, Freundschaft, Achtung, Dankbarkeit werden bei dem, der diese Gefühle als Gotteskind hegt, doch ganz anderer Art sein als bei einem, der sie im Knechtsinn kultiviert. Bei letzterem mag zutreffen, was jemand boshafterweise behauptet hat, daß die einzige reelle Freude, deren ein Mensch fähig sei, die Schadenfreude ist.

In ähnlicher Weise wird das ganze reiche Gefühlsleben überhaupt vom Glauben bestimmt: Die Selbstachtung, das Ehrgefühl, die Schamhaftigkeit, das weite Gebiet der Schönheitsgefühle bis herab zu den intellektuellen. Es würde zu weit führen, dieses im einzelnen aufzuweisen.

Das Gefühl des Gottvertrauens ist für seine Entstehung sowie für sein Wachstum und seine Betätigung nicht abhängig vom intellektuellen Verständnis der Sache. Selbstverständlich kann solches Gottvertrauen in einem Brutum nicht entstehen, da ist eben kein Organ dafür vorhanden. Das Gottvertrauen setzt ein persönliches Wesen als Substrat voraus; und insofern, als ein persönliches Wesen ohne Vernunft und Verstand nicht möglich ist, ist auch der Intellekt Voraussetzung des Glaubens. Er ist das Organ, das dem Gemüt die große Wahrheit zuführt. Aber eine intellektuelle Verarbeitung der Wahrheit ist nicht Vorbedingung des Glaubens; sie folgt dem Glauben nach. Credo, ut intelligam.

Aber umgekehrt muß der Glaube auch die ganze intellektuelle Arbeit des Menschengehirns beherrschen, wenn sie rechter Art sein soll. Und weit gefehlt, daß der Glaube die Ausbildung des Intellekts hindern sollte, so treibt er recht eigentlich zu der reichsten Entfaltung dieser Seite des geistigen Lebens, wobei die Gestaltung im Einzelfall natürlich stark durch individuelle Begabung, Neigung, Veranlagung, Stellung, Lebensführung usw. je nach dem von Gott verliehenen Beruf bestimmt wird.

Die herzliche Liebe zu Gott wird zunächst dieses bewirken, daß der Intellekt sich mit der Tat Gottes selbst beschäftigt: mit Gott, der sie getan hat, mit seinem Wesen, seinen Eigenschaften, seinen Werken, seiner Offenbarung; mit Christo, der das Heil erworben, mit seiner Person, mit seinem Werk, mit seinem Amt; mit den Mitteln, mit der Weise, wie Gott uns zur Annahme seines Heils gebracht hat; mit dem herrlichen Ende, das er in Aussicht gestellt hat; und der-

gleichen mehr. Die Kindesliebe zu Gott müßte eine fingierte sein, wenn sie nicht den Intellekt zum Forschen in der angedeuteten Richtung anspornte.

Doch dabei wird es nicht sein Bewenden haben. Da es dem Glauben fest steht, daß alles, alles Gute in Gott, in Gottes Vaterliebe, seinen Ursprung hat, daß alles den Ruhm der Barmherzigkeit Gottes verkündet, daß alles zur Verherrlichung der Barmherzigkeit Gottes dient, so wird sich der Intellekt recht intensiv mit dem Wirken Gottes in der Natur und in der Geschichte beschäftigen. Er wird auch die darin waltenden Regeln und Ordnungen und Gesetze zu erforschen bestrebt sein. Dazu wird er seine eigenen Fähigkeiten möglichst allseitig zu entwickeln und zu möglichst tüchtiger Leistungsfähigkeit zu entfalten suchen. Er wird seine Beobachtung üben, sein Gedächtnis bereichern, seine Phantasie anregen, sein diskriminierendes Denken schärfen, damit seine Kenntnis eine möglichst leichte, reiche, korrekte sei.

So wird ein Wissen, eine Erkenntnis, entstehen, das mit dem Glauben nicht in Widerstreit gerät, ein Wissen, das die Harmonie des Geisteslebens nicht stört, sondern eher, je reicher und tiefer und umfassender es wird, rückwirkend auch das Gemüt bereichert. Ganz anders das Wissen ohne Glauben. Wo der Zweifel zum obersten Prinzip der Wissenschaft erhoben wird, da kann diese nicht zu einer harmonischen Erkenntnis führen. Je intensiver sie betrieben wird, desto mehr muß sie den Spalt erweitern und vertiefen, desto mehr den Rest von Ruhe vollends rauben.

Und sollte der Wille, das Handeln, vom Glauben unberührt bleiben? Man hat die Unzufriedenheit, die aus der Selbstsucht geboren ist, die Mutter des Fortschritts genannt. Allerdings treibt die Selbstsucht zum Handeln, und in rein formaler Beziehung mag sie den Willen zu hoher Entfaltung bringen. Sie spornt den Menschen an, energisch und mit Beständigkeit zu wollen und dement-sprechend zielbewußt zu handeln. Aber mag man auch die Kraft und Sicherheit solchen Willens bewundern, der Wille selbst erregt Ekel und Widerwillen. Anders der Wille, der aus dem Glauben geschult wird. Er wächst nicht aus der Unzufriedenheit hervor, so daß er von vornherein vernechtet wäre; er hat seine Quelle in dem fröhlichen Bewußtsein, daß alles für seine Seligkeit bereit ist, daß er wirken kann aus innerem Wohlgefallen, im Gehorsam gegen den Gott, der für ihn so energisch, so anstrengend, so zielbewußt gewirkt

hat; daß er teilhaben kann an dem Wirken Gottes, daß in seinem Wirken das Ebenbild seines Vaters sich widerspiegeln soll.

Das ist in kurzen Zügen das Ziel, dem wir mit unsrer christlichen Erziehungsarbeit zustreben. Dem stehen die Ziele aller andern Erziehungssysteme diametral entgegen. Wenn es sich daher um die Bestimmung der zu wählenden Erziehungsmittel handelt, so können wir selbstverständlich nichts unbesehen von andern Erziehungssystemen herüber nehmen, wir müssen prüfen, ob es unserm Ziele angemessen ist. Was der Erreichung dieses Zieles hinderlich ist, mag sonst noch so großen, noch so leichten, noch so schnellen, noch so sichern Erfolg versprechen, es ist zu verwerfen, es ist für uns unbrauchbar. Was dagegen diesem Ziele dient, mag von der pädagogischen Welt mit Hohn und Spott abgelehnt, verurteilt werden, es ist ein rechtes Mittel, wir dürfen es vertrauensvoll in Anwendung bringen.

Das Ziel, wie angedeutet, ist uns für unser ganzes Erziehungswerk maßgebend, für die Erziehung in und außer der Schule, für die Erziehung vor, während und nach den Schuljahren, für die Erziehung in unsern Elementar-, Mittel- und Hochschulen bis hinauf zum Seminar. Es ist das Ziel, das wir bei allen Schülern zu verwirklichen suchen. Doch ist es bei den wenigsten der Schüler, die gerade uns zur Erziehung übergeben sind, das einzige Ziel. Bei den meisten verfolgen wir, gemeinsam mit den Schülern und ihren Eltern, noch ein zweites, ein Ziel, das aber mit dem genannten Hauptziel nicht nur in keinerlei Widerspruch steht, sondern in ihm liegt und wurzelt. Die meisten unsrer Schüler bereiten sich auf den direkten Dienst am Evangelium, sei es in der Kirche, sei es in der Schule, vor. Doch wird die Rücksicht auf dieses Ziel die Wahl unsrer Erziehungsmittel nicht wesentlich beeinflussen. Wir werden es berücksichtigen, wir werden das Bewußtsein dieses speziellen Zieles als kräftigen Faktor im Erziehungswerk zu Hilfe ziehen, aber die anzumwendenden Mittel werden keine wesentliche Änderung erfahren.

2. Die Bestimmung der Erziehungsmittel wird ferner durch die Rücksicht auf die Erziehungsobjekte beeinflusst werden. Das sind, allgemein ausgedrückt, die Schüler unsrer Anstalten, im besonderen deren Seele und Geist. Es müssen Natur, Konstitution, Bildungsgesetze der Seele berücksichtigt werden. Es hieße aber Eulen nach Athen tragen, sollte hier in elementarer Weise das Seelenleben in seinen Hauptfunktionen kurz skizziert werden; und eine gründliche Behandlung des Gegenstandes paßt nicht in den Rahmen der auf-

getragenen Arbeit. Doch dürften einige bestimmte Bemerkungen nicht unangebracht erscheinen.

Es liegt in der Art unsrer Arbeit in der Schule, daß zwei Dinge stark hervortreten, die nicht in erster Linie der eigentlichen Erziehung dienen, die aber, eben weil sie beständig im Vordergrund stehen, leicht dazu führen, daß unser Blick für Erziehung getrübt und auch unsre Wahl und Handhabung der Erziehungsmittel beeinflusst wird. Die Schularbeit besteht größtenteils darin, Kenntnisse zu vermitteln. Teils werden Tatsachen geboten, teils werden die Schüler angeleitet Tatsachen zu finden, teils werden auch die Fähigkeiten der Schüler ausgebildet, mit denen sie sich während ihrer Schulzeit und im späteren Leben weitere Kenntnisse erwerben und diese verwerten können. Das bedarf keiner weiteren Ausführung. Aber weil diese Tätigkeit bei weitem das größte Quantum unsrer Zeit in Anspruch nimmt, so werden wir leicht verführt, nach den Erfolgen, die wir in dieser Beziehung aufzuweisen haben, den Wert unsrer Erziehungstätigkeit zu bemessen, respektive über dem Streben in dieser Richtung die eigentliche Erziehung aus dem Auge zu verlieren. So wichtig diese Seite unsrer Tätigkeit auch ist, und so sehr die Übermittlung von Kenntnissen auch in den Dienst der Erziehung gestellt werden kann, so sind Kenntnisse an sich eigentlich neutral. Gänzlicher Mangel an Erziehung und Bildung ist wohl mit einem reichen Schatz richtiger, guter, schöner Kenntnisse vereinbar; wie andererseits bei einem wohlerzogenen Christen sich eine reiche Kenntnis der scheußlichsten Sünden finden mag, ohne die Herzensbildung zu zerstören. In dem einen Falle hat die gute Erkenntnis keine Erziehung zustande gebracht, und in dem andern hat die böse Erkenntnis die Erziehung nicht verhindert. Erziehung ist in ihrem innersten Kern eine Sache des Gemüts, während die Vermittlung von Kenntnissen sich in erster Linie an den Intellekt wendet, erst mittelbar an das Gemüt.

Eine zweite Tätigkeit des Lehrers hat es mit dem zu tun, was man zusammenfassend wohl am besten als Disziplin bezeichnet. Dahin gehört Ordnung, Ruhe, Sauberkeit im Klassenzimmer; Willigkeit und Fleiß in Verrichtung der geforderten Leistungen; Pünktlichkeit; Anstand im Benehmen gegen Lehrer und Mitschüler; und eine gewisse Straffheit in den Versetzungen. Wenn auch alle diese Dinge nicht annähernd die Zeit in Anspruch nehmen wie der eigentliche Unterricht, so stehen sie doch immer mehr oder weniger im



Vordergrund. Dazu erwecken sie fast den Schein, als ob sie so ziemlich die Hauptsache in der Erziehung seien. Wenn wir gut Disziplin halten können, bilden wir uns gerne ein, daß wir deshalb auch tüchtige Erzieher seien; während wir auf einen, bei dem es in diesem Stück etwas mangelt, leicht herabsehen, als fehle ihm in dem selben Maße die Erziehergabe. Dadurch lassen wir uns dann auch stark in der Wahl und Anwendung der Erziehungsmittel bestimmen.

In gewissem Sinn steht die Disziplin allerdings in einem engeren Verhältnis zur Erziehung als die Vermittlung von Kenntnissen. Disziplin ist eine Sache des Willens. In der Disziplin auf Seiten des Schülers fügt sich dessen Wille in bestimmte Ordnungen. Er mag es willig oder unwillig tun, aber er tut es, er tut es in jedem einzelnen Falle wieder aufs neue. Und diese beständige Lenkung des Willens in eine bestimmte Richtung muß schließlich eine gewisse Gewöhnung zur Folge haben. Insofern also gute Gewöhnung ein Stück der Erziehung ist, in so fern ist Disziplin an sich wertvoll. Aber daß wir uns nicht verleiten lassen dürfen, Disziplin zu hoch anzuschlagen, oder sie gar mit der eigentlichen Erziehung zu identifizieren, zeigt schon zur Genüge die eine gar nicht seltene Beobachtung, daß ein Schüler sich unter einem strammen Disziplinator scheinbar ganz willig musterhaft beträgt, während er in der nächsten Stunde unter einem schwachen Disziplinator ebenso ungezogen ist wie die andern; ja es kann sogar vorkommen, daß ein Schüler, der wirklich wohl erzogen ist, sich bei einem schwachen Disziplinator aus eigenem Antrieb leidlich beträgt, während er bei einem strammen Disziplinator glaubt, seinen Unwillen gegen den Zwang registrieren zu sollen.

So wichtig die Gewöhnung des Willens für die Erziehung ist, so ist doch allein diejenige Erziehung rechter Art, die den Willen durch das Gemüt regiert und gewöhnt. Es ist deshalb bei der Wahl der Erziehungsmittel besonders darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie das Gemüt wohlthätig beeinflussen. Solche Mittel, die den Willen momentan bestimmen, die durch wiederholte Anwendung eine gewisse Gewöhnung des Willens erzeugen, sind nur scheinbar Erziehungsmittel, wenn sie nicht zugleich das Gemüt recht einstimmen. Nur eines solchen Menschen Gemüt ist richtig eingestimmt, der darauf vertraut, daß er durch Christum von Gott als Kind adoptiert und zum Erben der Seligkeit eingesetzt ist. Hand in Hand mit solchem Gottvertrauen geht Liebe zu Gott und Liebe und Vertrauen zu den

Mitmenschen. Jedes Mittel deshalb den Willen zu bestimmen, das nicht zur Stärkung des Vertrauens dient und durch eine solche Beeinflussung des Gemüths den Willen leitet; ein Mittel, das vielleicht den Willen gefügig macht, dadurch aber die Gemüthsstimmung des Vertrauens gar gestört wird: ein Mittel also, das etwa mit Zwang, mit Furcht, mit Hoffnung auf Lohn operiert, ist vom Standpunkt wahrer Erziehung aus zu verwerfen.

Für die Bestimmung der Erziehungsmittel ist aber nicht nur die Psychologie von Wichtigkeit, noch wichtiger ist etwas anderes, das zu der Art unsrer Zöglinge gehört, das ist ihre Doppelnatur, die ihnen als Christen eignet. Wir haben es nicht mit solchen Kindern zu tun, die in ihrer Art vollendete Heilige wären; wie wir es auf der andern Seite auch nicht mit solchen zu tun haben, die noch reine Heiden sind.

Unsre Zöglinge sind in Sünden empfangen und geboren. Von Natur ist der Unglaube die Grundstellung ihres Herzens. Es widerstreitet ihrem ganzen Empfinden, daß sie sich vertrauensvoll der Gnade Gottes überlassen sollen. Sie fürchten, daß Gott sie nicht versorgen könne oder wolle. Daneben erscheint es ihrem natürlichen Empfinden als eines freien Mannes unwürdig, sich ganz auf Gottes Güte zu verlassen. Für ein wesentliches Stück der Freiheit halten sie die absolute Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Dieser Unglaube, der sie von ihrem Gott scheidet, wirkt sich auch bei ihnen aus in Fleisches- und Augenlust und hoffärtigem Wesen.

Über der prinzipielle Unglaube ist bei unsern Zöglingen überwunden, indem Gott durch seine That in der stellvertretenden Genugthuung Jesu Christi ihr widerstrebendes Herz besiegt und ihr Vertrauen gewonnen hat. Die angeborene *Opinio legis* hat in ihrer Grundanschauung dem Glauben weichen müssen. Allerdings ist sie damit noch nicht völlig aus ihrem Herzen ausgerottet. Sie bricht immer wieder in irgend einer Form hervor, und der Glaube vermag sich nur in täglichem Kampf gegen sie zu behaupten.

Von welcher weittragender Bedeutung eine gebührende Berücksichtigung dieser Doppelnatur unsrer Zöglinge für die richtige Wahl und Anwendung der Erziehungsmittel ist, leuchtet ohne weiteres ein.

Wir bekommen unsre Schüler in einem gewissen Alter. Mit wenigen Ausnahmen sind sie konfirmiert; dazu liegt die Konfirmation noch nicht in allzu weiter Ferne hinter ihnen. Was ihre

Kenntnisse in weltlichen Fächern betrifft, so wird in unsern Anstalten (mit einer Ausnahme) gefordert, daß der achte Grad absolviert sei. Die Schüler, die in unsre Anstalten eintreten, sind keine Anfänger im Schulunterricht mehr. Sie bringen eine gewisse Gewöhnung mit, die uns in unsrer Bildungsarbeit je nach den Umständen förderlich oder hinderlich sein mag, die wir aber bei Wahl und Anwendung unsrer Erziehungsmittel nicht außer Betracht lassen dürfen.

Noch wichtiger bei weitem als die Tatsache, daß unsre Schüler mit gewissen nicht immer gleichen Vorkenntnissen, mit sehr verschiedenen Gewöhnungen zu uns kommen, ist der Umstand, daß sie unter unsrer Erziehung die Entwicklung vom Kindes- zum Mannesalter durchmachen. Die physiologischen Veränderungen dieser Periode sind von der auffälligsten Art. In dem Körper scheint alles in Gärung geraten. Alles dehnt und reckt sich, besonders Hände und Füße zeigen unverhältnismäßige Größe, wodurch der Knabe nicht nur ein ungeschicktes Aussehen erhält, sondern tatsächlich über seine eigenen Füße stolpert, bis er es lernt, sich den veränderten Verhältnissen gemäß zu benehmen. Der zugleich erfolgende Wechsel der Stimme trägt nur noch dazu bei, das Bild der Ungeschicklichkeit zu erhöhen. Dazu stellen die großen Veränderungen bei eintretender Geschlechtsreife an alle Organe erhöhte Anforderungen, denen diese nicht sofort wie bisher Genüge leisten, wodurch Blutarmut, zeitweilige Schwäche und Mattigkeit hervorgerufen werden, während gleichzeitig die Muskeln besonders erstarren und das Gefühl von Kraft erwecken.

Analog den Umwandlungen im Körper gehen große Veränderungen im Seelenleben vor sich. Das Gefühl der Kraft äußert sich im Tatendrang, wenn dieser sich vielleicht auch nur in den bekannten Flegeleien betätigt. Unabhängig, selbständig will der Junge sein, und wenn er diesen Zug auch nur in tappiger Insubordination kundgibt. Das Bewußtsein des wachsenden logischen Denkvermögens verleitet zum Besserkennen. Die Phantasie beschäftigt sich gerne mit Helden, die Kühnheit, Mut und Ausdauer zeigen. Beispiele von Edelmut appellieren an sein Herz. Es erwacht in ihm das Verlangen, der Menschheit behilflich zu sein und die Welt zu reformieren, und er glaubt in sich die Kraft zu fühlen, das Ziel zu erreichen. Dann aber überfällt ihn zu Zeiten auch wieder ein Gefühl der Ohnmacht, und er gibt sich dem Weltschmerz hin.

Diesen körperlichen und seelischen Gärungsprozeß sollen die Zöglinge unter unsrer Erziehung durchmachen. Es ist eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste, Periode im Erziehungsalter, die für das ganze folgende Leben entscheidende Bedeutung hat. Die Rücksicht darauf fällt besonders für die Anwendung der rechten Erziehungsmittel schwer ins Gewicht.

3. Wollen wir die rechte Basis gewinnen, um die geeigneten Erziehungsmittel und die angemessene Art ihrer Anwendung zu bestimmen, so dürfen wir ein Drittes nicht außer acht lassen, das sind die Hindernisse oder Förderungen, die unsre Erziehungsarbeit durch den herrschenden Zeitgeist erfährt. Wahr ist es, die Rücksicht auf den Zeitgeist ist bezüglich der Wahl der Erziehungsmittel eigentlich ein mehr negativer Faktor. Das Erziehungsziel bestimmt direkt die zu ergreifenden Mittel. Das Mittel muß seiner Art nach geeignet sein, das Ziel zu erreichen oder wenigstens die Erreichung des Zieles zu fördern. Ein Mittel, das dem Ziel nicht dient, ist eben kein Mittel. Ebenso muß das Mittel dem zu erziehenden Objekt angemessen sein. Ein Mittel, das auf die Natur des Kindes keine Rücksicht nimmt, mag vielleicht an sich zur Arbeit auf das vorgesteckte Ziel hin geeignet sein, wird aber im vorliegenden Fall mehr Schaden als Nutzen schaffen. Anders steht es mit der Rücksicht auf den Zeitgeist. Sie kann uns nicht positiv die zu ergreifenden Mittel an die Hand geben, sie kann uns eigentlich nur vor Fehlern warnen, allenfalls kann sie uns zeigen, welche Mittel unter den anderweitig bestimmten besonders energisch zur Anwendung gebracht werden müssen.

Nun muß gesagt werden, daß wir vom Zeitgeist keine Förderung unsrer Erziehungsarbeit erwarten dürfen. Er ist mit unserm Erziehungsziel unvereinbar; beide sind durch eine unüberbrückbare Kluft von einander geschieden, sie stehen sich diametral gegenüber. Der Zeitgeist ist ja der Geist der Diesseitigkeit, der Materialismus.

Es wäre ein Leichtes, ein wortreiches Bild davon zu entwerfen, wie heute schier das ganze Leben, das Leben des einzelnen Menschen, der Familie, des Staates, das soziale Leben, das Geschäftsleben, die Politik und Staatskunst vom Materialismus beherrscht wird, nur nach materialistischen Gedanken eingerichtet ist, nur materialistische Ziele verfolgt. Aber wir sehen davon ab, das oft gezeichnete widerliche Bild hier zu reproduzieren.

Wir wenden uns einigen andern Erscheinungen des Materialismus zu, die auf dem dunkeln Hintergrunde des groben, seichten

Materialismus beim ersten Blick vom Materialismus wie Tag und Nacht verschieden zu sein scheinen.

Da wäre wohl in erster Linie das Logenwesen zu nennen mit seinen humanitären Bestrebungen. Will man diese Ziele des Logenwesens kurz zusammenfassen, so möchte man wohl etwa so sagen: Die Loge strebt darnach, die Verhältnisse auf Erden so zu gestalten, daß den Menschen ein menschenwürdiges Leben gesichert wird. Daß sie den Menschen gar nicht kennt, daß sie in ihm Kräfte voraussetzt, die nicht vorhanden sind, daß die Mittel, die sie in Anwendung bringt, ihr Ziel zu erreichen, inadäquat sind und versagen müssen, darüber haben wir vor einem Jahr verhandelt. Es genügt deshalb in diesem Zusammenhang der kurze Hinweis darauf. Es liegt uns jetzt daran zu erkennen, daß diesen Bestrebungen eine materialistische Weltanschauung zu Grunde liegt.

Die Loge kümmert sich um die Regierungsform. Es wird wohl keine Wichtigkeit mit dem Anspruch der Logen haben, daß sie der demokratischen Regierungsform wertvolle Vorspanndienste leisten, und daß die Einführung des allgemeinen Stimmrechts und des geheimen Wahlmodus zum großen Teil auf ihr Konto zu setzen sei. Die Annahme liegt ja auch nahe genug, daß durch demokratische Regierungsform der Habgier, dem Ehrgeiz, der Rücksichtslosigkeit der „Tyrannen“ wirksam ein Ziel gesetzt werden könne. Und der Trugschluß, daß bei gleichmäßiger Beteiligung aller am Regierungsgeschäft alle auch als höchstes Ziel das allgemeine Wohl erstreben werden, hat allerdings viel Bestechendes. Der Gedanke aber, der dem allen zu Grunde liegt, ist der, daß vor allen Dingen diese Erde als Wohnstätte der Menschen menschenwürdig eingerichtet werden müsse. Es gilt als Torheit, für ein künftiges Leben zu sorgen. Wenn man es auch nicht immer direkt leugnet, daß es ein Leben nach dem Tode gibt, so glaubt man doch, die beste Weise, für jenes Leben zu sorgen, bestehe darin, daß man in diesem Leben seinen humanitären Pflichten genüge. Man redet fast ausschließlich von diesem Leben und hält den, der himmlisch gesinnt ist, für einen Narren, der die Hauptsache versäumt, ja für einen gefährlichen Menschen, der dem Fortschritt mit seinen Träumen von einem Himmel im Wege stehe.

Auf die Bestrebungen der Loge ist es wohl auch größtenteils zurückzuführen, daß die Todesstrafe immer mehr in Wegfall kommt. Während Gott dem Menschen Recht und Pflicht, für Mord die Todes-

strafe zu verhängen, verleiht, damit er in Ausübung derselben seines hohen Ursprungs erinnert werde, so eifert der Logengeist für Abschaffung der Todesstrafe, weil er diese nach seiner Grundauffassung vom Leben für eine Barbarei hält.

Die Loge rühmt sich besonders, daß sie für Vinderung von Not aller Art eintrete. Daß es sich dabei vielfach um leere Prahlerei handelt, kann hier außer acht gelassen werden. Der Gedanke aber, der dem zu Grunde liegt, ist wiederum kein anderer als, daß man auf dieser Erde für Glück und Wohlergehen sorgen müsse.

In jüngster Zeit ist es besonders zu Tage getreten, wie die Loge sich um die Erziehung und Bildung der Jugend bemüht. Um die Menschen in stand zu setzen, ein menschenwürdiges Dasein zu fristen, ist erforderlich — nicht, daß sie eine möglichst tiefe und gründliche — nein, daß sie eine völlig gleichmäßige, wenn auch noch so einseitige, Bildung erhalten. Jede Ungleichförmigkeit in der Bildung kann doch nur störend wirken.

Das ist eine Form, in der der Materialismus auftritt, mit der wir rechnen müssen. Wir sind von einem solchen Geist auf allen Seiten umgeben. Er durchdringt die Luft, die wir atmen. In der Presse, auf der Bühne, vom Kathedar, von den Kanzeln, überall wird er gepredigt. Und er ist schon vielfach in unser Volk eingezogen; und wir selbst werden davon angefochten. Unsere Wahl von Erziehungsmitteln kann nicht befriedigend sein, wenn wir diesen Geist nicht in Rechnung nehmen.

Versteht man unter Materialismus nicht einseitig jene Meinung: „daß alles, was existiert, nur eine zufällige Zusammenwürfelung und Mischung von einer zahllosen Menge materieller Substanzen sei“, so müssen wir noch eine andere Erscheinung der heutigen Zeit mit dem Beiwort materialistisch belegen. Vom Standpunkt des Materialismus erscheint nämlich die Welt als ein „in sich geschlossenes Ganze, in welchem alles Einzelne von allumfassenden Gesetzen beherrscht und mit Notwendigkeit bestimmt wird“. Mit andern Worten, die Welt ist eine große Maschine. Wie aber die Auffassung der ganzen Welt eine mechanische ist, so wird naturgemäß die Behandlung aller einzelnen Phasen des Lebens in dieser Welt mechanisch. Oder umgekehrt, die mechanische Behandlungsweise einer Sache deutet auf Befangenheit im Materialismus hin.

Es wird kaum nötig sein, die Herrschaft dieser Form des Materialismus im einzelnen nachzuweisen; doch mögen ein paar Andeu-

tungen zeigen, wie diese Grundauffassung unfähig macht, die großen Probleme der Gegenwart zu lösen. Die Staatskunst und Politik ist materialistisch. Sie hat es nicht vermocht, den Weltkrieg zu vermeiden. Sie vermag es jetzt nicht, den Weg zum Frieden zurück zu finden. Mechanisch bringen alle Staatsmänner Intellekt und Willen in Anwendung — mit äußerster Anstrengung; — fieberhaft arbeitet man an der Lösung des Problems, und eine Friedenskonferenz über die andere wird gehalten. Das beste Resultat, das bisher noch gleichzeitig wurde, war die Ankündigung, daß dann und dann und da und da eine weitere Konferenz stattfinden solle. Trotz aller Anstrengung und redlicher Bemühung ist keiner der Staatsmänner imstande, einen lebenskräftigen, schöpferischen Gedanken hervorzubringen, der Ordnung in das Chaos brächte. Im Materialismus ist eben kein Raum für Geist, für Liebe und Vertrauen. Trotz aller Konferenzen traut einer dem andern nicht, jeder sucht seinen Vorteil auch auf Kosten des andern. Wenn aber so die Staatskunst zur Mechanik herabgewürdigt wird, muß ja die Welt zu Grunde gehen. Und man fängt schon an, den Krieg von 1914—1918 als das erste Kapitel des Weltkrieges zu bezeichnen.

Die selbe Unfähigkeit, die sich in der Staatskunst im großen wie im kleinen zeigt, tritt auch im gegenseitigen Verhältnis von Arbeit und Kapital zu Tage und offenbart den Materialismus der Zeit.

Ein flüchtiger Blick in die Wissenschaft genügt, zu zeigen, wie sie durch und durch materialistisch eingestimmt ist. Alles ist von dem Gedanken der Evolution beherrscht. Wo aber dieser Gedanke konsequent durchgeführt wird, wird Gott, und mit ihm Geist und Gemüt, völlig ausgeschaltet. Alles vollzieht sich mit Naturnotwendigkeit nach unverbrüchlichen Naturgesetzen. Es ist als ein Fall besonders glücklicher Inkongruenz zu betrachten, oder besser, es ist das gnädige Walten Gottes, der keinen Gefallen am Tode des Gottlosen hat, daß man bei Annahme der Evolutionsgedanken an seinem Glauben an Gott, an Sünde, an Erlösung festhalten will. Die Wissenschaft ist materialistisch. Dagegen verschlägt es nicht, daß man auch den Spiritismus zur Wissenschaft zu machen sucht. Die mechanische Art, wie man zu Wege geht, zeigt das Gegenteil.

Der Zeitgeist ist materialistisch. Es möge noch ein Beispiel die Sache veranschaulichen und zugleich zeigen, wie auch für jeden Materialisten die Unhaltbarkeit dieser Stellung auf der Hand liegen sollte. Das Beispiel sei einem Gebiete entnommen, das uns ein wenig ferner

liegt, und doch nicht so ganz fern, dem Sport. Wer der Entwicklung des Ballspiels auch nur einige Aufmerksamkeit schenkt, muß merken, wie eigentlich das ganze Spiel zu einem Rechenexempel geworden war. Die einzelnen Faktoren waren bekannt, und es war die Aufgabe des Leiters, sie so zu ordnen, daß die höchste Wirkung erzielt wurde. Man denke an die Theorie, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, den Ball in ungedecktes Territorium zu schlagen. Mit dieser Mechanik wurde das Spiel getrieben, bis Babe Ruth mit seinem lustigen Heraus schlagen von Homeruns die starre Theorie von Placehits über den Haufen warf.

Über trotzdem der Materialismus mit seiner Mechanik den höchsten Fragen der Politik gegenüber ein schmachliches Fiasko zu verzeichnen hat und dazu Ereignisse wie das eben angedeutete doch immer wieder die Wirkung eines über starre Mechanik erhabenen Geistes, der zwar nicht ohne oder gegen die mechanischen Gesetze wirkt, aber als selbständige Kraft neben ihnen besteht und sie in seinen Dienst nimmt, dazutun, so ist doch kaum zu erwarten, daß der Materialismus, abgesehen von den wenigen Ausgewählten, überwunden wird. Er ist ein Zeichen des vorrückenden Alters der Menschheit, deren Senilität unser Heiland als durch zunehmende Erstarrung des Gemütslebens charakterisiert voraus sagt. Glaube und Liebe schwinden und werden durch die Mechanik der Logik ersetzt.

Und wir dürfen nicht meinen, daß Christen gegen diesen Zeitgeist immun sind. Sie sind noch in der Welt und nehmen nach Leib und Seele an den Formen dieses Lebens teil, und sie sind auch den Modekrankheiten der Welt ausgesetzt. Es ist hier nicht der Platz, weitläufig auszuführen, wie auch orthodoxe Theologie vom Materialismus angegriffen werden mag. Gewiß soll die Theologie klar und entschieden bekennen; aber wenn man dafür logisch scharf gefaßte Begriffsdefinitionen und als Lehrgesetz gebrauchte Bekenntnisparagraphen substituiert, so ist das ein Zeichen von materialistischer Anfränkelung.

Wie sich auch in unserm Fach der Jugenderziehung die starre Mechanik des Materialismus geltend zu machen sucht, sollte eigentlich wohl etwas ausführlicher behandelt werden, da man in der Regel die eigenen Fehler am schwersten erkennt. Aber einmal sollte eben um der Wichtigkeit der Sache willen dieses Thema gelegentlich in einem besonderen Referat eingehend behandelt werden, sodann wird ja in der Besprechung der rechten Erziehungsmittel und ihrer



Anwendung sich Gelegenheit genug bieten, die Sache auch von diesem Winkel aus zu beleuchten. Denn daß unsre Wahl der Erziehungsmittel auch gerade in dieser Beziehung auf die Zeit, in der wir leben, in der unsre Zöglinge leben, gebührend Rücksicht nehmen muß, ist ohne weiteres einleuchtend.

Somit hätten wir nun wohl eine hinreichende Basis gewonnen, von der aus wir die mancherlei Erziehungsmittel, die sich uns darbieten, recht beurteilen, eine geeignete Wahl unter ihnen treffen und ihre richtige Gebrauchsweise bestimmen können. M.

(Schluß folgt.)

---

## Kirchengeschichtliche Notizen.

Der Kampf der Freimaurerloge gegen die christliche Gemeindefchule. — über diesen Gegenstand bringt Herr D. Neu in der „Kirchlichen Zeitschrift“ eine lehrreiche Übersicht, die wir hier wiedergeben:

„Wechselblätter enthalten darüber folgende Zusammenstellungen: Die Redaktion des 'Builder', einer freimaurerischen Monatschrift, hat unter den Großmeistern des Freimaurerordens eine Umfrage veranstaltet, um deren Ansichten über die Förderung der öffentlichen Schulen durch die Loge zu ermitteln. Im August-Heft sind die eingegangenen Antworten veröffentlicht, und diese sind so bedeutsam, daß man es dem 'Builder' Dank wissen muß, sie zur Kenntnis weiterer Kreise gebracht zu haben. Herr J. Campbell erklärt z. B. ohne jeden Vorbehalt, daß die Großloge von South Carolina sich ihrer Überzeugung bewußt ist und sie auch zum Ausdruck bringt, daß die Kinder unseres Volkes ausschließlich und unentgeltlich in den öffentlichen Elementarschulen, die aus Steuern unterhalten werden, erzogen werden sollen, und daß alle Kinder diese Schulen besuchen und ausschließlich in der englischen Sprache unterrichtet werden, ohne Rücksicht auf Klasse oder Glaubensbekenntnis'. Seiner Auffassung gemäß ist die öffentliche Schule der einzige zuverlässige Faktor für die Verewigung und Erhaltung der freien Einrichtungen, die durch die Verfassung dieses großen Landes gewährleistet werden'.

Einen ähnlichen Gedankengang verfolgend, spricht Herr P. G. Murphh, Großmeister der Mississippier Logen, seinen Glauben an die freie und mit gesetzlichem Zwang durchgeführte Erziehung der Kinder in den öffentlichen Schulen' aus, sowie seine Überzeugung, daß die öffentlichen Schulen durch Steuern unterhalten werden sollten'. Doch damit ist sein Glaubensbekenntnis noch nicht erschöpft; er sagt nämlich, nachdem er sich zu Gunsten der Towner-Sterling Vorlage erklärt hat: „Ich bin der Ansicht, daß die Heilige Schrift, das große Licht der Freimaurerei, in jeder öffentlichen Schule im ganzen Lande gelehrt werden sollte, vor allem in den staatlichen Colleges und Universitäten.' Aber er geht noch weiter: „Ich glaube, daß sämtliche Lehrkräfte an öffentlichen Schulen durchs Gesetz gezwungen werden sollten, ihre Befähigung, die Heilige Schrift zu lehren, zu beweisen.'

Verfolgt nun die Loge solche Absichten, so darf man sich nicht wundern, daß ihre Anhänger die Abschaffung der Privatschulen im allgemeinen und der Gemeindefchulen im besonderen fordern. Ober daß James G. Webb, Großmeister der Loge von North Carolina, den Logenbrüdern das Schlagwort anempfiehlt: „Du sollst die öffentlichen Schulen erhöhen!' Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Loge von den öffentlichen Schulen eine Förderung der Sache des Freimaurertums erwartet, denn Robert G. Robinson, Großmeister der New Yorker Loge, steht nicht an zu erklären: „Die öffentlichen Schulen sind das einzige Mittel, durch das das Wohlergehen, ja der Fortbestand unserer geliebten Bruderschaft gesichert werden kann,' wäh-

rend Frank E. Baillie, Großmeister für den Staat Oregon, die Erklärung abgibt: ‚Die Geschichte der Erziehung in den öffentlichen Schulen ist eng verbunden mit der Geschichte des Wachstums der Freimaurerei.‘

Im Lichte solcher Erklärungen betrachtet, gewinnt die Forderung einer mit gesetzlichem Zwang durchgeführten Erziehung in den öffentlichen Schulen eine neue Bedeutung, und wenn man liest, daß Hermann Geld, Großmeister für den Staat Minnesota, darauf besteht, daß ‚Freimaurer sich für die Schulwahlen interessieren sollen‘, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es nicht so sehr das Wohl des Kindes als jenes der eigenen Sache ist, das ihm am Herzen liegt. Man beginnt darum, solche Erklärungen, wie jene des Großmeisters der Loge in South Dakota, W. F. R. Whorton, für verdächtig zu halten, der da sagt: ‚Es wäre ein gewaltiger Schritt vorwärts zum Guten, wenn wir in jedem Staate ein Gesetz hätten, nach welchem alle Kinder zwischen dem 6. und 16. Lebensjahre, einschließlich, die öffentlichen Schulen besuchen müßten.‘ Nun beginnt man auch zu begreifen, warum die Großloge des Staates Oregon in ihrer 70. jährlichen ‚Communication‘ sich ‚einstimmig zu Gunsten dieses Prinzips erklärt‘ hat, nämlich daß ‚alle Kinder den öffentlichen Schulen zugeführt werden sollen, wo der Geist der Gleichheit und der Brüderlichkeit uns Männer und Frauen heranzubilden wird, die ein einiges Volk erhalten und verteidigen werden‘, wie der Oregoner Großmeister sich ausdrückt.

Es ist nicht nötig, darauf hinzuweisen, daß die Loge, indem sie solche Forderungen aufstellt, den Kampf gegen die Gemeindeschulen eröffnet. Louis E. Smith, Nebraskaer Großmeister, behauptet: ‚Die Gegner des öffentlichen Schulsystems lassen sich in drei Klassen einteilen: ‚die Böswilligen, die Fälschen und die Unwissenden‘, wobei er klar zu erkennen gibt, daß die ‚lutherische und die römisch-katholische Kirche‘ die Böswilligen sind. Dagegen geht der Großmeister der Arkansaser Logen, L. Kirby, nicht ganz so weit in seiner Anklage, sondern begnügt sich damit, die Ansicht zu äußern, daß ‚einzelne Vereinigungen abgeneigt sind, der Macht, die sie besitzen mögen, zu entsagen; und daraus ergibt sich die Feindseligkeit der Kirche gegenüber den öffentlichen Schulen.‘ Welches Mäntelchen man aber dem Entschluß, die Gemeindeschulen zu beseitigen, auch umhängen mag, Tatsache bleibt, daß die Loge sie abgeschafft sehen möchte. ‚Sie haben vor den öffentlichen Schulen Pionierdienste geleistet,‘ schreibt E. R. Gibson, der Großmeister Utahs, über die religiösen Schulen: ‚Wir glauben jedoch, daß sie sich, vor allem in unserem Lande, überlebt haben.‘

Um nun die Begeisterung der Freimaurer für die öffentlichen Schulen zu wecken, sollen, wie in den Erklärungen der Großmeister mitgeteilt wird, verschiedene Mittel angewendet werden. Der Großmeister der Minnesotaer Logen kündigt den Brüdern durch den ‚Builder‘ an: ‚In Minnesota hegen wir die Hoffnung, daß, ehe ein weiteres Jahr verfloßen sein wird, wir Gelegenheit gehabt haben werden, das Evangelium der öffentlichen Schulen in jedem Logensaal im Staate zu predigen. Berufene Redner, mit Lichtbildermaschinen ausgerüstet, werden in alle Teile des Staates ausgeschickt werden, und die Bedürfnisse und Vorteile des öffentlichen Schulwesens wer-

den erklärt werden.' Nebenbei bemerkt er: 'Die Towner= Sterling Vorlage wird erläutert und besprochen werden.'

Es kann kein Zweifel bestehen, daß das Freimaurertum in Amerika es ernst nimmt mit seiner Stellung zu den öffentlichen Schulen. Das beweist u. a. die Aussage des Herrn Walker N. Taylor, Großmeister für den Staat Tennessee. 'Ich freue mich, erklären zu können,' schreibt er, 'daß die Grand Jurisdiction des Staates Tennessee einheitlich die Idee der Entwicklung der öffentlichen Elementarschulen vertritt. Ich bin der Ansicht, daß keine bedeutendere Bewegung zur Förderung des Guten je durch die Freimaurer=Bruderschaft unternommen worden ist und daß der bereits erzielte Erfolg bewunderungswürdig ist. Aus vielen ländlichen Gegenden wird wirklicher Fortschritt berichtet.'

Dieses ungeheuchelte Interesse, das die Freimaurerlogen für das öffentliche Schulwesen an den Tag legen, verbunden mit tödlichem Haß gegen die christliche Gemeindegemeinschaft, kann uns zweierlei lehren. Die Loge hat es vor allen Dingen auf Erziehung abgesehen. Was sonst mit dem Logenwesen verbunden ist, und was bisher in der Öffentlichkeit vielleicht mehr prominent hervorgetreten ist (Versicherung, geschäftliche, gesellschaftliche, politische Vorteile usw.), muß hinter der Erziehungsarbeit zurückstehen. Die Loge hat gewisse Ideale, die sie der Menschheit einpflanzen möchte. Darin erblickt sie ihre Aufgabe: ihren Geist zu pflegen und zu verbreiten. Sie hat es auf die Erziehung ihrer Kreise, ihrer Glieder und anderer, abgesehen, und sie strebt nun auch danach, das Erziehungssystem des Landes ganz unter ihre Kontrolle zu bringen. Und ihr Erziehungsideal ist ein solches, daß sie um feinetwillen die christliche Gemeindegemeinschaft bekämpft und bekämpfen muß. Wenn es für den christusfeindlichen Charakter der Loge noch eines Beweises bedurfte, so liegt er in ihrer Bekämpfung der christlichen Erziehungsanstalten klar zu Tage. Das ist eins. Das andere ist dieses. Mancher hat es vielleicht für einigermaßen unbedenklich gehalten, seine Kinder der öffentlichen Schule zwecks Unterrichts zu übergeben; mancher hat es vielleicht für eine besondere Empfehlung einer Kirchenschule angesehen, daß sie von den staatlichen Behörden als passierbar anerkannt werde. Die immer mehr zu Tage tretende Väterung der Loge und der Staatsschule sollte uns die Augen öffnen, wem man sein Kind in der öffentlichen Schule anvertraut, und wessen Anerkennung man für die Kirchenschulen sucht, und wem man sich dadurch ausliefert.

M.

\* \* \* \* \*

**Finnish National Church.** — Prof. Dau reports in the April number of the Theological Monthly that negotiations aiming at church union have been begun between representatives of our sister synod of Missouri and of the Finnish National Church. "A conference for the purpose of a doctrinal discussion took place at St. James Hotel in Ironwood, Mich., on February 20. The conferees were President K. E. Salonen and Rev. G. A. Aho, representing the Finnish National Church, and President H. Daib, Rev. A. Lucas, Rev. O. Hattstaedt, and Rev. A. G. Sommer, representing the Missouri Synod. The Finnish paper *Auttaja*,

published at Ironwood, briefly notes this meeting in its issue of February 22, and records the cordial spirit in which it was conducted. In its issue for March 1 the same paper, under the caption 'An Important Conference,' says the following: 'The last annual meeting at Lehtijaervi authorized the directors of the National Church to deliberate on a union with the Missouri Synod. . . . This deliberation took place February 20. . . . We submit a general account of the results of the conference. As regards doctrine, the position of the Missouri Synod is genuinely Biblical and strictly Lutheran. Accordingly, we found ourselves easily in agreement in this respect. The leading doctrines were discussed in broad outlines, and we discovered that we occupy the same position. The Scriptures and the Lutheran Confessions united us. — We are also fairly agreed in the matter of church-polity (Praxis). Our ideals were the same; there were difficulties on either side as regards the realization of the ideals.' — These meetings are to be continued for the purpose of finding the most practical way toward bringing about a union urges its readers to discuss this issue publicly." The Finnish National Church numbers about 10,000 souls forming 61 congregations which are being served by 23 pastors. It is scattered over a strip in the northern part of the United States stretching from Massachusetts to the Dakotas, a few members being found also in Alberta and Ontario. We rejoice to learn that no doctrinal differences separate the two church bodies. Differences of language and nationality may present some difficulties for effecting an organic union, yet if such is desirable for the general welfare of Christ's Kingdom, these difficulties should not prove insurmountable. Our prayers are with our brethren. May God speed them in their efforts. M.

\* \* \* \* \*

**Religion**, ein vielgebrauchtes verführerisches Wort. — Wenn wir in unsern Kreisen von Religionsunterricht in der Schule reden, so verstehen wir darunter die Unterweisung der Schüler in den Heilswahrheiten des Evangeliums zur Stärkung ihres Glaubens an die freie Vergebung ihrer Sünden um Christi willen. Wenn wir dann anderswo dem Wort Religion begegnen, so sind wir leicht geneigt, unser Verständnis dem Redner unterzuschieben. Was aber die landläufige Auffassung von Religion ist, und wie sie der christlichen Auffassung schnurstracks zuwider läuft, beleuchtet grell eine kürzlich von der Legislatur von Süd-Dakota angenommene Resolution. Diese nimmt Rücksicht auf die Flutwelle von Verbrechen, die über das Land geht, und will Abhilfe schaffen. Es wird darin an Washingtons Ausspruch erinnert: "No nation can exist without religion", und hinzugefügt: "The strength of a republic is in the character of its citizens, their intelligence, and their morals, inseparable from their religion." Auch der Gouverneur des Staates, Herr Nestos, erklärte in Verbindung mit diesem Gegenstand: "The teaching of morality alone and the emphasis on civic virtues and ideals, while helpful, have proved decidedly insufficient to furnish those guarantees of character and the highest type of citizenship

which have generally followed a reasonably adequate religious training." Aber was ist "religion"? Man kann es aus folgender Erklärung jener Resolution ersehen: "It is uniformly conceded that the remedy must be effected through the inculcation of morality, spirituality and conscience in the young, in church, school and home." In diesem Sinne richteten sich dann auch die Ermahnungen der Legislatur an die Bürger, "that our children be reared up in the precepts of fundamental righteousness". Die Eltern werden besonders aufgefordert, bei ihren Kindern ihren Einfluß geltend zu machen "for the development of conscience and morality; that the family altar be restored and that in self-sacrificing love the little ones be trained in the simple virtues, of truthfulness, honesty and respect for the rights of others". Den Schulen wird empfohlen, ihre Methoden so einzurichten, "that the rudimentary studies, as well as the sciences be taught only as subordinate to righteousness. That the emphasis be placed upon morality, good conscience, respect for parents, reverence for age and experience, and that all learning is but the handmaiden of eternal goodness". Den Kirchen- und „Sabbat“-Schulen wird nur dringend nahe gelegt, daß sie ihre Arbeit intensiver betreiben und möglichst auf jedes Kind in ihrem Bereich ausdehnen sollten. — Also Moral geübt im Hinblick auf die Verantwortlichkeit und in der Erwartung einer ewigen Belohnung, das ist Religion. Darum war es auch nur konsequent, daß die Legislatur die bestehenden die christlichen Gemeindefschulen behindernden Gesetze nicht widerrief.

Dazu noch eine Illustration aus Deutschland. Im Dezember v. J. hielt Dr. Max Maurenbrecher, Schriftleiter der „Deutschen Zeitung“ (Berlin) vor dem Deutschnationalen Lehrerbund einen Vortrag über völkische Schulreform, aus dem wir folgende Sätze über Religion hier wiedergeben: „Die völkische Bildung muß unbedingt ruhen auf Religion.“ „Es ist auf die Dauer sittliche Bildung ohne religiöse Unterlage für Kindheit und Jugend schlechthin unmöglich.“ „Nur wenn das Kind die unsichtbare Macht erkennen lernt, die hinter allem Sichtbaren steht, und die jedem Leben seine Aufgabe gibt, nur dann wird es im Dienste dieser Bestimmung auch seinem Volkstum Ehrfurcht und Treue entgegen bringen.“ (Man vergleiche übrigens die Notiz in dieser Zeitschrift vom Juli v. J.) M.

\* \* \* \* \*

**Schulbedrängnis in Canada.** — Den Lesern der Quartalschrift ist der Schulfall von Stony Plain, Can., bekannt (vgl. Jahrg. 1922, S. 140 und 216). Im Dezember vorigen Jahres ist nun auch die Appellation unsrer Brüder ungünstig beschieden. Herr Prof. Fürbringer berichtet darüber in „Lutheraner“ kurz wie folgt: „Leider ist nun die Entscheidung des Obergerichts ungünstig ausgefallen, obwohl eine Minorität des Gerichtshofes den richtigen Standpunkt vertrat und auch in einem Minoritätsurteil des Obergerichters Bed zum Ausdruck brachte.“

In der niederen Instanz hatte es sich um die „Tüchtigkeit“ der Schule gehandelt, da der staatliche Inspektor ihre Anerkennung verweigerte, weil sie ungenügend sei. Das hatte er getan, trotzdem der als Lehrer berufene

Pastor G. J. Böttcher sich durch Besuch der staatlichen Lehrerschule ein Staatszertifikat zum Schulehalten erworben hatte. Das zeigt, wieviel (oder wenig) Defensivwert alle derartigen Mittel haben. Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben.

Herr Prof. Fürbringer teilt auch aus dem von Oberrichter Beck verfaßten Minoritätsurteil einen ausführlichen Auszug mit und knüpft daran beherzigenswerte Worte. „Im Jahre 1913 wurde das Schulzwangs-gesetz so umgeändert, daß es nun lautet: Alle schulpflichtigen Kinder müssen die public school besuchen, es sei denn, daß sie nach dem Urteil des Inspektors unter tüchtigem Unterricht stehen, entweder zu Hause oder sonstwo. Vor dem genannten Jahre war diese Gewalt, über die Tüchtigkeit eines Schulunterrichts zu entscheiden, in der Hand eines Friedensrichters. Auch konnten die Eltern damals appellieren, falls sie mit dem Urteil des Friedensrichters nicht zufrieden waren. Im Jahre 1913 wurde das geändert. Seit dieser Zeit hat ein vom Department angestellter Inspektor dies Recht, und des Schulinspektors Urteil ist unantastbar. Der Inspektor ist ganz unter der Kontrolle des Department, und falls er nicht nach dem Gutdünken des Department handelt, kann er von diesem abgesetzt werden. Diese Umänderung des Schulgesetzes ist von dem Department selbst beantragt worden und ist höchstwahrscheinlich von den Volksvertretern angenommen worden, ohne daß diese geahnt haben, welche weitgehende Folgen diese Umänderung haben würde. Hierdurch hat nun das Department absolute und unantastbare Gewalt bekommen über alle Privatschulen, in denen Kinder unter fünfzehn Jahren unterrichtet werden, und die Eltern dieser Kinder sind stets der Gefahr ausgesetzt, angeklagt und bestraft zu werden, falls der Inspektor den Schulunterricht nicht gutheißt. Durch diese willkürliche und unantastbare Gewalt kann zu irgendeiner Zeit allen andern kirchlichen Anstalten ein Ende gemacht werden. So könnten, wenn entweder der Unterricht ist oder die Unterrichtsweise dem Department nicht gefällt, zu irgendeiner Zeit solche Anstalten wie das presbyterianische Western Canada College, das methodistische Mount Royal College, das katholische Jesuit College und andere, ähnliche Anstalten ohne weiteres zugemacht werden. Diese Art Gesetzgebung fand sich im Deutschen Reich seit 1870 und längere Zeit danach. Unter dieser Gesetzgebung sind damals viele gewaltsame Maßregeln getroffen worden, um jede andere Sprache außer der deutschen auszuschalten. Diese ganze Bewegung ist bekannt als der Kulturkampf. Die Leute, von denen der Angeklagte [Jakob Ulmer, ein Glied der Gemeinde in Stony Plain] einer ist, haben zweifelsohne gedacht, hier in Canada würden sie volle Freiheit haben. Unglücklicherweise haben sie sich geirrt. Sie wünschen, daß der ganze Schulunterricht ihrer Kinder von einem religiösen Geist durchweht werde. Sie wollen das Glück ihres Familienlebens dadurch aufrechterhalten, daß die Kinder lernen, mit ihren Eltern in der Muttersprache zu verkehren. Zu gleicher Zeit wollen sie natürlich auch, daß ihre Kinder einen tüchtigen Unterricht in der englischen Sprache genießen, so daß sie imstande sind, auch im gesellschaftlichen Umgang und im Geschäftsleben ihren Platz einzunehmen und zu halten. Dies soll ihnen nun aber nicht erlaubt

sein. Sie werden gezwungen, ihre Kinder in eine public school zu schicken, wo in Wirklichkeit kein Religionsunterricht stattfindet oder doch nur in einer Weise, wie man zum Beispiel Sprachunterricht erteilt. In dieser Weise wird gerade das in den Herzen der Kinder unterdrückt, was allein den Grund zu einem glücklichen Familienleben legen kann. In dieser Weise will man diese Leute zu glücklichen, zufriedenen und patriotischen Bürgern machen. Sie haben einen Paven verlassen und sind einem andern in die Hände gefallen. . . . Leute wie der Angeklagte können leider keinen Schutz finden, es sei denn, daß ihre Vertreter in der Legislatur sich veranlaßt sehen, diese tyrannische Maßregel des Schulgesetzes umzuändern, oder daß das Department das bestehende Gesetz nicht in so tyrannischer Weise durchführt. Wir haben absichtlich diese Aussprache Oberrichter Bedes so ausführlich mitgeteilt. Dieser unduldsame, unamerikanische, tyrannische Geist regt sich seit dem Weltkrieg auch in unserm Lande überall. Er greift ein in die Rechte der Eltern und der Kirche. Es gilt, gegen diesen Geist zu zeugen, dagegen mit allen rechtlichen Mitteln zu kämpfen, nötigenfalls für solches Zeugnis auch zu leiden."

Der Heilige Geist wappne uns recht mit solchem Sinn. M.

\* \* \* \* \*

**Auswanderung um des Gewissens willen.** — Zur Ergänzung des Berichts über den Schulfall in Stony Plain entnehmen wir einer übersichtlichen Zusammenstellung Prof. Bentes (im März=Heft von „Lehre und Wehre“) von allerlei Mitteilungen aus dem Gebiet der Schulgesetzgebung das folgende: "Strange News from Alberta. A year or more ago, the Mennonites left Canada and went to Mexico in order that they might have their own schools. Our people in Stony Plain contemplate doing the same thing. 'They are determined to send their children to a Christian day-school,' writes Rev. Boettcher. 'A committee of three, including Rev. Eberhardt, left Stony Plain on Saturday last en route for Mexico, to find there, if possible, a suitable place for resettlement. The last official step taken in the prosecution of our case was that of laying our case before the Premier and asking him to intercede for us. He has asked for more time to consider the case. We have in the press now a pamphlet setting forth in full the entire history of the school, its aims, its justification for existence, etc.'" M.

\* \* \* \* \*

**Schulnöte in Deutschland.** — Die Wichtigkeit der christlichen Erziehung der Jugend wird bei uns in Predigten oft und viel betont. Dazu besteht wohl in fast allen Gemeinden die Einrichtung besonderer sogenannter Schulpredigten. In der Regel wird an einem der letzten Sonntage vor Beginn eines neuen Schuljahres die Sache der christlichen Erziehung und die Aufgabe der Eltern in dieser Richtung zum Gegenstand genommen. In diesem Jahre hat man in Deutschland, wie wir einer Nachricht im „Hannoverschen Sonntagsblatt“ entnehmen, den 14. Januar als Erziehungssonntag begangen und die mit ihm beginnende Woche besonderer Arbeit für die Erziehungssache gewidmet. „Erziehungssonntag und Erziehungswoche. Der 14. Januar ist zum Erziehungssonntag bestimmt. Das ist nicht dasselbe



wie Jugendsonntag im Herbst. Der dient der Jugendbewegung, der konfirmierten Jugend. Der Erziehungssonntag aber dient den noch schulpflichtigen Kindern und besonders der Arbeit für die Erhaltung der christlichen Schule. Das große Werk der Erziehung, das Eltern und Lehrer treiben, soll an diesem Sonntage auf die Seele der ganzen Gemeinde gelegt werden. Es soll ihr gesagt werden: Haus und Schule müssen zusammen arbeiten. Es soll gezeigt werden, wie wir heute nicht wie ehemals alles von oben erwarten müssen; nein, der Staat legt die Entscheidung in die Hände der Erziehungsberechtigten selbst. Diese haben sich schon vielfach zusammengeschlossen in Elternbünde. Für die Elternbünde soll in der Woche gewonnen werden. In allen Gemeinden aber soll sich das gesamte Christenvolk vereinigen in dem Rufe: Gebt uns endlich das Reichschulgesetz, gebt uns Sicherungen für die Bekenntnisschule! Deshalb denkt man sich die Versammlungen ohne Streitreden, aber mit einer Kundgebung. Den Zuständen, wie sie jetzt in Sachsen und Thüringen und in unserem Nachbarlande Braunschweig herrschen, muß endlich ein Ende gemacht werden. Wenn Staat und Reichstag versagen, dann soll ein Volksbegehren durchgeführt werden, und für diese Entscheidung gilt es einen Kriegszug zu sammeln.“

In der vorigen Nummer nahmen wir Gelegenheit, die Empfindlichkeit und Unduldsamkeit des Unglaubens an Vorkommnissen in den deutschen Schulkämpfen zu veranschaulichen. Hier noch ein Beispiel dazu. In Breslau haben freireligiöse Eltern darüber Beschwerde geführt, daß ein Lehrer an einer evangelischen Schule im Unterricht erklärt hatte, Religion sei der einzige Halt des Menschen, und ohne Religion könne der Mensch nicht existieren. Sie stützten sich dabei auf Artikel 148 der Verfassung, daß die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden dürfen.

Wir geben nun noch einige Vorfälle und Nachrichten wieder, wie wir sie im „Hannoverschen Sonntagsblatt“ gefunden haben. „Die Ausschöpfung des Lesebuchs. Die Anzeichen mehrten sich, daß der Vernichtungskampf gegen die religiöse Jugenderziehung z. Bt. vor allem auf das Gebiet der Schullesebücher verlegt ist. Die mitunter fast komisch anmutende Entfernung von Liedern mit irgend religiösem Gehalt ist bekannt. Im Leipziger Lesebuch wurde aus den ‚Erinnerungen eines Schmiedegesellen‘ der Satz ‚Was das Beste ist, ich hatte (auf der Wanderschaft) meinen Gott gefunden‘ gestrichen. Im Lesebuch für Halle sind in der neuen Auflage alle religiösen Stoffe ausgeschieden, weil der Bearbeiter nach seiner eigenen Äußerung ‚nicht durfte‘. In Berlin hat man in einer Reihe von Schulen die Hirtische Bibel (Bezüglich der Hirtischen Lesebücher vgl. die Oktober-Nummer der Quartalschrift vorigen Jahres. Anmerkung der Redaktion.) neu eingeführt, die jeden Anflug an einen religiösen Gedanken ängstlich vermeidet. Mit dem neuen ostfriesischen Lesebuch ist das gerade so.“ — „Die Unmündigen als Sachverständige. Mit der Behandlung der Schulfrage ist neulich ein Kinderparlament (1) betraut worden. So geschehen bei der 1. Konferenz der kommunistischen Kinder Deutschlands in Suhl in Thüringen. Darüber wird von seiten ihrer Leitung u. a. berichtet: End-

los ist die Zahl der Jungen und Mädchen, die mit ihren Erlebnissen aufwarten und die ihre Kampfesmethoden schildern. Der deutsche Schulmeister stand vor einem Gericht, wie er es noch nie erlebt hatte. Vernichtend war das Urteil. . . . Rheinische Jungen treten für die weltliche Schule ein, deren wahren Charakter ein Neuföllner in drastischem Berlinisch kennzeichnet. Ein anderer: „Verbrecht die Prügelstöcke! Wählt Schüllerräte! Verweigert Deutschland über alles zu singen.“ Das fängt verheißungsvoll an! Die Kommunisten werden sich mit dieser neunmalweisen Jugend eine schöne Zuchtrute heranziehen.“ — „Religionsunterricht in Sachsen. Nach dem Stand von Mitte August haben — wie das sächsische Kultusministerium mitteilt — in Sachsen 5505 Lehrer (85 Prozent) die Erteilung von Religionsunterricht abgelehnt. Schüler waren vom Religionsunterricht abgemeldet 94975 (13,2 Prozent). Die sächsischen Volksschulen zählten am 1. Mai 1922: 15809 wissenschaftliche Lehrer und 720174 Schüler.“ — „In Chemnitz haben 90 Prozent der Eltern bei Anmeldung ihrer Söhne 1923 schulpflichtig werdenden Kinder die Erklärung abgegeben, daß ihre Kinder am Religionsunterrichte teilnehmen sollen.“ — „Die Mehrheit der Berliner Lehrer für die christliche Schule. Am 12. Dezember hatten die Lehrer und Lehrerinnen der Volks-, Hilfs- und Mittelschulen Berlins Vertreter aus ihren eigenen Reihen in die neue Schuldeputation für die sechs Innenbezirke zu wählen. Der Berliner Lehrerverein hat den Vorschlag des Vereins evangelischer Lehrer und Lehrerinnen, eine Einheitsliste aufzustellen, von vornherein schroff abgelehnt. Die sozialistischen Lehrer, welche keine eigene Liste aufgestellt hatten, gaben ihre Stimmen ausnahmslos der Liste des Berliner Lehrervereins. Trotzdem erhielt die Liste des Berliner Lehrervereins von 4314 abgegebenen Stimmen weniger als die Hälfte, nämlich 2129 Stimmen, während die christliche Liste (vereinigte Liste Diesener-Frist) 2178 Stimmen bekam. Demnach entfielen von den 7 Stimmkreisen auf die Liste des Berliner Lehrervereins 3, auf die christliche Liste 4. Die Mehrheit hatte die Liste des Berliner Lehrervereins in 4, die Liste Diesener-Frist in 8 Schulkreisen, während in einem Schulkreise sich Stimmengleichheit ergab. Damit ist wie schon bei der letzten Wahl zur Lehrerkammer erneut festgestellt, daß sich die Mehrheit der Berliner Lehrer für die christliche Schule entschieden hat.“

Wie den Lesern der Quartalschrift bekannt ist, haben auch in Holland schwere Kämpfe um die christliche Schule stattgefunden. Nun haben die Holländer Kämpfer für die „Schule mit der Bibel“ ihren Brüdern in Deutschland ermunternde Worte zugehen lassen. In ihrem Briefe rühmen sie den Segen ihrer Schule. „Was haben wir an unsern christlichen Schulen? Eine Gesinnung verbindet Lehrer und Eltern. In innerer Übereinstimmung mit den Eltern verrichten die Lehrer ihre Erziehungsarbeit zwar in menschlicher Schwachheit, aber doch im Bewußtsein der Verantwortung vor Gott und gedrungen von der Liebe Christi. Nicht nur in einzelnen Religionsstunden werden die Herzen der Kinder zur Ehrfurcht vor Gott und seinen Geboten und zur Liebe gegen den Nächsten erzogen; der ganze Unterricht ist vielmehr auf christlicher Grundlage auf-

gebaut. Dabei werden die Kinder nicht klösterlich weltfremd erzogen, sondern es herrscht fröhliche Natürlichkeit und lebendige Frömmigkeit. So wird eine wirksame Vorbereitung für das praktische Leben erreicht. Eine Frucht der christlichen Schule ist auch, daß die Kinder den Eltern nicht entfremdet, sondern zugeführt werden, weil sie miteinander dieselbe Gesinnung haben, die des Glaubens. So fördern wir wahren Familiensinn, und so stehen auch im öffentlichen Leben wieder Männer und Frauen von persönlichem überzeugten Christentum. Dies alles danken wir in nicht geringem Maße unsern christlichen Schulen.“ Sie rufen den evangelischen Eltern und Schulfreunden in Deutschland zum Schluß zu: „Wir weisen Euch auf Christus, der die Welt überwunden hat, und der auch im finstern Tale bei den Seinen ist, auf die Bibel, unsre Richtschnur, wir rufen Euch zu: Christ sein heißt stark sein durch Hoffnung auf die Verheißungen Gottes. Rechnet mit ihm, der da tun kann über Bitten und Verstehen!“ M.

\* \* \* \* \*

**Tutankhamen and the Hope of Immortality.** — Under the caption “Magnificent Discovery. Belief in Immortality is Old”, the Wisconsin News of Feb. 20 contained the following editorial remarks:

“Of all discoveries that human beings have made, none excels in intense interest for the intelligent mind the discovery of the tomb of King Tutankhamen, of the eighteenth Egyptian dynasty. Of all the teachings in that discovery, the most important is the proof that belief in immortality, of future life, has always been a part of human thought. The old Egyptian King was buried with great supplies of food, to be used upon his resurrection. Haunches of venison, trussed ducks, food of all kinds was packed in boxes, and the food was mummified, as was the body of the King, that it might last as long as that mummy body. Who can believe that the ‘just benevolent Power’ or ‘wise economical laws’ governing this universe would put in all human heads, from the slanting Egyptian forehead to the brains of today, belief in immortal life if that belief and hope were only to prove a lie in the end?”

But what kind of life was it that King Tutankhamen and the other Pharaohs prepared so laboriously for? Was it anything but a continuation or repetition of this present sinful and wretched life? If it was, it will be difficult to point out the difference. And why did they so carefully prepare for it? Why did they spend practically their whole time and energy on making these preparations, on building a tomb and stocking it with things deemed essential to make future life tolerable? If some “just, benevolent Power” must be relied upon to restore them to life, why could not this same Power be trusted to make the necessary provisions for their welfare in this future life? — It has been argued that Tutankhamen must have died young, because of the comparative smallness of his tomb chamber. (His death occurred only about eight years after that of his predecessor and father-in-law, the religious reformed Akhnaton, or Amenophes IV.) Elaborate though it is, those of some other Pharaohs far surpass it.—If it was a real hope for

immortality, why did the Pharaohs show such total disregard for the well-being of their fellow men, their servants in particular? They spent a fortune on their own sepulchres because such was deemed absolutely essential for happiness in the future life, yet their servants who were employed to build their tombs for them were themselves treated with apparent disregard for their future welfare. True, they were slaves, yet this does not weaken the argument. A hope of immortality coupled with sordid selfishness and a total mistrust in God who grants immortality is more fittingly described in Hebrews as a fear of death which throughout lifetime makes men subject to bondage (Heb. 2, 15). It has nothing in common with a Christian's hope of life everlasting. M.

---

## Büchertisch.

---

**Mächte der Finsternis.** Die indischen Götter und ihre Anbetung. Von Pastor Albert Sübner, Missionar der Missouri-Synode in Indien.

Es ist ein schauerliches Nachbild dicker Finsternis, das Missionar Sübner in den 82 Seiten und 30 Abbildungen seines Buches zeichnet. Gerade auch der indische Götzendienst ist eine Bestätigung, Illustration der Pauluspredigt vom Gericht über das Heidentum. Röm. 1. Das geht uns an. Die Inder sind Saphetiten, wohl indogermanischen Ursprungs. Wie uns Missionare berichten: Ein begabtes Volk, oft von überraschend schönen Zügen, aber von ihren verstockten Priestern in der Gewissensangst auf das brutalste betrogen. Das ist ein gewaltiger Appell an alle Erben der freien Gnade, das Armsünderbrot in acht zu nehmen, zu genießen, es fleißiger auszuteilen. Es überkommt einem wie eine schwere Anklage, daß nach schier 2000 Jahren christlicher Predigt es noch einen Winkel solch ungebrochener Satansherrschaft geben kann. Möge das Buch alle Leser wecken zum Gebet, daß mehr Türen aufgetan werden, Boten des Friedens eingehen, der Betrug aufgedeckt, das Licht scheine, ob noch einige gerettet werden, ehe der Tag des schließlichen Gerichts kommt. Wir können nicht umhin, noch besonders hinzuweisen auf den Kontrast, den das letzte Bild, die Kirche der schwedisch-lutherischen Mission in Madura, abwirft gegen die scheußlichen Stätten heidnischer Verehrung auf den vorigen Blättern. Die Einteilung des Buches gruppiert sich in neun Kapiteln: 1. Götzkultus. 2. Kreis der Hauptgötter. 3. Götzdienst ist Abfall von Gott. 4. Götzdienst ist Fleischesdienst. 5. Heidnische Vorstellungen von Zeit und Ewigkeit. 6. Entwicklung des Götzdienstes zum Teufelsdienst. 7. Teufelsfurcht. 8. Mohammedanischer Götzdienst. 9. Der Götzdienst in aller Welt und aller Welt Heiland. R.

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

---

Jahrgang 20.

Juli 1923.

No. 3.

---

---

## Jubiläumsnachgedanken.

(Fortsetzung.)

In der Wisconsin-Synode gestalteten sich die inneren und äußeren Verhältnisse von vornherein ganz anders als unter den eingewanderten Sachsen. Diese waren eine innerlich einheitliche und kompakte Masse, durch Gewissensnot um die reine lutherische Lehre und durch die Sorge um die Freiheit ihrer kirchlichen Ausgestaltung zusammengehalten. Sie hatten durch ungemeine Lehransfechtungen gehen müssen, zu denen sich die Not um das tägliche Brot gesellte. Die Pastoren und Kandidaten der Theologie waren ohne Ausnahme und unter den Laien waren viele Leute von vollständiger wissenschaftlicher Bildung, zum Teil geistig sehr tüchtige Leute. Dasselbe galt von den meisten bald von außen Hinzukommenden. Dazu kam die Führung eines glühend feurigen, überaus fähigen, ungemein energischen, alle anderen geistig überragenden Mannes mit praktischem Blick, dem sich alle ohne weiteres unterordneten. In dem Haufen von Pastoren dagegen, die 1850 unter Mühlhäuser in Wisconsin und 1860 unter Geher in Minnesota sich synodal zusammenschlossen, auch in der Michigan-Synode, waren alle diese Dinge nicht vorhanden. Es waren bis in die sechziger Jahre fast lauter Missionshäusler, Sendlinge der drüben in der Erweckungszeit sich bildenden verschiedenen landeskirchlichen oder privaten mehr oder minder lutherischen oder unierten Missionsgesellschaften, beseelt von dem Eifer, die im damaligen Nordwesten Amerikas kirchlich verkommenen Deutschen kirchlich zu sammeln, aber ohne klare und feste innere Befernungsstellung und zum Teil ohne Kenntnis gesunder lutherischer Gemeindeführung. Alle drei Synoden standen anfänglich in engerer oder loserer Verbindung mit der östlichen Generalsynode. Die aller-

meisten Pastoren waren mild, etliche sehr entschieden lutherisch, eine kleine Anzahl stark uniert gesinnt. Was sie zur Bildung von selbständigen Synoden trieb, war bei ihrem Missionseifer einerseits der grobe Synkretismus der östlichen Synoden, andererseits die ihnen überspannt erscheinende Bekenntnisstrenge und unevangelisch vorkommende Praxis der Missourier und Buffaloer. Von jener ersten machten sie sich mit der Zeit los, von dieser glaubten sie sich unabhängig halten zu müssen, während sie die Verbindung mit den Vereinen, aus denen sie kamen, und mit den deutschen lutherischen und unierten Landeskirchen, von denen sie immer wieder Zuzug von Pastoren und materielle Unterstützung erhielten und annahmen, nur langsam und zögernd zu lösen vermochten. Dies gilt freilich in vollem Sinne nur von Wisconsin und Minnesota, Michigan machte eine eigenartige Entwicklung durch. Wir beschäftigen uns zunächst mit der eigentlichen Wisconsin-Synode, deren Eigenart für den Charakter des später gebildeten Gesamtkörpers maßgebend geworden ist. Wisconsin war nicht wie Missouri aus einem Guß, nicht aus einem einheitlichen starken klaren lutherischen Geist herausgeboren; es war in seinen Anfängen eine Kongglomeration von konfessionell verschieden geneigten, zum großen Teil doktrinell undurchgebildeten und unklaren und dazu zum Teil landsmännisch einander fremden Leuten ohne einen bedeutenden oder gar beherrschenden Führer und ohne starke einigende Kraft. Während die einzelnen, soweit ihre seelsorgerliche Einsicht ging, auf ihren Posten treu und fleißig arbeiteten — viele freilich ohne von der rechten Gestaltung eines lutherischen Gemeindefeins, von Zucht in Lehre und Leben eine Ahnung zu haben —, wußte man als Synode nicht recht, was man war, was man sein wollte, und wie man etwas Ersprießliches ins Werk setzen sollte. Nur das eine stand ihnen fest, synodale Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Hierin lagen die Quellen der synodalen Schwäche, die der ungeheuren synodalen Energie der Missourier gegenüber die frühe Wisconsin-Synode charakterisierte. Und wenn wir heute diese noch nicht überwunden haben, so liegt das eben in dieser Tatsache, daß Konglomeration verschiedener kirchlich uns ähnlicher, aber nach möglichster Selbständigkeit strebender Synoden und Einzellemente das spezifische Merkmal unsers historischen Werdens und Wachstums geworden ist. Wir sind bis auf den heutigen Tag noch kein einheitlicher synodal energischer Guß. Aus der anfänglichen konfessionellen Verschiedenheit der Wisconsiner

und der kirchlichen Tappigkeit etlicher entwickelten sich zunächst zwei Dinge: der Kampf der lutherischen und unierten Elemente innerhalb der Synode um eine entschieden und klar lutherische Stellung und der Streit nach außen mit den Missouriern, die uns nicht anerkannten und uns überall das Feld streitig machten, während die synodale Arbeit sich um die Gründung einer Lehranstalt zur Schaffung von Pastoren und Gemeindelehrern drehte. Die Kämpfe kamen beide zu einem glücklichen Austrag, aber der erste nicht, ohne zwischen verschiedenen Gruppen innerhalb der Synode Mißstimmung und Verbitterung erregt und schließlich Parteinungen geschaffen, der andere nicht, ohne bei vielen mehr oder minder starke persönliche Antipathie gegen Missouri entwickelt zu haben. In der Gründung der synodalen Lehranstalt zeigte sich noch voll der anfängliche konfessionelle Wirrwarr, das Zueinanderlaufen kirchlicher und persönlicher Interessen bei den gegnerischen Gruppen und die Ziel- und Kraftlosigkeit des synodalen Strebens. Die Anstalt kam nach Watertown und nicht nach Milwaukee, weil die Führer der konfessionell strengeren und zahlreicheren Partei in und bei Watertown, die der geringeren Lageren in Milwaukee wohnten. Was man anfänglich hatte bauen wollen: eine Anstalt zur Heranbildung von lutherischen Predigern und Lehrern — wonach die Zeit förmlich schrie, das geriet zum geringen Teil zu einem Seminar mit Vorschule, es wurde ein amerikanisches college und allgemeine höhere Bildungsanstalt, in der die praktische Geschäftsbildung die Hauptrolle spielte, daraus. Nach dem in Madison registrierten charter durfte die Anstalt keinen Schüler „wegen seiner besonderen religiösen Meinung“ ausschließen, und die Folge dieser Ziellosigkeit war: „Von den 95 Schülern, die im Schuljahre 1868—1869 die Anstalt besuchten, waren 73 Tageschüler aus Watertown oder der nächsten Umgebung, und von diesen waren die meisten englischer oder irischer Abstammung“ (Geschichte des Northwestern College, S. 16). Am meisten sticht die konfessionelle und pädagogische Uneinheitlichkeit des Lehrerkollegiums der Anfangsjahre hervor. Präsident wurde der englische unionistische Generalsynodist Martin, theologischer Lehrer der deutschländische Pastor Dr. Woldehnke, neben ihnen der ganz unbestimmbare Seemann, dann am Seminar der tüchtige und lutherisch entschiedene Hönecke, zugleich mit ihm der in Beloit und Union Theological Seminary von New York gebildete





Bauernschaft, die die Masse der Gemeinden bildeten und zunächst um eine irdische Existenz besorgt waren, nachdem es wesentlich von Pastoren allein beschlossen worden war, hinterher wenig zu holen, und so mußte die Synode sich an die Welt wenden und zu zweifelhaften Mitteln greifen, um ihr Projekt durchzuführen. Man wendete sich an die Stadt und die Bürger von Watertown, ja an die Bürger des ganzen Staates, um die nötigen Gelder aufzubringen (Gesch., S. 11, oben). Die Anstalt wurde zum größten Teil mit amerikanischen scholarships, die an Gemeindeglieder und Nichtgemeindeglieder, an Deutsche, Englische und Frische verkauft wurden, und mit russischen Rubeln, die Bading auf Beschluß der Synode drüben kollektiert hatte (die in der unierten Kirche Preußens von ihm kollektierten 7000 pr. Taler behielt der Berliner Oberkirchenrat ein, weil die Synode mehr und mehr lutherisch geworden war), gebaut und kam hinterher in die größten finanziellen und gesetzlichen Schwierigkeiten, weil sie nicht imstande war, die verkauften scholarships gehörig zu honorieren und die auf bloße Zeichnungen abgegebenen in bares Geld zu verwandeln. Von 1868 bis 1870 kämpfte die Anstalt mit einem bevorstehenden finanziellen Bankerott. Es stand so schlimm, daß Präses Bading im Mai 1870 im Gemeindeblatt schrieb: „Der Verwaltungsrat wird sich auf der nächsten Synodalversammlung genötigt sehen, der ehrwürdigen Synode sein Amt und die Schlüssel der Anstalt in die Hände zurückzulegen, aber er wird es mit dem Bekenntnis tun, daß wir an der Herzlosigkeit und Untätigkeit unserer eigenen Glieder untergegangen sind“ (Gesch., S. 21). Aber daß es in den Gemeinden der Anstalt, dem bisher einzigen größeren Synodalwerk, gegenüber so stand, daran waren nicht die Gemeindeglieder, sondern die Großmannsucht, die Planlosigkeit, die innere Zerfahrenheit der Synode, die Eigenmächtigkeit der Leiter, die bloße Pastorenwirtschaft und die pastorliche Nichterziehung der Gemeinden für das synodale Werk schuld. Das zeigte sofort das nächste Jahr, in dem die Pastoren, durch die bittere Not gezwungen, die Anstaltsache den Gemeinden ans Herz legen mußten. In kurzer Zeit war alle finanzielle Not vorüber. Sie kam freilich bei den größer werdenden Bedürfnissen bald wieder. Die Synode geriet immer und immer wieder in allzugroße Schulden, weil die alten Übel weiter bestanden. Und wenn uns etwas klar werden sollte, so ist es dies, daß wir aus den finanziellen Schwierigkeiten nicht herauskommen werden, so

lange die genannten Schäden unter uns nicht wesentlich gehoben werden. Wir legen hier mit Nachdruck die Finger auf unsere Schäden, nicht um zu tadeln, sondern um zu bessern. Wir werden auch von sehr Herrlichem zu sagen haben.

Klarheit und Entschiedenheit in der Lehrstellung gewann die Synode mitten in den Watertowner Wirren. 1867 machte die Synode sich von den Vereinen und Landeskirchen Deutschlands frei; 1868 erkannten sich Missouri und Wisconsin gegenseitig als rechtgläubig an, stellten Kampf und kirchliche Konkurrenz ein und suchten und fanden Wege zu gemeinsamer Arbeit. Mühlhäuser war gestorben, Vorberg war weggegangen, andere unionsfreundlich Gesinnte waren gewonnen. Die Hauptkämpfer für entschiedene lutherische Lehre und Praxis waren zuerst Ph. Köhler, dann der 1864 herübergekommene Adolph Söncke geworden. Er wurde bald der geistige Führer der Synode und blieb es bis an sein Ende 1908. Als Schüler Tholucks war er durch den persönlichen Umgang mit diesem zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen und für den Dienst in der Kirche gewonnen worden. Wer ihn eigentlich zu seiner entschiedenen lutherischen Stellung bestimmt hat, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt; vielleicht war es der gleichzeitig mit Tholuck in Halle lehrende Guericke. Im übrigen war er von diesem nicht gerade angezogen worden, während der Nationalist Gupfeldt, der beständig sein neu gezimmertes Steckenpferd in der Pentateuch ritt, ihn geradezu abstieß. Auf Rechnung seiner gründlichen Befehrung war es zu schreiben, daß er, der Mann des schärfsten Verstandes, im Rationalismus erzogen und aufgewachsen, der Berliner auch nach dem Geist, kaum etwas mehr haßte und bekämpfte als die drei Dinge: Pietismus, Rationalismus und Unionismus. Er hatte nicht das innerliche Feuer, die äußerliche Energie und die praktische, organisatorische Begabung Walthers. Seine Hauptzüge waren kraft seiner ungemainen Verstandesschärfe und gründlichen wissenschaftlichen und theologischen Durchbildung Klarheit und Sicherheit des Urteils, Nüchternheit und Besonnenheit, Maß und Entschiedenheit. Er war eine kühle Natur, nur gegen intime Freunde herzlich; er überzeugte, überwand, ohne persönlich anzuziehen oder stark zu begeistern. Aber sein gemessener Ernst, seine lautere Gottesfurcht, sein festes Stehen auf der Schrift, sein gesundes Luthertum, sein überlegener Kopf, seine theologische Schärfe und Tiefe und seine Schlagfertigkeit in der Debatte wurden für den Sieg des

strengen Luthertums in der Wisconsin-Synode ausschlaggebend. Und noch nach einer anderen Richtung hin hat er der Wisconsin-Synode geradezu seinen persönlichen Stempel aufgedrückt. Im Gegensatz zu Walthers gab er wenig auf äußere Gestalt, Prunk und Größe auch in der Kirche, allem bloßen show und Paradiereien, aller Demonstration war er gründlich abgeneigt, selbst die äußere Kirchenzucht in Lehre und Leben war ihm nichts wert, wenn sie nicht von innen heraus kam. Er wollte lediglich innerlich wirken, durch Gottes Wort, durchs Evangelium überzeugen, gewinnen und erbauen, ohne äußerlich zu zwingen. So war er ein durch und durch evangelischer Mann, der die äußeren Dinge nicht nach seinen eigenen menschlichen Ideen mit geistiger Vergewaltigung anderer zu gestalten suchte, sondern sie werden ließ, wie Gottes Geist und die Umstände, oder auch die äußeren Macher in der Kirche sie gestalteten. Dieser Zug und diese Art des Wirkens Hönedes hat zu der Gestaltung des kirchlichen Lebens in der Wisconsin-Synode viel beigetragen. Wir finden hier nichts äußerlich Prunkendes. Auch nachdem die Synode vor allem durch Hönedes Einfluß gesund lutherisch geworden war, hatte sie viel Zugang an Pastoren von außen. Die Verschiedenheit der Elemente hörte nicht auf, sondern mehrte sich. Sie kamen zu uns, wenn auch nicht aus doktrinellen, jedoch aus seellichem Gegensatz zu Missouri. Zu gleicher Zeit wurden die in St. Louis ausgebildeten theologischen Studenten, die starke missourische Neigungen besaßen, ein integrierender Teil der Synode. Zu den früheren persönlichen Gruppierungen kamen neue, die zu kirchenpolitischen Parteien wurden. Minnesota war mittlerweile konfessionell zur Klarheit gekommen und mit Missouri und Wisconsin zur Synodalkonferenz zusammengetreten. Das Zustandekommen derselben regte sofort den Gedanken der äußeren Neugestaltung der Verhältnisse in der rechtgläubigen Kirche mächtig an. Das große energische Missouri drang auf engere Verbindung, womöglich auf sofortige, jedenfalls auf allmähliche gänzliche Verschmelzung zu einem kirchenregimentlichen Körper, zunächst auf Errichtung eines gemeinsamen Predigerseminars, das Walthers allgemach zu einer lutherischen Universität auszugestalten im Sinne hatte, und zur Einteilung der Gesamtsynode in lokale Staatensynoden. Das bedeutete natürlich für Wisconsin und Minnesota das Aufgeben ihrer Selbständigkeit und Aufgehen in die Missouri-Synode. Jetzt erhob sich die kirchen-

politische Macherei für und wider das Projekt und zerrüttete von neuem die synodale Einheitlichkeit, führte einerseits zur Abweisung der Waltherschen Pläne, andererseits zur näheren Verbindung mit Minnesota und später mit der Michigan-Synode, ohne die persönlichen Gegensätze, die zwischen den Parteien entstanden waren, innerlich aufzuheben, ja auch ohne die Selbstständigkeitsbestrebungen der einzelnen sich zu einem Gesamtkörper zusammenschließenden Synoden völlig zu überwinden. Hönecke, längst zum geistig bedeutendsten Mann und zum theologischen Führer der Synode geworden, wurde kein Parteiführer, sondern der konservative geistige moderator, an dem das Synodalleben wieder geistige Stabilität gewann. Er war für die missourischen Pläne, die etwas äußerlich Großes herstellen wollten, nicht begeistert, hatte im Lauf der Zeit eine gewisse innerliche Abneigung gegen die Art und Weise etlicher missourischer Größen (aber nie gegen Walthers selbst, den er sehr hoch einschätzte) gewonnen und hielt es für besser, daß die Synode ihr eigenes Werk im eigenen Sinne im Frieden mit Missouri fortführe. Ihm lag nichts an synodaler Größe, Macht und Glanz. Das Wohl der Kirche sah er in der inneren rechtgläubigen und recht gläubigen Stellung der Pastoren. Auch von der neuen Vereinigung mit Minnesota und dann mit Michigan erwartete er kein besonderes Heil, und von allen synodalen und intersynodalen Mächenschaften hielt er sich fern, während ihm persönliche Treibereien ein Greuel waren.

Als in der Zeit des Zusammenbruchs der frühen Watertowner Verhältnisse nach der Verständigung mit Missouri das Seminar einging, und zwischen den beiden Synoden das Abkommen getroffen worden war, daß die Missourier einen Professor für Watertown und Wisconsin einen für St. Louis bei gleichberechtigter Benutzung beider Anstalten für ihre Studenten stellen und erhalten sollten und Hönecke nach St. Louis geschickt werden sollte, erhielt er einen Beruf an die Matthäus-Gemeinde in Milwaukee und nahm ihn an, weil er einerseits sein Zusammenarbeiten mit Walthers für den Frieden der Kirche für gefährlich hielt, andererseits weil die Wisconsin-Synode schier bankrott war und das Geld für die Professur in St. Louis bei den finanziellen Nöten der Watertowner Anstalt sich nicht aufzubringen getraute. Die Missourier führten ihren Teil des Abkommens aus, schickten Prof. Stellhorn und viele ihrer im Nordwesten heimischen Collegeschüler nach Watertown, das nun unter dem

neu vom Oiten hergerufenen Professor Ernst in ein deutsches klassisches Gymnasium mit Beibehaltung der englischen Geschäftsabteilung vermandelt worden war. Unsere theologischen Studenten wurden, trotzdem daß wir unsern Teil des Abkommens nicht hielten, in St. Louis zehn Jahre lang gastlich aufgenommen, ein ganz Teil Walthersche Theologie, Waltherschen Geist und Freundschaft für Missouri mit sich in die Wisconsin-Synode bringend. Zäckel war an Mühlhäusers Stelle an die Gnaden-Gemeinde in Milwaukee, Bading von der Watertowner Markus-Gemeinde an die Dulitz-Streißguthsche Johannes-Gemeinde berufen worden. Als Söneck in Matthäus an Vorbergs Stelle trat, war das geistige Centrum der Synode von Watertown nach Milwaukee gerückt. Alle drei waren tüchtige Prediger und jeder in seiner Weise ein fähiger Kopf. Zäckel war ein stiller, für sich lebender, wenig geselliger Mann, der als Sekretär der Synode die Protokolle mit bedeutender Gewandtheit führte und schier alle ihre Kassen gewissenhaft verwaltete. Weil die Kassen schlecht gefüllt wurden, mahnte und drängte er oft zu fleißigerem Kollektieren, meistens ohne viel Erfolg, weil nun einmal ein intensiver Synodalgeist weder bei den Pastoren noch in den Gemeinden vorhanden war. Wenn es ihm zu arg wurde, wurde er grob; dann war alles wieder gut und mit der Kassennot blieb es beim alten. Während er persönlich in bescheidenen Verhältnissen und für sich lebte (nur mit Söneck und Bading pflegte er engeren Verkehr), hing er innerlich mit großer Hingebung an der Synode. Nach seinem und seiner Frau Tode fand sich die Synode mit dem größten Teil des von seiner Frau ererbten Vermögens bedacht, während die Gnaden-Schule den andern Teil erhielt. Auf den Geist der Synode war sein Einfluß gering. Anders mit Bading. Ein Missionshauszögling wie Mühlhäuser und die meisten ursprünglichen Wisconsiner, ohne an Gelehrtheit schwer zu tragen, auch ohne besondere Gemütsstiefe, aber ein rechtschaffener Christ und aufrichtiger Lutheraner, war er ein heller Kopf, ein guter Redner von fröhlichem Wesen, sehr umgänglich und besaß dazu eine schöne äußerliche Regiergabe mit ein ganz Teil Befähigung, sich in allerlei Verhältnisse zu schicken, ohne sich zu ärgern. Diese Eigenschaften machten ihn zu der populärsten Figur und zum schier lebenslangen Präses der Synode, der hie und da auch als ein Haudegen polternd auf die Verhältnisse einhieb oder sie, wenn es ihm nötig erschien, auch mit Geschick zu seinen Zwecken zurecht bog. Bading's Regiment stützte sich in wichtigen Dingen

ganz und gar auf die Theologie und die theoretische Einsicht Hönckes, mit dem er aufs engste befreundet war. Dieser Umstand ist es gewesen, der in den Zeiten der Gefahr und des neuen Werdens in den synodalen Verhältnissen unsre Synode, auch die Großsynode, ja die Synodalkonferenz vor Schaden bewahrt und auf der rechten Bahn erhalten hat. Es hat bei uns Streitigkeiten und Wirren gegeben, die nicht an die öffentliche Glocke gehören. Höncke gab zur Lösung den Ton an, Bading führte sie in freundlichem, friedlichem Geist praktisch herbei. Höncke war the power behind the throne im besten Sinne. Man kann wohl sagen, daß Höncke und Bading bis zu des ersteren Tode die Art und das Geschick der Wisconsin-Synode, auch der späteren Großsynode bestimmten, soweit sich das durch Menschen überhaupt bestimmen läßt. Wir sehen hierbei von der Lösung der frühen Watertowner Verhältnisse ab. Aber daß die Wisconsin-Synode in der 66—68er Zeit nicht den Lockungen der Zomaer erlag, sondern trotz aller persönlichen Widerwärtigkeiten sich mit Missouri verständigte und verband, war vor allem Hönckes Werk, der Bading in seinem Handeln bestimmte. An der Umwandlung der Watertowner Anstalt im Sinne Prof. Ernsts hatte der mit dem preussischen Gymnasialwesen gründlich bekannte Höncke einen bedeutenden Anteil. Daß Wisconsin und Minnesota im Gnadenwahlstreit auf der rechten Bahn blieben, war Hönckes Verdienst schier allein. Damals wankten auch viele Säulen der Synode in Wisconsin und Minnesota. Der Antimissourismus erhob sich mit Macht. Menschlich zu reden, wären wir ohne Höncke damals in falsche Lehre geraten oder in die Brüche gegangen. Höncke war schon von früher her manchen unter uns als „Prädestinarianer“ bekannt und verdächtig. Als der Streit begonnen hatte und die Meinungen sich in der Synode teilten, wurde es ebenso schnell bekannt, daß Höncke mit der gesamten Seminarfakultät (das eigene Seminar war 1878 wieder in Milwaukee eröffnet und Höncke selbstverständlich zum Direktor gewählt worden) auf Walthers Seite stand. Das legte der gegnerischen Seite sofort einen starken Zaum an. Höncke stand fest, kühl und besonnen bei Walthers. Er verhandelte im Beisein anderer mit Walthers über gewisse von diesem gebrauchte mißdeutbare Ausdrücke und bewog ihn zu einer öffentlichen Erklärung über dieselben. Zu gleicher Zeit brachte er die rechte Lehre in klarer sachlicher Darlegung, in siegreicher Beweisführung und fester Behauptung.

tung bei den Pastoren unsrer Synode zu freudiger Annahme. Nur geringe, zweifelhafte Elemente wurden nicht gewonnen und schieden aus. Er erklärte mit großer Festigkeit, es handele sich hier nicht um eine missourische Sonderlehre, sondern um die klare ewige Wahrheit des Evangeliums, er fordere ein rundes Bekenntnis für die klare Lehre der Schrift und erklärte, daß er die Bruderschaft mit jedem aufhebe, der die Schmidt-Stellhorn'sche Lehre zu vertreten gedenke. In La Crosse, wo auch die Minnesotaner vertreten waren, wurde die Stellung der Synode entschieden. Diese Entscheidung wob nicht nur ein neues starkes Bruderband um Wisconsin, Minnesota und Missouri, sondern wirkte auch gewaltig für die synodale Vereinlichung der einzelnen in den ersten beiden Synoden. Die inneren Differenzen traten in den Hintergrund, die eingenommene Stellung zwang bei dem Fortgang des Streits allseits zu genauem Studium der Schrift und der Symbole und schuf tiefere Erfassung des Evangeliums, wirkte große geistliche Stärkung und brachte auch freudigeres Zusammenwirken im synodalen Werk zuwege.

Doch schon mit der Wiedereinrichtung des eigenen Seminars im Jahre 1878, an dem neben Hönecke Aug. Gräbner und Eugen Noz, beide Schüler Walthers, als Lehrer wirkten, war der Grund zu einer kräftigen Gesundung der synodalen Krankheit, der Zerfahrenheit, gelegt worden. Die Alten starben mit der Zeit hinweg, und ein neues Pastorengeschlecht, einheitlich gebildet und heimatlischer Gesinnung, entsproß dem Seminar. Es kamen ja immer noch einzelne Elemente von außen herbei, aber das Seminar mußte doch, wenn es gedieh, allmählich die große Mehrzahl der Pastoren liefern. Und das Seminar gedieh und hatte genau die erwartete Wirkung. Es versteht sich, daß der überragende Geist Höneckes den Zöglingen sein Gepräge ausdrückte, obwohl er selbst nichts weniger als Schule machen wollte. Er machte sie doch. Er war vor allem Dogmatiker wie Walthers und machte seine Schüler so korrekt in der Lehre und so fest und treu im gefunden Luthertum wie jener. Dabei aber kriegten sie durch die Bank etwas von Höneckes evangelischem und weitherzigem Sinn weg, der nicht gleich alles verkehrte, was von andern nicht in dieselben dogmatischen Formeln gefaßt war. Hönecke ging in seiner Dogmatik oft in die kleinsten Einzelheiten; seine Dogmatik war — wie sein Buch zeigt — wie die Walthers sehr lang und breit, aber er drückte viel weniger als dieser und kam selten bei einer Klasse mit dem ganzen Stoff durch. Trotzdem wurden die Schüler gesund

in der Lehre und erbauliche Prediger. Hönecke erzog wenig glänzende Redner, aber eine verhältnismäßig große Anzahl von selbständigen Denkern, schriftgemäßen Predigern und weisen und treuen Seelsorgern. Was er freilich selbst nicht besaß, konnte er seinen Schülern nicht mittheilen. Immer auf innerliches Wirken bedacht, hat er weder stürmische Arbeiter noch formgerechte Handwerker gemacht, und der intensive synodale push, den Walthers seinen meisten Schülern mitgab, blieb Höneckes Schülern fehlen, wenn sie ihn nicht anderswo gewannen. Für äußerliche große Unternehmungen, Neubauten, Missionen hatte er ebensowenig Sinn wie für kirchliche Neubildungen. In der Gründung unsrer Indianermission sah er ein Stück deplazierten pietistischen Missionseifers. Sie bedeutete ihm eine Zersplitterung der ohnehin nicht starken synodalen Kraft und eine Schädigung der bestehenden synodalen Werke. Er redete mit einem starken Unwillen von einem sich vordrängenden spiritus missionaricus. Auch diese Art Höneckes hat lange die Betreibung unsrer Indianermission beeinflusst, bis Harders' heiße Liebe zu den Apachen das Eis der harten Indianerherzen brach und unsere Herzen für die Mission gewann.

Höneckes Wirken auf den Geist und die Arbeit der Synode wäre stärker gewesen, wenn unsere Watertowner Anstalt mehr Schüler für das Seminar geliefert hätte. Aber trotzdem die Synode auf den inneren und äußeren Aufbau dieser ihrer ersten und Mutteranstalt stets ihre Hauptkraft konzentrierte und im Laufe der Jahre eine sehr bedeutende Schülerzahl unterrichtete, blieb ihre Ausbeute an theologischen Studenten — mit Ausnahme weniger einzelner Jahre — gering. Es ist hier nicht der Ort, unser persönliches Urtheil über die verschiedenen Ursachen dieser abnormen Erscheinung abzugeben; aber die Tatsache selbst liegt klar vor Augen, und ihre Abnormität sollte auch jedem einleuchten. Sie wird auch nicht verschwinden, wenn die Synode es nicht lernt, auf allen Gebieten ihre Arbeit auf den einen großen Hauptpunkt zu konzentrieren, anstatt ins Breite zu arbeiten.

Hönecke war wie Walthers von Deutschland her in der Form ein Theologe alten Stils. Die Dogmatik war auch ihm die Hauptsache, und er behandelte sie auch ähnlich wie jener, nur daß er den Zopf des Gebrauchs der lateinischen Sprache beim Unterricht abschchnitt. Aber seine Schüler in die Sprache und in die exakte und feine logische Terminologie unsrer Alten einzuführen, hielt er für seine Pflicht,



weil es ihm nicht nur darauf ankam, gesunde, sondern auch klare und gründliche Theologen zu bilden. Der modernen positiven, auch lutherischen Theologie war er nicht nur um ihrer falschen Grundstellung, sondern auch um ihrer verkehrten Systematik und ihrer stumpfen Logik willen feind. Er hatte dabei aber mit ähnlichen Hindernissen wie Walthers zu kämpfen. Die Ausbildung seiner Schüler in den alten Sprachen war bei der großen Mehrzahl nicht weit genug gegangen, um die Alten voll genießen zu können — ein Mangel unsrer Watertowners Schule, der im Laufe der Jahre unter dem materialisierenden Einfluß der modernen Lebensentwicklung nur immer größer und schädigender geworden ist. Soweit Hönecke nicht diktirte, sprach er deutsch und suchte seine Schüler in ihrer Muttersprache in das Verständnis des Inhalts und der Art unsrer alten Dogmatik einzuführen. Dabei war er grundsätzlich und praktisch mehr Schrifttheologe als Walthers. Die Alten waren ihm nicht im selben Maße Autorität wie diesem; er prüfte schärfer, er suchte unmittelbar in die Schrift einzuführen und auf die Schrift zu gründen. Und doch blieb dies bei ihm und im Seminar zu seiner Zeit lange Stückwerk; er beschränkte sich noch allzubiel auf das Studium von Einzelstellen in der Dogmatik und für die Predigt. Zu einer energisch betriebenen unmittelbaren Schrifttheologie kam es erst später. Die Folgen sind nicht ausgeblieben: seine Schüler wurden wie die Walthers nicht gehörig in die Schrift eingeführt, studierten sie später allzuwenig, lebten nicht genügend in ihr und drangen zu einer tieferen und reicheren Erfassung des Gnadenevangeliums und zu intensiverer Pflege des persönlichen inneren Lebens wenig durch. Walthers hat des öfteren gesagt, daß das Heil der Kirche an einem frommen Ministerium hafte. Er hat nie etwas Wahreres gesagt. Nicht in dem Maße unsrer Gelehrsamkeit, Verstandesschärfe, äußerlicher Rednergabe und Disputierkunst, sondern in dem Maße unsrer Erkenntnis des Evangeliums, unsers Glaubens an die Gnade Christi, unsrer Hingebung an die Sache unsers Heilandes — die Rettung verlorener Sünder —, unsrer persönlichen Erbauung und Heiligung liegt unsre seelengewinnende Kraft. Und das alles ist nur zu gewinnen durch unablässiges betendes Lesen, Studieren, Betrachten, Verstehen und Sichaneignen der das Evangelium in vollkommener Fülle uns anbietenden Heiligen Schrift. Die Dogmatik ist ganz unentbehrlich; ohne sie behalten wir das Evangelium nicht rein; aber sie lebt in steter Gefahr, vor lauter Verstandesoperation den

Geist des Evangeliums zu verlieren und ein totes Knochengeriüst zu werden. Die Geschichte ist ganz unentbehrlich, sie allein lehrt Gottes Walten in der Welt verstehen; aber sie selbst wird wiederum nur durch die Schrift verstanden. Die Homiletik und Katechetik — alle praktischen Fächer sind ganz unentbehrlich, sie lehren in der Kirche das Wort in wirkende Bewegung umsetzen; aber Inhalt, Geist und Kraft müssen sie aus der Schrift ziehen. Wir wirken in der Kirche nur so viel, als wir persönlich in der Schrift leben. Diejenige Kirche wird die besten Pastoren erziehen, die ihre Gymnastiken und theologischen Schüler äußerlich und innerlich am wirksamsten in die Schrift einführt.

Zur vollständigen Schilderung der Eigenart der Wisconsiner würde die Zeichnung noch anderer hervorragender Männer gehören, die auf die äußere Gestaltung und das innere synodale Leben nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Aber die Sache ist zur Beschreibung zu jung. Auch auf das Besondere unserer Schwester-synoden, die sich zögernd, aber nun doch endgültig organisch mit uns vereinigt haben, näher einzugehen, verbietet uns die Neuheit der Verhältnisse. Minnesota war uns Wisconsinern und ist uns heute so ähnlich wie ein Ei dem andern; es hat genau denselben Gang aus konfessioneller Unentschiedenheit zur Klarheit und Festigkeit und — vielleicht besser als wir — aus synodalen Wirren zu einheitlicher Arbeit für klare und bestimmte konkrete Ziele durchgemacht. Die tüchtige Arbeit New Ulms, besonders seit es Lehrerseminar geworden ist, hat zum Aufbau der Synode nicht Geringes geleistet. Es ist aber dort wie bei uns noch lange nicht alles in tadellosem Gange. In Michigan waren die synodalen Verhältnisse, ehe es sich uns anschloß, verwirrter und stürmischer als bei Minnesota und selbst in Wisconsin in ihren Anfängen. Es ist seitdem zur inneren Ruhe und zu sicherer und frischer Arbeit gekommen, nicht nur im Gemeindegewerk, sondern auch auf dem Gebiet der Mission und der Predigerausbildung. Die anfänglichen Selbständigkeits- und Sonderheitsgelüste der drei mit einander verschmolzenen Synoden sind heute verschwunden, und wir wachsen immer fester zusammen. Wir wissen uns gegenwärtig nur als eine Synode, alle dieselben Werke treibend. Wie unsere geistliche Vertiefung und Stärkung wächst, so wird die Energie und die Kraft der Synode sein.

Die gegenwärtige Zeit macht ganz neue und starke Anforderungen an unsere geistliche Kraft. Da ist der rasend schnell vorsichgehende

Übergang ins Englische, der ungeheure Leistungen von unsern Pastoren fordert. Da ist die Schulfrage, von deren richtiger Lösung nicht nur das künftige Wachstum, sondern auch die Reinerhaltung des Evangeliums bei unsern Nachkommen abhängt. Da ist die Logenfrage, die uns ein unerbittliches Entweder — oder stellt, wenn wir treu bleiben und nicht alles verlieren wollen, was wir durch Gottes Gnade überkommen haben. Ob wir die Kirche durch diese Strudel sicher hindurchführen werden, hängt vor allen Dingen von dem Geist ab, der in unsern Lehranstalten herrscht, von der klaren Erkenntnis des Evangeliums und der antichristlichen Natur der Zeitumstände bei den Lehrern, von ihrer pädagogischen Weisheit und Treue, von der energischen Konzentration aller Lehr- und Erziehungstätigkeit auf die großen Haupterfordernisse der Pastoren- und Lehrerausbildung. Entweder es gelingt uns, von Herzen fromme, treue und geistig tüchtige Diener der Kirche zu erziehen, oder wir kommen unvermeidlich ins Rad. Mit der nötigen Treue im Erziehungsleben werden wir alle Gefahren bestehen und dem Evangelium den Sieg gewinnen. — Wir haben die Schulpläne aller unsrer Anstalten revidiert und sie den modernen Anforderungen anzupassen versucht. Wir werden weiter revidieren, vereinfachen, uns auf die absoluten Hauptsachen noch mehr konzentrieren müssen. Wir haben die Kurse teilweise verlängert, mehr Lehrkräfte an die Arbeit gestellt; wir werden dabei nicht stehen bleiben dürfen. Unterdes werden die jetzt im Amte stehenden Pastoren und Lehrer sich mehr als bisher ins Evangelium vertiefen und neue Kraft aus dem Brunnen Israels schöpfen müssen. Wir haben in der Neueinrichtung der Seminarstudien schon zu Hönekes Zeit den Grund gelegt. Wir haben der Dogmatik ihre frühere Stellung als Königin der Disziplinen genommen und das unmittelbare Schriftstudium in Exegese und Ergeese mit der Geschichte in den Vordergrund gerückt. Wir führen alle Schüler wenn nicht durch alle, jedoch durch die Hauptbücher des Alten und Neuen Testaments. Wir suchen in der Exegese und der Einleitung vor allem die Gedankenentwicklung jedes biblischen Buchs, mit besonderer Erriierung des evangelischen Gehalts, und seine Anwendung auf die eigne Seele und Verwertung für Predigt und Seelsorge den Schülern beizubringen. In der Exegese wird mit besonderer Sorgfalt auf die Genauigkeit im Einzelnen gedrungen. Wir treiben die Schrift aber nicht vornehmlich zum Gebrauch in der späteren amtlichen Tätigkeit, sondern vor allem für unsere eigene Seele. Und

jeder der fünf Lehrer treibt ein Stück Schriftstudium, entweder als Haupt- oder als Nebensach — um möglichst vielseitige seelische Bildung zu erzielen. Wir treiben Dogmatik, um die Lehre rein und scharf allen Verirrungen gegenüber ins Licht zu stellen und die intellektuelle Kraft der Schüler zu stärken. Auf Homiletik, Katechetik und Pastovale wird mehr Gewicht gelegt als früher. In allen diesen Fächern wird in Theorie und Beispiel gezeigt, wie man mit der Schrift umgehen muß. Während die technische Kunst nicht vernachlässigt wird, muß doch jede Predigt, Katechese den Textinhalt in seiner ursprünglichen logischen Fassung zum Ausdruck bringen. Unsere Seminar Schüler werden mit besonderem Nachdruck gelehrt, daß in aller Gemeindegarbeit Gottes Wort das einzige wirksame Mittel zur wahren Erbauung, die einzige regierende Macht und unüberleghche Majestät in der Kirche ist. Wir dürfen wohl sagen, daß die große Masse unsrer Seminar Schüler nicht nur im Klassenzimmer, sondern auch auf dem Studierzimmer in Gottes Wort lebt und webt, daß wir im ganzen fromme, tüchtige und arbeitssame junge Pastoren ins Amt stellen. Wir suchen auch den rechten, nüchternen, treuen Synodal Sinn bei ihnen zu erwecken, während wir den Synodaljingoismus als eine häßliche Verzerrung der Arbeitstreue bekämpfen. Wir lehren sie, die Wisconsin-Synode nicht im Unterschied von Missouri, wenn möglich überhaupt nicht, in die Predigt zu bringen. Sie sollen nicht Wisconsin predigen und erheben, sondern unsern Herrn Jesum Christum. Sie sollen nicht menschliche Gebilde und Werke, sondern den Sünderheiland groß machen. Sie sollen nicht sich, sondern allein das Reich Christi suchen, sie sollen sich selbst im Dienst der Kirche verzehren, ohne zu fragen, was ihnen dafür wird. Und sie sollen in allen Stücken und unter allen Umständen auch für das allergeringste Wort Gottes einstehen und nicht davon weichen, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will. — Wir wissen wohl, daß unsre Arbeit sehr unvollkommen, schwächlich und mit großen Fehlern behaftet ist. Wieviel wir damit an den Seelen der Schüler, an treuer Arbeit ihrerseits, an tatsächlicher Seelengewinnung und -erbauung erreicht haben, das weiß Gott allein; aber des einen sind wir gewiß, daß unser starkes Treiben der Schrift zu dieser Zeit und unter unsern Verhältnissen das rechte Mittel ist, fromme, treue und tüchtige Pastoren zu machen.

Wir haben als Wisconsiner nicht gerade Ursache, auf unsere Vergangenheit stolz zu sein, wir haben aber alle Ursache, Gott zu

anken, daß er uns seinen Sohn und das reine Evangelium hat erkennen lassen und bisher erhalten hat. Wir haben viel an Uneinheitlichkeit, Zerfahrenheit, Synodaltreibereien, Arbeitschwäche gelitten zum großen Schaden der Kirche. Wir haben diese Schäden heute noch nicht überwunden. Aber der Anfang zu ihrer Heilung ist gemacht. So wir nur das evangelische Herz nicht verlieren, so wir nur nicht mechanische Handwerker in unserm Amt werden, so wir nur mit Fleiß im Worte Gottes leben, muß die Heilung aller Schäden kommen. Eine tadellose Kirchengemeinschaft wird es freilich auf dieser Erde nicht geben.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Pieper.

---

## Gedanken über christlichen Schulunterricht.

(Fortsetzung.)

Christi Kreuzigung war eine Christustat. Ihr entspricht Nikodemus' Tat wie Ursache und Wirkung. Christus wird erhöht, Nikodemus nimmt den Erhöhten vom Kreuz, sobald der Gefreuzigte ihn erlöst hat. Diese Tat war Glaube. Nikodemus' Christwerden war ein Geschehen infolgedessen, „was in denselben Tagen geschehen war“, Resultat der größten Gottestat. Und Glaube ist eines Menschen allerenergischste Tat; lauter Folge des Wiedererlebens im Geist der großen Heilsgeschehnisse. Es genügt nicht Rechtgläubigkeit; jüdisch rechtgläubig war Nikodemus zuvor. Er hätte die Weisen nach Bethlehem weisen und ganz ruhig in Jerusalem bleiben können seiner Schriftkenntnis froh. So werden die in der „reinen Lehre“ Geschulten, nur daß einige eine Ausnahme bilden. Sobald Nikodemus das Alte Testament aber unter dem Gesichtspunkt von großen Gottestaten erlebt, da wird er rechtgläubig. Das war ein Vorpfingsten. Damit scheidet er aus der Geschichte. Das erste große Pfingsten trägt dann das Geschehen an der Stirn. Da sind die Zwölf umgewandelt eben auf Grund der Erlösungsgeschichte Christi, deren Augen- und Ohrenzeugen sie gewesen, die sie jetzt unter dem Erinnern des Heiligen Geistes nochmal erlebt hatten. Darum ist da alles Aktion, sodaß die Zuhörer es fühlen und aussprechen müssen: „Große Taten Gottes.“ Denen wurde Gott Realität, sie sahen Gott ins Auge, es ging ihnen durchs Herz. Da fühlte jeder als eigene Schuld: Den Ratschlag, ihm zum Tode zu verhelfen, die falschen Anklagen, die Geißelung des Unschuldigen, seine Kröpfung, das ungerechte Pilatusurteil, die ruchlose Kreuzigung, den Gottesmord. Das Wort, welches ihnen ihre und Gottes Tat vor Augen führte, ging durchs Herz.

Diese Predigtweise wurde maßgebend, wurde es ganz natürlich aus der innern Beanlagung der Apostel. Paulus ist besonders typisch für diese Lehr- und Predigtweise in seinen Briefen. Gerade seine lehrhaften Teile haben zum Inhalt große Heilstaten, so treibt er Lehre. Seine Ermahnungen knüpfen an das infolge solcher Taten Erlebte. Es liegt ihm oft garnicht daran, das Fazit seiner großen

Darstellungen zu ziehen; er läßt die Schilderung an und für sich wirken. Die Heilsverkündigung bedarf eben nicht notwendig der begrifflichen Fassung; sie wirkt direkt auf das Herz, wofür sie bestimmt ist. Der Verstand kommt nur als Organ in Betracht, die in menschliche Sprache gefaßten Wahrheiten dem Gemüt zu übermitteln. Es ist wegen der Verhältnisse, in denen wir leben, daß wir die Heilswahrheiten begrifflich ordnen. Wer andere Lehren soll, muß klare Übersicht des Materials haben, das aber zuvor in der dargebotenen geschichtlichen Fassung angeeignet ist. Es ist aber verkehrt und führt unverhütbar zur Verknöcherung, erst den Gegenstand in begrifflicher Form zu bieten und hinterdrein seine Richtigkeit zu beweisen. Das ist nicht die Weise der Schrift. Um nur ein Beispiel zu bringen: Gott hat die Menschheit erst einzeln erleben lassen, was dabei herauskommt, daß sie durch die Sünde einen dem Willen Gottes entgegengesetzten Willen haben ehe er seinen Willen in Geboten festlegte im Gegensatz zu dem verkehrten Willen des Sünders. Damit ist die Direktive für den Unterricht klar gegeben. In der Schrift liegt es nicht umsonst so ausführlich geschildert vor, wie die beiden großen Faktoren Sünde und Gnade sich ausgewirkt haben. Und die einzelnen biblischen Geschichten liegen in stufenweiser Folge vor, können nicht ohne Nachteil verschoben werden. Was wichtiger ist, sie sind nicht zunächst dazu da, Lehren aus ihnen zu schöpfen und zu beweisen oder jedesmal ein Fazit zu ziehen; sie sind dazu da, so wie sie dastehen auf das Gemüt zu wirken. So nur werden ihre eigentümlichen Werte gewahrt. Das verstößt gegen die Pädagogik. Das Gesagte beruht auf einiger böser und erfreulicher Erfahrung. Wer die nötige geistige Elastizität und Beobachtung dranwenden will, mag selber prüfen und urteilen. Gottes Weg ist: Ich will dir den Weg weisen, den du wandeln sollst; ich will dich mit meinen Augen leiten.

Die Schrift, Gott in der Schrift, zeigt den Heilsweg. In die Schrift eingehen, in die Schrift einführen, in der Schrift heimisch werden und heimisch machen, das ist ideales Schaffen; mit der Bibel umgehen als einer Schrift, nicht als mit einem "reference book" oder Zitatenchatz, ist die Weise. Ersteres war die Weise der ersten kurzen Periode, die an Pfingsten orientiert war. Zu letzterem Mißbrauch wurde sie degradiert, als man meinte, die Schrift und das Christentum gegen heidnische Religionsysteme verteidigen oder gar mit ihnen versöhnen zu müssen, ebenso in den Lehrstreitigkeiten. Da wurde alles Schriftstudium Mechanik. Cf. die Apologeten, Gnosti-

sche Streitigkeiten, alexandrinische Schule, Kampf gegen Neuplatonismus, der dann in die Theologie eingeschmuggelt wurde, in Scholastizismus überging und erst in Luther seine Niederlage erhielt. Da begann eine ganz kurze jugendlich frische Zeit, direkt an und aus der Schrift zu leben. Warum kann so etwas nicht eine Stätte haben auf einer Erde, die des Erlösers Blut trank, das die Schrift erwarb? Es wird immer nur wenige geben, die das Teuerste gebrauchen, wie es gebraucht sein will, an ein die Masse Durchdringen ist nicht zu denken, das ist Arbeit gegen die Strömung. An einigen in der Stille Arbeitende, mit stillem Wandel vor Gott, mag ein Appell, „zurück zur und hinein in die Schrift“, nicht verhallen. Und wenn das im christlichen Schulunterricht geschähe, da wäre das vielversprechendste Gebiet.

Es liegt nahe, hier den Unterricht Erwachsener zu berühren. Da handelt es sich meistens um Leute, die ohne christliche Erziehung und unfähig in den Unterricht kommen, oft aus rein äußerlichen Motiven. Wir werden jede solche Gelegenheit dennoch freudig begrüßen. Jedermal ist Aufgabe und Verantwortung groß. Die Zeit des belehrenden Umgangs wird knapp bemessen sein, man kann einem Erwachsenen nicht Aufgaben stellen wie einem Kinde. Fehlt ihm dazu die nötige Initiative, ist die Sache problematisch genug. Es tut's doch fürwahr nicht, solche rein äußerlich zum Anschluß an die Gemeinde zu bringen in der Hoffnung, sie werden sich mit der Zeit einleben. Dies dürfte sich in den wenigsten Fällen verwirklichen. Hier gibt es nur das eine Berechtigte: auf wirkliche Umwandlung hinzuarbeiten; es gilt das Gemüt fassen und so Interesse wecken, damit ein erkenntnisreicher Christ werde. Erkenntnisreich nicht in dem Sinne einer möglichst umfangreichen Kenntnis sogenannter Glaubenslehre oder der Fähigkeit, von seinem Glauben Rechenschaft geben zu können — das möchte alles äußerlich bleiben —, sondern erkenntnisreich im Sinne der Schrift, den Heiland kennen, zu ihm recht stehen, so daß alles Denken an Jesus orientiert ist, alles in Beziehung zu ihm gebracht wird. (Hier denkt man unwillkürlich an die "religious tests", die in der Form von questionnaires an kirchlosen Anstalten — manchmal auch in christlichen Vereinen — veranstaltet werden und sich meist mit recht irrevalenten und trivialen Fragen befassen, soweit das Heil in Betracht kommt. Zum Beispiel Namen der heiligen Autoren, und der einzelnen Bücher, etc., als ob daran eines Menschen Erkenntnisstand geprüft werde.) Es ist



unter uns eine diesbezügliche umfangreiche Literatur auf den Markt gekommen und findet guten Markt. Sie ist der Art, den Unterricht auf ein Minimum zu beschränken und möglichst viel Lehre zu vermitteln. Es scheint die Zeit berechnet, die ein Opfer wohl aushalten möchte, ehe es einem durch die Lappen geht. Und dann die Stoffanlage. Soweit uns bekannt, beginnen sie alle mit der Lehre von der Schrift und der Inspiration. Es kommt sogar einmal diese als erste Frage vor: Welches ist die eine wahre Religion? — Was das wohl für einen Eindruck auf den prospektiven Christen macht, wenn solche und ähnliche Fragen wie ein deus ex machina aufsteigen? Die Antwort auf solche Frage soll ja das Resultat des gesamten Unterrichts sein, die Schrift die rettende Heilswahrheit, darum Gottes Wort. Das muß erfahren, erlebt werden im Unterricht. Das "indoctrinating" hat's nicht. Das wird zur Dressur. Wer einer Seele vom Tode helfen will, hält die Finger von so etwas. Die sind zu teuer erkauft, zu teuer geachtet. Freilich hat die Weise zu unterrichten äußeren Erfolg. Die Menge ist gedankenlos und fruchtbarer Boden für das Aneignen eines Schema. Aber dazu ist doch der Lehrerberuf eine zu vornehme, hohe Sache. Wir wollen Umwandlung schaffen, *μετάνοια*, die gänzliche Sinnesänderung, die vollständige neue Erkenntnis seiner selbst und Gottes, eine ganz neue Beziehung zu Gott. Es sollen die zwei, der sündige Mensch und Jehova, der Sünderheiland, einander begegnen. Nicht von Gott und über Gott, sondern Gott selbst ist der Gegenstand; nicht von und über das Evangelium, sondern das Evangelium selbst, damit durch das heilskräftige Wort ein Mensch werde, neu von Herz, Mut, Sinn und allen Kräften. Dazu bedarf es einer Persönlichkeit, die selbst mit Gott in Rapport steht, ins Heil getaucht ist, aus dem Glauben lebt. „Die Wirksamkeit des Wortes ist nicht abhängig von der Persönlichkeit des Predigers“, der Satz ist dogmatisch korrekt. Er ist dazu wahr, damit ein Angefochtener nicht an der Gültigkeit der ihm gesprochenen Absolution zweifle, sondern fest glaube. Aber der Satz ist nicht zum Mißbrauch wahr, als läge nicht alles an der Persönlichkeit. Christus will nicht, daß der Gottlose seinen Bund in den Mund nehme; als es dem Teufel einmal einfiel, ein dem des Petrus ähnliches Bekenntnis zu tun, hieß ihn der Herr verstummen. Aus dem Heiligtum stiller Sammlung und des Hörens auf des Herrn Stimme in den Unterricht, so daß das innerlich Geschaute selbst die Form der Rede schafft, das wäre das Ideal.

Was erschwert den geistigen Verkehr im allgemeinen und die Seelsorge in engerem Sinne mit unsern Gemeindegliedern so sehr auch gerade bei erkenntnisreichen Christen? Es fehlt da an einer gemeinsamen, einheitlichen, von innen heraus gewonnenen Anschauung als Grundlage ihres Denkens. Sie haben auf eine ihrer sonstigen Denk- und Auffassungsweise fremde Art ihre Anschauungen vom Christentum gewonnen, die garnicht ihrer Heilserfahrung entsprechen. Im sogenannten gewöhnlichen Leben eignen sie sich ihre Anschauungen empirisch an. Auf religiöses Gebiet versetzt, bedienen sie sich einer ganz andern, fremden Anschauungsweise. Da muß man sich durch einen Wust von schiefen Ausdrücken hindurcharbeiten und ihnen kommt unsere Rede wieder babylonisch vor. Nun sollte doch eines Christen gläubiges Empfinden, seine Anschauungen, sein alltägliches Denken, alles aus einem Guß sein und organisch verbunden. Dieser Grund muß gelegt werden im Unterricht. Der muß das fertig bringen, daß der Mensch später alle neuen Eindrücke und Erkenntnisse auf einen gemeinsamen Grund zurückführt. Der Weg, das zu erreichen, ist nicht der doktrinelle; Gott macht es nicht so; die Schrift macht es anders. Die hat eine ideale Weise. Die operiert mit striktester Anlehnung an das Leben.

Da schreckt uns die Größe des Buchs; man kann doch nicht die ganze Bibel durchackern. Der bloße Versuch wäre töricht. Nicht jeder braucht die ganze Schrift durchzuarbeiten oder auch nur durchzulesen. Es kommt darauf an, den Heilsweg aus der Schrift und direkt aus ihr zu holen, und das im Zusammenhang. Da, wo er allumfassend, grundlegend dargelegt ist. So dargelegt, daß man alles Hinzukommende auf den einmal gelegten Grund zurückführen und organisch anreihen und verknüpfen kann.

So liegt der Heilsweg tatsächlich vor in der Genesis, in den ersten 15 Kapiteln der Genesis. Da hat Gott seines Namens Gedächtnis gestiftet, da will er uns begegnen, uns sagen. Diese Kapitel sind wie geschaffen für den Unterricht. Da liegt der Heilsweg wie im Bilde gezeichnet vor. Da sind Taten Gottes, seine großen Heilstaten gegenüber den Missetaten der Menschen. Da walten die beiden mächtigen Faktoren Sünde und Gnade in ihrer Beziehung zueinander. Das alles tritt auf in lebendiger Form, in der Art, die an das Kindesvermögen, an das Gemüt direkt appelliert. Da geschieht und im Geschehen wirkt es und bildet zugleich die rechten einheitlichen Anschauungen grundlegend für alles später ergänzend Hinzuk-

kommende. Wer Kinder lieb hat mit der Liebe, die gerne geben will und mit seiner eigenen Armut unzufrieden ist, wer sich mit Erkenntnischätzen füllen möchte, um reichlich Gemüter füllen zu können, den lädt die Genesis ein. Da kann man miterleben und erleben machen; da begegnet einem Gott, da rauschen seine Schritte, sodaß man sie überall wiederhört. Da wird Jehova herrlich. Wer tüchtige praktische Fähigkeiten mitbringt, kann sie hier in rechte Bahnen leiten; wem sie mangeln, kann sie hier direkt sich aneignen. Hier hält Gott Schule.

Wohl, das Buch ist 1500 Jahre vor Abschluß der Heilsoffenbarung geschrieben; aber das ist das Wunderbare der Genesis: es läßt sich da alle spätere Heilsoffenbarung so schön einreihen, es braucht nichts übergangen zu werden; es braucht nichts isoliert dazustehen. Nach der Genesis kann der Unterricht strift genetisch, organisch gestaltet werden. Wer sich in die Genesis einlernt und da heimisch wird, wird in der ganzen Schrift zuhause, hat den Schlüssel für die ganze Schrift. Das bewahrt vor dem Mißbrauch, die Schrift als Roder von Lehren, als reference book anzusehen, da man für jeden Kasus ein Rezept sucht, nach Weise der Schriftgelehrten, untüchtig zum Himmelreich. Hier möchte angebahnt werden, mit der Schrift originell umzugehen und eine gesunde, nüchterne Auffassung vom Leben zu schaffen. Wo der Grund gelegt ist, hat der Pastor für die öffentliche und private Predigt Anknüpfungspunkte für wirkliche Seelversorgung, das heißt, wenn seine Predigt nun auch von der Art ist. Da hat man in der Schule die Handhabe, den Gesamtunterricht zu einem wirklich christlichen zu gestalten. Da würde der Quatsch von der doppelten Wahrheit an seiner eigenen Unwahrscheinlichkeit kaput gehen, sowie das Gequassel, als sei mit dem Konfirmandenunterricht der Umfang christlicher Erkenntnis vollendet. Da möchte die Predigt dies werden: Jedesmal etwas ganz Neues, nie zuvor Gehörtes nach Inhalt und Form, obichon immer die eine alte Wahrheit, aber direkt wieder geholt aus dem Schatzhaus der Schrift, so daß sie neu, wie eben erst und zum erstenmal offenbart, und doch bekannt, vorbereitet ist.

Es soll hier keine katechetische Auslegung der Genesis folgen, nur eine Probe, um zu illustrieren, wie das Gesagte etwa in Anwendung gedacht ist, oder vielmehr, wie der Unterrichtende eine Geschichte im Gedächtnis hat und zur Anschauung bringen will. Da liegt Gen. 3 sehr nahe. Dieser Geschichte sollte der Eindruck der Ein-

heit gewahrt werden. Nicht zu zerlegen in: Versuchung, Fall, Strafe (Verdammung der Schlange), Protevangelium, Austreibung. Diese Einteilung hat natürlich der Lehrer für sich gegenwärtig. Bei der Behandlung aber sollte der Eindruck der Geschichte als eines Ganzen gewahrt werden, um den Eindruck auf das Gemüt zu schärfen und direkt wirken zu lassen.

Gen. 3 ist Tragödie im eminentesten Sinne des Worts, es ist die Tragödie des menschlichen Geschlechts. Da entsteht die Schuld, die Schuld als jedes Individuums eigene Schuld, und kommt zu dem Punkt der Entwicklung, da die Schuldigen zu Verbrechern gestempelt werden, die absolut keinen Anspruch auf Mitleid, Erbarmen, Schonung irgendwelcher Art machen können. Jede außergöttliche Rettung ist ausgeschlossen. Von Gott nur ist das Gericht zu erwarten. So wird der Eintritt der Rettung vorbereitet als das, was sie ist: Gnade. Die ist das eine zu retten mögliche. Um diese beiden Dinge, Sünde und Gnade, arbeitet der ganze Aufbau. Da ist tiefe Seelenkunde, da wird geschildert, wie gesündigt wird, was Sünde ist, wie sie sich auswirkt. Das ist die Darstellungsweise der Schrift. Keine begriffliche Darstellung von Sünde, das wäre minder effektiv, sondern Schilderung. Da hängt nichts in der Luft, lauter Anknüpfen an Bekanntes, das trifft zu. Erkennen des eigenen Ich wird geradezu erzwungen (*ἐλέγχειν*). Dann folgt Schilderung der Rettung, die ist absolut göttlich. An die Vernunft wendet sich der Versucher und verderbt das Herz. Groß, folgenschwer ist das Verderben. Der Retter wendet sich an das Gemüt. Ungleich größer ist die Gnade.

Da ist Eden, die Stätte des reinsten Glücks. Die Seligkeit besteht in der Liebesgemeinschaft mit Gott. Aus seiner Liebe hat alles seinen Trieb. Anders wissen die Menschen das nicht, andere Gedanken kommen ihnen nicht. Gott ist alles in allem. Jede Kreatur ist ihnen ein Strahl aus Gottes Liebe, der wieder zu Gott zurück weist. Da ist des Menschen Wille in vollständigster Harmonie mit Gottes Willen. Auf jeden Willensausdruck respondiert des Menschen Wille so, wie ein feingestimmtes Saiteninstrument alle verwandten Töne wiederklingt. Alle Begierden sind nach Gott, dem einen Gut, ausgestreckt; der Mensch ist selig in Gott. Er kennt Gott als den, der er wirklich ist: die Liebe, die seine ganze Gesinnung. In der Gesinnung faßt auch der Mensch alle Rede Gottes an ihn auf. Zum Beispiel das Wort der liebevollen Warnung in Bezug auf den Baum der Erkenntnis mitten im Garten, sein Anrühren, davon

essen. Alle Geistesfähigkeit des Menschen ist mit der Gottes relativ homogen. Infolgedessen auch ein Sinn der Menschen untereinander. Im Liebesvertrauen des Menschen zu Gott, in Glaube und Treue zentralisiert sich die Seligkeit.

Hier setzt auch die Ursache alles Unglücks ein. Gott anders entgegenkommen, als wie es seine Gesinnung zum Menschen, das ist Sünde. Darauf hat es die Versuchung abgesehen. Aus der Tiefe des geheimnisvollen Geisterreichs tritt der Geist des Mißtrauens auf. Er ist mit seinem Mißtrauen und widergöttlichem Sinn ein Geheimnis und furchtbare Macht. Er hat die Sünde als das ihm Eigentümliche auf die Erde verpflanzt als das Fremde. Satan kommt mit vollständigem Plan: des Menschen kindliches Vertrauen zu zerstören. Das muß, wenn verwirklicht, Folgen nach sich ziehen, die in Beziehung stehen zu dem Ort, dem sie entsprungen. Auf Mißtrauen hatte es die Frage: Ja, sollte Gott gesagt haben? abgesehen. Die Frage ist das Leisetreten der verführerischen Macht. Die Frage regt den Verstand zur Tätigkeit an. Sie intimiert: Hat euch Gott dies verboten? Steht ihr zu Gott auf dem Boden des Forderns und Verbietens? Dachte, ihr steht zu einander auf der Basis von Liebe und des gegenseitigen Zutrauens. Das war sanft, leise, bescheiden, nur ein wenig neugierig klingende Rede, die sich anhören sollte, als sei der Teufel liebevoll bedacht auf des Menschen Wohlergehen, vielmehr noch als Gott. Das ist des Lügenmörders Art. Wir, nachdem wir wissen, was böse und gut ist, sehen hinter der Maske die hämische, grinsende Frage, auf Erfolg der Rede lauend. Wir riechen den Pesthauch der Hölle und sehen die Engel zittern. Die Frage hat die Absicht Simulieren, über Gottes Rede betreffs des Baumes einzuschmuggeln. Daraus muß Mißtrauen folgen, Zweifel an Gottes Liebesgesinnung, denn die bloße Existenz eines Verbots war ja unvereinbar mit der Paradieseseligkeit.

Eva läßt sich auf Nachdenken ein, statt den Versucher kurzerhand abzuweisen, der es wagt, an dem Liebesverhältnis zu Gott zu tippen. Wir hätten es gerade so gemacht; Adam machte es gerade so. Die beiden sind die Repräsentanten der Menschheit. Darauf wird der Teufel tappich frech; er kann das wagen, denn schon sind die Menschen gefallen, innerlich. Er stellt dem göttlichen Ja das höllische Nein entgegen. Wie schnell und unvermerkt ist der Keim der Sünde gelegt, wie unheimlich schnell entwickelt er sich. Er ist Mißtrauen gegen Gott; sobald das wie leise auch immer einsetzt, da ist der Fall

geschehen. Der Wille, bisher in schönster Harmonie mit Gottes Willen, wird jetzt dem der Schlange homogen; die Begierde, bisher nur auf Gott gerichtet, wendet sich auf die Kreatur; daher aus resultiert: Der Mensch kennt Gott nicht mehr, hat ganz falsche Vorstellung von Gott, nimmt ganz falsche Stellung zu Gott. Daher auch ganz falsche Vorstellung von sich. (Das die doppelte Verkehrtheit der Gesinnung: deshalb *μετάνοια*.) Das involviert: Seinwollen wie Gott. Das höllische Geliüste der Superiorität im verderbten Herzen. Es gibt jetzt kein Zurück mehr. Die Sünde wächst ins Ungeheure. So streckt Eva die Hand zitternd nach der Frucht aus. Sie weiß, es ist eine Verleugnung der Treue gegen den lieben Gott, sie tut es mit bösem Gewissen. Aber da ist keine sittliche Kraft zu widerstehen: sie ist Sündenflavin geworden (Sünden knechtschaft). Da ist die totale Blindheit gegen das Gute, gegen das Verderben. Sie merken nicht, wie der leiseste Anfang des Übels in sie kriecht und alles verkehrt. Da ist kein Einhalten auf dem einmal betretenem Wege; aber auch kein Einhaltenwollen. „Zirrende Schafe, stumpfsinnig Sehen auf den eigenen Weg.“ Fürwahr „total depravity“. So leben sie den Sündentaumel den verhängnisvollen Tag, schon vollständig abgeschnitten von Gott.

In der Abendkühle kommt Gott selbst, er schickt nicht das Gericht. Er kann nicht von den Menschen lassen. Er kommt mit einem Geheimnis in der Brust. Was bisher kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keiner Kreatur Herz gekommen war. Mit dem einzig möglichen Rettungsmittel: Gnade. Man ahnt hier, was Gnade ist. Man lernt hier, was sie ist. Aber da ist kein „Gott entgegenjauchzen“, wie sonst. Furcht, Angst, Widerwille gegen Gott. Räume er nimmer. Anders kann der Mensch nicht, will nicht. Sie meinen, er komme ihnen zum Gericht. Sünde bringt Strafe, welche Seele sündigt, die soll sterben, die Offenbarung kommt mit der Sünde. Etwas über dies hinaus kennt der Mensch nicht. Daß Gott über dies hinaus Größeres zu tun fähig und willens sei, ahnt kein Sünder; es bedarf einer besonderen Offenbarung.

Die wird schon angedeutet, ist schon beschlossen im Verfluchen der Schlange. An Stelle der slavischen Freundschaft setzt Gott Feindschaft. Die Feindschaft wird dem Menschen eingepflanzt. Ein besonderer, der Weibesame soll der Schlange den Kopf zertreten. Dies Protevangelium bringt es zuwege, daß die ersten Sünder ihre Gesinnung zu Gott ändern, schafft Glauben, Vertrauen zu dem Gott der Gnade. Wir schließen hier ab. *Gerhard Rüdiger*.

## Die Mittel der Erziehung.

(Schluß.)

### II.

Welches sind nun die Mittel, die unter Berücksichtigung der dargelegten drei Beziehungen sich uns als passende Mittel der Erziehung empfehlen, Mittel, die zur Heranbildung unsrer Zöglinge zu freien christlichen Persönlichkeiten dienen, die der eigentümlichen Lebensperiode unsrer Zöglinge angemessen sind, und die sie befähigen, in den gegenwärtigen Zeitläuften ihren Mann zu stehen?

1. Es gibt nur ein Mittel, das allen Anforderungen im vollen Umfange genügt, das ist das Evangelium. Das Evangelium ist die in Worte (oder Symbole) gekleidete Gnade und Wahrheit Gottes. Nur der Wahrheit wohnt die Kraft inne, frei zu machen, zur Freiheit zu gebären, in der Freiheit zu erziehen; denn ihr eignet die Art, durch sich selbst, durch die ihr inhärierende Kraft, Vertrauen zu erwecken, Glauben zu erzeugen. Gott ist die Liebe, er hat Wohlgefallen an Barmherzigkeit. Die Idee der Vergeltung, von Lohn und Strafe, von Wiedergutmachung seitens der Menschen, ist ihm verhaßt. Er will keine Knechte, er will freie Kinder. Barmherzigkeit ist das Leitmotiv aller seiner Handlungen, und Barmherzigkeit ist das Ziel aller seiner Wege. Um der Barmherzigkeit willen opfert er seinen eingebornen Sohn. Der muß Knechtsgestalt annehmen, auf daß wir erlöst würden und die Kindschaft empfangen. Diese Tat der Liebe in ein Epos verfaßt ist das Evangelium. Das Evangelium bringt diese konkrete Liebe dem Herzen nahe, gewinnt das Herz und entfacht das Vertrauen, den Glauben. Das ist naturgemäß nicht eine tote durch logische Deduktion bewirkte Verstandeserkenntnis, auch nicht eine auf Grund einwandfreier Zeugenaussagen gewonnene Annahme: es ist das völlige ErgriFFensein des Herzens von jener überwältigenden Liebestat, die man sich zuversichtlich aneignet, in der man ruht, die zum neuen Lebensprinzip wird. Wer glaubt, der ist frei.

Da das Evangelium Glauben erzeugt, so ist es recht geeignet zum Erziehungsmittel. Das nimmt es auch für sich in Anspruch. Die erschienene Gnade Gottes züchtigt uns. Alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein

Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. So haben auch die Apostel das Evangelium als ihr einziges Erziehungsmittel angewandt. Sie hielten sich nicht dafür, daß sie etwas wüßten ohne allein Christum den Gekreuzigten. Wenn sie zum Wachstum in der Heiligung erziehen wollten, so ermahnten sie durch die Barmherzigkeit Gottes.

Aber hat Gott nicht auch sein Gesetz offenbart, und wird nicht auch vom Gesetz erziehende Tätigkeit ausgeübt? Es heißt ja wohl ein Zuchtmeister. Aber in welchem Sinn das an der betreffenden Stelle im Galaterbrief zu verstehen sei, zeigt das einleitende Also, das auf den vorigen Vers zurückweist: Wir wurden unter dem Gesetz verwahrt und verschlossen. Das Gesetz diente dazu, durch seine Verordnungen die Juden äußerlich vor Vermischung mit den sie umgebenden Heiden zu bewahren.

Doch hat das Gesetz in gewisser Beziehung auch pädagogischen Wert. Inwiefern, das sagt Paulus in unmittelbarem Zusammenhang mit der eben berührten Stelle. Was soll denn das Gesetz? Es ist dazu gekommen um der Sünde willen. Die Schrift hat es alles beschlossen unter die Sünde. Im Römerbrief beleuchtet er grell den pädagogischen Wert des Gesetzes: Das Gesetz ist neben einkommen, auf daß die Sünde mächtiger würde. Die Sünde nahm Ursach am Gebot und erregte in mir allerlei Lust, denn ohne das Gesetz war die Sünde tot. Durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde.

Das ist Aufgabe des Gesetzes, daß es die Sünde in ihrer nackten Scheußlichkeit aufzeige und dem Sünder zum Bewußtsein bringe. Seine Tätigkeit liegt auf einem ganz andern Gebiet als die des Evangeliums. Es kann deshalb dem Evangelium auch gar nicht Konkurrenz machen, weder im allgemeinen noch als Erziehungsmittel. Das wäre nur dann möglich, wenn etwa ein Gesetz mit lebenspendender Kraft und Wirkung gegeben wäre. Dann könnte es mit dem Evangelium auch bezüglich der Erziehung in Wettbewerb treten. Wie die Dinge aber in Wirklichkeit liegen, kann es nicht einmal einen Platz als ebenbürtiger Faktor neben dem Evangelium beanspruchen. Seine Wirkung ist nicht positiv wie die des Evangeliums, sondern rein negativ. Deshalb kann es auch nur als untergeordnetes, vorbereitendes Erziehungsmittel in Betracht kommen.

Als solches allerdings ist es unentbehrlich. Unsere Zöglinge haben die Sünde noch an sich. Der ursprüngliche Unglaube ist zwar



überwunden, aber noch nicht völlig abgestreift, so daß sie ein reines Glaubensleben führten. Ja, der alte Unglaube trachtet darnach, die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Es kommt öfter zu gröberem oder feinerem Ausbrüchen der Sünde. Da tritt das Gesetz in seine Rechte. Wir müssen es auf unsre Zöglinge anwenden, sie zu immer tieferer Erkenntnis ihrer Sünde zu bringen. Positiv ist damit für die Erziehung allerdings nichts gewonnen. Die Erkenntnis der Sünde, Reue, Leid, Schrecken und Angst über die Sünde, ist an sich nichts Gutes; es ist in seiner Art nur eine andere Form des Unglaubens. Den Glauben kann das Gesetz nicht wirken, es kann nur den Unglauben offenbaren und zur Verzweiflung treiben. Leben schaffen, ernähren, stärken, fördern, erhalten kann nur das Evangelium.

Das Evangelium aber ist nicht ein Erziehungsmittel neben andern. Es ist eigentlich das Erziehungsmittel. Wir zählen wohl mancherlei Erziehungsmittel auf, aber das ist nicht so zu verstehen, daß sie für sich allein, selbständig und losgelöst vom Evangelium, irgend welchen Wert hätten. Sie dienen der Erziehung, nur insofern sie vom Evangelium durchdrungen sind. Das ist ja aber auch die Art des Evangeliums, daß es alles heiligt. Es nimmt den ganzen Menschen in Besitz, so daß nicht nur er persönlich evangelisch wird, sondern daß auch alles, was er angreift, sich ihm unterhanden in evangelisches Gold verwandelt. Eine ausführlichere Behandlung dieser Wahrheit würde gewiß sehr fruchtbringend sein, dürfte uns hier aber zu weit von unserm eigentlichen Thema abführen.

Das Evangelium wird von uns in mancherlei besonderen Fällen anzuwenden sein, die aber wegen ihrer Menge nicht einzeln aufgezählt, und für die wegen ihrer Mannigfaltigkeit keine allgemeinen Regeln aufgestellt werden können. Doch abgesehen von solchen Fällen individueller Anwendung verdient eine Form allgemeiner Anwendung unsre Aufmerksamkeit. Das sind die Schulandachten. Diese dürften vornehmlich einem doppelten Zweck dienen. Jedes Glied der Schule, Lehrer und Schüler, bedarf der geistlichen Nahrung für seine Seele, er bedarf Kraft für seine Berufsarbeit, er bedarf Stärkung gegen die Berufsansetzungen. Solcher geistlichen Erfrischung dient die Schulandacht. Doch könnte nicht für die Bedürfnisse des einzelnen besser gesorgt werden, wenn jeder für sich selbst einige Minuten der Andacht widmete? Möglich; aber Schulandachten dienen noch einem zweiten Zweck. Schulverbände sind von Gott ge-

stiftete Gemeinschaften. Gott hat Lehrer und Schüler zusammengeführt. Das Bewußtsein und das Gefühl der von Gott gestifteten Zusammengehörigkeit, daß man gemeinsam ein Werk Gottes treibt, daß man deshalb durch gegenseitige Liebe und gegenseitiges Vertrauen unter einander verbunden sein muß, wird gewaltig gestärkt, wenn man gemeinsam vor Gott hintritt und die Herzen zur Andacht vereint.

Die Zeit und die äußere Gestaltung solcher Andachten wird nach den örtlichen Verhältnissen verschieden sein. Gesang wird aus verschiedenen Gründen wohl immer einen Hauptteil einer solchen Andacht bilden. Außerdem können gut auch noch etliche oder alle der folgenden Stücke dazu treten: Schriftabschnitt, Gebet, Glaubensbekenntnis.

2. Wenn man von Erziehungsmitteln reden will, so muß man dem Unterricht eine hervorragende Stelle einräumen, nimmt er doch bei weitem den größten Teil der Zeit, die wir in der Schule zubringen, in Anspruch. Wenn wir nicht durch den Unterricht erziehen, wird aus der Erziehung nicht viel werden. Nun kann man in Verbindung mit dem Unterricht in mehrfacher Weise von Erziehung reden. Die große Hauptsache beim Unterricht ist der Lehrer. Den Unterricht hat der Lehrer in der Hand. Es spielen zwar oft mancherlei Einflüsse herein, die den Unterricht affizieren, aber im großen und ganzen kann man doch wohl sagen, daß der Unterricht ist, was der Lehrer aus ihm macht. Das gilt auch vom erzieherischen Wert des Unterrichts. Es kommt vor allen Dingen auf die Persönlichkeit des Lehrers an. Ein tüchtiger Mann kann durch einen scheinbar trivialen Unterrichtsgegenstand besseren, tieferen, nachhaltigeren erzieherischen Einfluß ausüben als ein anderer mit einem Gegenstand von bedeutendem erzieherischem Wert. Doch das gehört in ein anderes Kapitel. Wir handeln hier von den Mitteln der Erziehung und dem Unterricht als einem solchen.

Auch abgesehen von der Persönlichkeit des Lehrers kann man in mehrfacher Beziehung von dem Unterricht als Erziehungsmittel reden. Bei allem Unterricht kommen zwei Dinge in Betracht: Es handelt sich um die Vermittlung von Kenntnissen und, um dieses zu erreichen, um eine Arbeitsleistung von seiten des Schülers. Schon das Gewinnen immer neuer Kenntnisse kann nicht ohne Einfluß auf das Gemüt des Schülers bleiben, ist also von erzieherlicher Bedeutung. Die Kenntnisse an sich mögen von geringem Einfluß sein, sie mögen

neutral erscheinen; aber die Tatsache, daß der Besitzstand an Kenntnissen in beständigem Fluß ist, daß er täglich Bereicherungen erfährt, daß auch beständig Verluste zu verzeichnen sind, daß Tag für Tag Verschiebungen vorkommen, könnte nur auf einen Zettelkatalog oder eine Rechenmaschine ohne Einfluß bleiben, kaum aber auf ein menschliches Gemüt. Dazu ist bei allem eine mehr oder minder zielbewußte Anstrengung auf seiten des Schülers erforderlich. Anstrengen muß er sich, die Kenntnisse zu erfassen und sich anzueignen, sie seinem Besitzstand an Kenntnissen einzureihen, sie zu bewahren, sie anzuwenden, lauter Tätigkeiten, die tiefe Spuren im Gemüt hinterlassen. Außerdem ist bei keinem Unterricht das Gemüt ganz unbeteiligt: Lust oder Unlust regen sich beim Suchen und Finden der kleinsten Wahrheiten. Das gilt von allen Unterrichtsfächern, auch den rein formalen wie Grammatik und Mathematik.

Doch bei weitem die meisten Unterrichtsgegenstände sind der Art, daß die gewonnenen Kenntnisse direkt das Gemüt berühren und bestimmen. Obenan steht natürlich der sogenannte Religionsunterricht, der zum Zweck eine Erweiterung, Vertiefung, Kräftigung der Heilserkenntnis hat. Diese Erkenntnis des Heils wendet sich unmittelbar an das Gemüt und ist, wie oben dargetan, eigentlich das Erziehungsmittel. Es ist deshalb nicht angebracht, hier nochmals näher darauf einzugehen. Auch über die besonderen Formen des Religionsunterrichts: Biblische Geschichte, Katechismus, Bibelfunde, wäre hier nicht viel zu sagen. Aber Erwähnung verdient die Hymnologie. Unsere Kirche besitzt einen reichen Schatz von geistlichen Gesängen, die aber bei weitem nicht von gleichem erzieherischem Wert sind. Es gibt Lieder, da ein Dichter von den großen Heilswahrheiten innerlich ganz und gar ergriffen ist und nun von diesen Wahrheiten, die es ihm angetan haben, singt, wie es ihm um das Herz ist. Der Dichter ist ein ganzer Mann, der in den Heilswahrheiten lebt, darin erprobt und bewährt ist. Was er singt, sind deshalb auch die großen Heilswahrheiten, die ihn zu dem gemacht haben, was er ist, so wie er sie aufgefaßt hat; aber ohne eigene Zutaten. Seine eigene Person tritt ganz in den Hintergrund, er scheint sich seiner selbst kaum berrufen zu sein, aber die großen Taten Gottes klingen hell und kräftig hervor. — Dann gibt es aber auch Lieder, in denen sich einem die Person des Dichters stark aufdrängt. Um gleich ins Extrem zu gehen, so scheinen manche Dichter der Ansicht zu sein, daß das Christentum im Grunde in einer süßlich-säuerlichen Gefühlsträumerei be-

stehe. Sie halten es für ihre Aufgabe, andern diese Stimmung zu predigen, oder sich und andern einzubilden, daß sie sich in ihr befinden. Manchen bieten die großen Heilswahrheiten eine willkommene Gelegenheit, ihren eigenen Geist sprühen zu lassen. Es soll hiermit natürlich nicht gesagt sein, daß diese Dichter bewußt unredlich mit dem Evangelium umgehen.

Vergegenwärtigen wir uns besonders, was unser Erziehungsziel ist, und in welchen Jahren unsre Zöglinge stehen, so kommen natürlich nur Lieder wie die zuerst gekennzeichneten in Betracht. Wer die Geschichte des Reiches Gottes studieren will, muß sich selbstverständlich auch mit den minderwertigen, ja krankhaften Produkten befassen, aber für den erziehenden Religionsunterricht sollten sie nicht in Frage kommen.

Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin, sagt man. Nächst dem Religionsunterricht gebührt gewiß dem Unterricht in der Geschichte ein hervorragender Platz unter unsern Erziehungsmitteln. Sie ist der Bericht von dem Walten Gottes in der Welt durch die in der Welt liegenden Kräfte, um durch sein Evangelium aus allen Völkern, Zungen und Sprachen seine auserwählte Gemeinde zu sammeln und zu erhalten auf den Tag Jesu Christi. Genau genommen ist Geschichte eine anschauliche Predigt von Gesetz und Evangelium. Als solche erfüllt sie einen doppelten erzieherischen Zweck: Einmal wirkt sie ganz allgemein ein auf Herz und Gemüt der Zöglinge, daß sie in ihrem persönlichen Christentum gefördert werden und je mehr und mehr zum vollen Mannesalter heranreifen; sodann lehrt die Geschichte, indem sie den Werdegang aufzeigt, die Gegenwart besser zu verstehen, mit der wir und unsre Zöglinge als Kinder der Zeit verwachsen sind, und in der sie mit und nach uns die Arbeit unsres Heilandes verrichten sollen.

Da es gegenwärtig der erzieherische Wert der Geschichte ist, der uns beschäftigt, und nicht methodische Fragen des Unterrichts, so können wir uns auch nicht über die Frage verbreiten, ob der Geschichtsunterricht vorteilhaft mit dem Religionsunterricht verbunden werden könnte, oder wohl gar sollte. Gewiß ist, daß beide Fächer viele Berührungspunkte haben, da ein richtiges Verständnis für die Ereignisse in der Welt vom Anfang des Menschengeschlechts an bis auf die gegenwärtige Stunde ohne klare Orientierung durch das Evangelium nicht möglich ist. Aber in diesem Sinn kann die Geschichte auch dann unterrichtet und erzieherisch wirksam gemacht wer-

den, wenn der Geschichtsunterricht als gesondertes Fach neben dem Religionsunterricht erteilt wird.

Eine andere, ebenfalls methodische, Frage können wir hier nicht so ohne weiteres von der Hand weisen: Soll die Geschichte fortlaufend, oder etwa in konzentrischen Kreisen gegeben werden? Es versteht sich wohl von selbst, daß es sich bei letzterer Weise nicht darum handeln kann, in jedem Jahr die ganze Geschichte zu durchlaufen. Es müssen natürlich mehrere Jahre genommen werden, um zusammen einen Kreis zu bilden. Für uns ergäbe sich die Teilung nach Hochschule und Colledge am einfachsten. Und wie die Einteilung in Hochschule und Colledge selbst nicht eine willkürliche, sondern aus der Erfahrung hervorgewachsene ist, so ist auch ohne weiteres einleuchtend, daß das ganze Gebiet der Geschichte zweimal durchgearbeitet werden sollte.

Wenn die Geschichte aus Zeittafeln bestände, so wäre es vielleicht angebracht, in Sexta mit der Urgeschichte zu beginnen und in der Oberprima mit der Neuzeit zu endigen. Dann aber könnte man Geschichte auch aus der Reihe der Fächer mit hohem erzieherischem Wert streichen.

Welch ein Abstand zwischen dem eintretenden Sextaner und dem abgehenden Primaner! Soll der Geschichtsunterricht seinen Zweck als Erziehungsmittel nicht verlieren, so ist klar, daß er den beiden eben genannten Gruppen von Zöglingen in verschiedener ihrem besondern Entwicklungsstand angemessener Weise zu erteilen ist.

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen über Geschichte werden wir uns bescheiden müssen. Der Rahmen der mir gestellten Aufgabe gestattet nicht, im Detail auszuführen, wie die einzelnen Epochen der Weltgeschichte in richtiger am Evangelium orientierter Behandlung ihre erzieherische Kraft auf das Gemüt, die Anschauungsweise und die Entschlüsse unserer Zöglinge ausüben.

Als nächstes Unterrichtsfach von hohem erzieherischem Wert wäre die Kunst zu nennen. Es handelt sich auf unsern Anstalten im allgemeinen weniger um Übung zur Erlangung einer Fertigkeit in der Kunst als vielmehr um Bekanntschaft mit derselben, soweit solche zu einer allgemeinen Bildung gehört. Geübt wird eigentlich nur die Musik, und diese (abgesehen vom Lehrerseminar) nur in der Form des Gesanges. Baukunst, Bildhauerei und Malerei kommen nur in Verbindung mit dem Geschichtsstudium vor. Das Studium der Literatur wird am eingehendsten betrieben.

Es ist zu bedauern, daß die Kunst bei uns nicht intensiver zur Geltung kommt. Kunstwerke, auf jedem Gebiet der Kunst, sind doch die ursprünglichsten Erzeugnisse des Gemüths. Was das Gemüth bewegt, sprechen Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer, Architekten ohne Umwege mit den Darstellungsmitteln ihrer Kunst aus. Ihr Herz ist von einer Wahrheit ergriffen, und diese Wahrheit kommt in ihrer Kunst unmittelbar zum Ausdruck. Intellekt und Wille tun dabei nur Handlangerdienste. Ebenso spricht die Kunst unmittelbar das Gemüth an, ohne erst den Umweg über den Intellekt zu nehmen, und ohne daß es eines besonderen Willensaktes dabei bedürfte. Wohl aber werden beide, Verstand und Wille, in Verbindung mit dem Gemüth mächtig durch die Kunst angeregt.

Das Studium der Literatur könnte von einem zweifachen Gesichtspunkt aus geleitet werden. Wir könnten uns das Ziel stecken, unsere Schüler mit dem Entwicklungsgang der Literatur möglichst genau bekannt zu machen. Dann müßte möglichst viel gelesen werden, es müßte alles in chronologischer Reihenfolge vorkommen, und es müßten Stücke gewählt werden, die für den Fortschritt der Entwicklung charakteristisch sind. Oder man könnte die Lesestücke auswählen nach dem Wert, den sie durch Inhalt und Form für die Herzens- und Gemüthsbildung unserer Zöglinge haben. Daß letzteres für unsere Hochschulen der gewiesene Weg ist, liegt auf der Hand. Da ist es denn auch kein Schade, wenn irgendeine Literaturperiode überhaupt nicht vertreten ist. Da sich dem Schüler auf dieser Stufe die historischen Zusammenhänge und der kulturelle Hintergrund der Lektüre noch stark entziehen, so hat er auch noch gar kein richtiges Verständnis für Literaturgeschichte. Das gelesene Stück wirkt auf ihn lediglich durch sich selbst, durch Inhalt und Form. Erst gegen Ende der Collegezeit muß um des historischen Zusammenhangs willen zur Vollständigkeit auch Minderwertiges behandelt werden. Auf der Stufe der Hochschule haben nur Literaturerzeugnisse von erzieherischem Wert ihre Berechtigung. In solchen ist ja auch kein Mangel. Trifft daher der Lehrer der Literatur die gehörige Auswahl und behandelt er den Stoff so, daß er mit möglichst voller Kraft auf das Gemüth des Zöglings einwirken kann, so haben wir am Literaturunterricht ein Erziehungsmittel von nicht zu unterschätzendem Wert.

Der Unterricht in den Naturwissenschaften und der Naturgeschichte, wie er bei uns betrieben wird und seiner Art nach wohl auch betrieben werden muß, ist nicht von solch unmittelbarem Ein-

fluß auf Herz und Gemüt wie der bisher genannte; doch ist seine Bedeutung in erzieherischer Hinsicht nicht gering. Es wird vorausgesetzt, daß der Lehrer nicht lediglich über die Ergebnisse der Forschungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften referiert, durch einfache Mitteilungsurteile dem Gedächtnis der Schüler Stoffe zur Bewältigung bietet, sondern daß er die Schüler anleitet zu beobachten und selbst durch Induktionschlüsse die Naturgesetze zu finden oder wenigstens die vorgetragenen Gesetze nachzuprüfen. Darin liegt die erzieherische Bedeutung dieser Unterrichtsfächer: Die Schüler sollen zu sorgfältiger Beobachtung und Prüfung angeleitet und von voreiligen Urteilen zurückgehalten werden. Es ist das eine mittelbare Erziehung zur Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit.

Es dürfte bei dieser Gelegenheit nicht überflüssig erscheinen, auf die Forderung gewisser Leute hinzuweisen, der Naturlehrer müsse von Zeit zu Zeit in seinem Unterricht eine Pause eintreten lassen, um mit den Schülern im Sinn von Ps. 104, 24 zu reden: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter. — Das wäre verkehrt und würde seinen eigenen Zweck vereiteln. Der Schüler erwartet Unterricht in der Naturwissenschaft, und nicht eine Predigt. Eine eingeflochtene Predigt würde deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was man bezweckt. Es muß vielmehr so sein, daß die vorgetragenen Tatsachen selbst in dem Schüler ein dem in jenem Psalmwort ausgesprochenes ähnliches Gefühl der Bewunderung erwecken. Das wird auch der Fall sein, wenn der Naturlehrer selbst durch sein Naturstudium in dem Gefühl der Anbetung den Wundern Gottes gegenüber sich stärken läßt und in diesem Sinn seinen Unterricht erteilt. Dann braucht er seinen Unterricht nicht zu unterbrechen, um eine Predigt zu halten, dann wird sein ganzer Unterricht eine Predigt sein ohne den geringsten Beigeschmack von Kanzelton.

3. Der französische Historiker und Kritiker Hippolyte Taine (gest. 1893) schrieb einmal von der Schule: "Sur les jeunes vies qu'elle enserre et dirige elle a trois sortes d'influences, l'une par le maitre, l'autre par les disciples, la dernière par le règlement." Und gewiß ist der letztgenannte Einfluß, die Schulordnung, ein nicht zu unterschätzender Faktor in unsrer Erziehungsarbeit.

Tritt ein Schüler in eine unsrer Anstalten ein, so tut sich ihm eine ganz neue Welt auf. Das Zusammenleben, Zusammenwohnen,

Zusammenarbeiten so vieler junger Menschen bringt eine ganz andere Ordnung mit, als sie im Hause in der Familie herrscht. Da ist die Gliederung in Lehrende und Lernende; da ist ferner die Gliederung der Schüler nach den Jahrgängen, zum Teil auch eine Gliederung nach besonderen Unterrichtskursen. Da ist von jedem eine bestimmte Arbeit zu verrichten, und für jede Arbeit ist eine bestimmte Zeit zugemessen. Da ist eine gewisse offizielle Beaufsichtigung in mancherlei Gestalt, die aber nie ganz aussetzt. Dann kehren in regelmäßigen Abständen Stunden wieder, in denen der Schüler genötigt wird, Rechenschaft über seine Leistungen abzulegen. Alles dieses ist natürlich von den weittragendsten nachhaltigen Folgen für die Charakter- und Herzensbildung des Schülers. Widmen wir deshalb den einzelnen Stücken der Schulordnung einige Augenblicke, und besehen wir sie auf ihren erzieherischen Wert.

Da wäre als erstes die Regelmäßigkeit, die Gewöhnung an eine bestimmte Ordnung, zu nennen. Wir können hier von dem geregelten Leben des Internats füglich absehen, da über diesen Gegenstand eine besondere Arbeit aufgegeben ist. Wir beschränken uns auf die Ordnung der Schulzeit. Zu einer bestimmten Zeit wird angetreten. Von dem Schüler wird verlangt, daß er sauber und mit sauberer Kleidung in guter Ordnung erscheint. Es wird nach einem offiziell angekündigten Stundenplan in etlichen Fächern Unterricht erteilt. Von dem Schüler wird erwartet, daß er die benötigten Bücher und sonstiges Handwerkszeug mitbringe. Er muß während der Stunde seine Gedanken auf den vorgeschriebenen Gegenstand konzentrieren, sich ruhig und doch aktiv aufmerksam verhalten. Dazu muß er vorher ein gewisses Quantum Arbeit als Vorbereitung verrichtet haben. Arbeiten, die er etwa abzuliefern hat, müssen pünktlich sauber zur Stelle sein. Was von dem Schüler verlangt wird, das sieht er eine Gruppe von Lehrern ihm vorleben. Pünktlich treten sie an. Mit voller Konzentration erteilen sie ihren Unterricht. Pünktlich geben sie sauber korrigierte Arbeiten zurück.

Diese Ordnung behagt den meisten Zöglingen anfangs durchaus nicht sehr. Ihnen will das Schulleben schier wie ein Gefängnisleben erscheinen. Sie erblicken darin eine unberechtigte Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit. Doch ist mit aller Entschiedenheit auf Innehaltung der Ordnung zu sehen. Man hört hie und da den Einwand, das sei gesetzliches Wesen; um des Evangeliums willen müßten wir die straffe Zucht lockern. Aber Ordnung und Regelmäßigkeit



keit sind doch nicht gesetzliche Dinge, und die strikte Durchführung dieser Dinge ist doch nicht Gesetzestreiberei. Ordnung und Regelmäßigkeit sind Formen des Lebens. Die sind wie alle Formen an sich neutral. Gesetzlich oder evangelisch werden sie je nach dem Geist, in dem sie gehandhabt werden. — Und welchen Wert hat es nicht für den Charakter eines Menschen, daß er sich an Ordnung gewöhnt, daß er an der Ordnung seine Freude hat! Diese Gewöhnung an Regelmäßigkeit ist ein wichtiges Erziehungsmittel, das mit aller evangelischen Entschiedenheit angewandt werden muß, wollen wir treue Erzieher sein.

Zur Schulordnung gehört die Arbeit. Es genügt nicht, daß der Schüler in seinem äußerlichen Benehmen ordentlich ist, es wird von ihm Arbeit verlangt, die er in den vorgezeichneten Formen verrichten soll. Es ist nicht nötig, über den Wert der Arbeit als Erziehungsmittel viel Worte zu verlieren.

Zur Schulordnung gehört die Aufsicht. Nie ist der Schüler sich völlig selbst überlassen. Immer weiß er sich beaufsichtigt. Es mag ihm gelingen, sich auf eine Zeitlang der Aufsicht zu entziehen, aber damit hat er sich nicht von ihr befreit. Mag es ihm nun lieb sein oder nicht, die Aufsicht ist einmal da.

Daß sie zu den wichtigsten Mitteln der Erziehung gehört, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber klar ist auch, daß sie mit größter Vorsicht gehandhabt werden muß, wenn sie den Zögling in der rechten Weise beeinflussen soll. Es sei deshalb hier auf ein paar Gefahren hingewiesen, die sich leicht zu der Aufsicht gesellen und ihren Zweck vereiteln.

Es liegt einmal die Gefahr nahe, daß der betreffende Lehrer die Schüler so wie etwa ein Geheimpolizist einen Verdächtigen beaufsichtigt. Wir brauchen noch nicht gleich den schlimmsten Fall anzunehmen, daß der Lehrer seinen Schülern Fallen stellt, um sie zu veranlassen eine Dummheit zu begehen, bei der er sie dann abfangen kann; das bloße lauernernde Beobachten verderbt die Aufsicht. Der Schüler, der sich also beaufsichtigt weiß, greift selbstverständlich zu Gegenmaßregeln, um dem aufsichtführenden Lehrer ein Schnippchen zu schlagen. List erzeugt List. Natürlich ist er sich des Verwerflichen seiner Handlungsweise nicht bewußt; er hält schließlich die Lüge für berechtigte Notwehr.

Wird die Aufsicht auch nicht in der angegebenen Weise gemißbraucht, so kann sie doch dadurch ihres erzieherischen Zweckes beraubt

werden, daß sie sich dem Schüler zu stark aufdrängt, wenn der Schüler beständig darauf aufmerksam gemacht wird, daß er unter Aufsicht steht. Es ist die Art des Gesetzes, daß es sich aufdrängt; und solche Aufdrängerei stempelt gerade auch die Schulaufsicht als gesetzliches Wesen. Die Folge wird sein, daß der Schüler sich nur äußerlich fügt, während sein Inneres sich aufbäumt; oder aber er wird zum Sklaven. Gott führt auch eine beständige Aufsicht über uns, seine Kinder, aber er stößt uns nicht fortwährend mit der Nase darauf. Ähnlich muß sich auch unsre Schulaufsicht gestalten: Die Schüler müssen sich ihrer beständig bewußt sein, aber man muß nicht viel von ihr merken. So gewöhnen sich die Schüler durch sie daran, daß sie beständig Gott vor Augen und im Herzen haben.

Zu den erzieherischen Schulordnungen muß auch das Examen gerechnet werden. Wir können hier das Examen nicht erschöpfend behandeln, wir müssen uns auf seine Verwendbarkeit als Erziehungsmittel beschränken.

Die Gefahr liegt nahe, das Examen zu mißbrauchen, so daß es, statt zu erziehen, das gerade Gegenteil bewirkt. Ein legitimes Examen deckt den behandelten Stoff, und deckt ihn auch wieder nicht, indem aus der großen Masse von Einzelheiten, die der Unterricht geboten hat, im Examen eine Auswahl getroffen werden muß. Schon infolge dieser Tatsache gibt ein Examen nicht immer ein klares Bild von dem, was ein Schüler weiß; was er etwa nicht weiß, tritt in der Regel prominenter hervor. Zudem haben auf den Ausfall eines Examens mancherlei Zufälligkeiten, körperliches und seelisches Befinden und dergleichen mehr, oft den größten Einfluß. Es ist bekannt, daß nicht selten die tüchtigsten Schüler die miserabelsten Examina schreiben. Es wäre deshalb ein Mißbrauch des Examens, wollte man es rein mechanisch als absoluten, ausschlaggebenden Maßstab anlegen. Nicht einmal die Entwicklung des Intellekts, des mechanischsten Teils unsrer Erziehungsarbeit, könnte dadurch zuverlässig bestimmt werden; die Bildung der freien christlichen Persönlichkeit litte positiven Schaden.

Doch sind Examina von nicht geringem erzieherischem Wert. Halten sie doch beständig in sehr konkreter Weise dem Schüler die Wahrheit vor Augen, daß ein freier Mann Rechenschaft von seiner Handlungsweise geben muß. Die Schüler sind keine Maschinen; dann brauchten sie kein Examen zu machen. Auch sind sie keine

Skllaven, sondern freie Kinder Gottes, die über ihre Berufstätigkeit als Schüler Rechenschaft geben müssen.

Wenn Examina den Schülern beständig als Schreckgespenst vorschweben, so kann der verflavende Einfluß nicht ausbleiben. In demselben Maße verlieren sie aber auch ihren Wert als Grundlage bei Versetzungen. Werden sie aber in dem Sinne behandelt, daß hier ein freies Gotteskind Rechenschaft über seine Berufstätigkeit während einer bestimmten Periode ablegt, so werden sie auch ein viel getreueres Bild der Fähigkeiten des betreffenden Schülers ermöglichen.

Damit ist auch schon gesagt, daß in Handhabung der Examina zu Versetzungszwecken nicht im geringsten der Lachheit das Wort zu reden ist. Man darf nicht fünf eine gerade Zahl sein lassen. Ebenso wie sklavische Furcht dem Wesen der Freiheit widerstreitet, so auch sklavische Bummellei und Niederlichkeit. Aber ebenso unevangelisch wäre es, nun eine „goldene Mittelstraße“ zu suchen. Die rechte Weise, Examen und Versetzung als Erziehungsmittel zu benutzen, muß und wird sich einem freien Erzieher aus den Umständen ergeben.

Dieses dürften im großen und ganzen die wichtigsten Stücke der Schulordnung sein. Ihre erzieherische Bedeutung ist groß. Aber hier vielleicht noch mehr als anderwärts hängt ihr erzieherischer Wert ganz von der Persönlichkeit des Erziehers ab. Ist er ein in irgend einer Beziehung zu geselligem Wesen neigender Mann, so wird die an sich beste Schulordnung einen verderblichen Einfluß ausüben; ist er dagegen eine durch und durch freie christliche Persönlichkeit, so wird die Schulordnung unter seiner Handhabung zu einem still, aber kräftig wirkenden Mittel in der Gestaltung des Charakters der Schüler.

4. Über die eigentliche Zucht und ihre mancherlei Formen ließe sich viel sagen; wir wollen uns bemühen, uns möglichst kurz zu fassen. Im allgemeinen wird man die diesbezüglichen Tätigkeiten des Erziehers in zwei Gruppen teilen, die sich um die Begriffe Lohn und Strafe sammeln.

Um mit der letzteren zu beginnen, so läßt sich reden von Ermahnung, von Warnung, von Drohung, von Bestrafung in ihren verschiedenen Abstufungen vom leisesten Tadel bis zur Entziehung der Freiheit. Es wird nicht nötig sein, die spezifischen Unterschiede der

einzelnen Formen der Strafe scharf herauszustellen. Für unsern Zweck kommt es darauf an, den erzieherischen Wert der Strafe zu erkennen.

Da mag von vornherein die Erklärung nicht überflüssig erscheinen, daß es sich nicht um Strafe im eigentlichen Sinn handelt, da die Strafe als ein Äquivalent für begangenes Unrecht gefaßt wird. Strafe in diesem Sinn erzieht nicht.

Wenn unsre Zöglinge vollendete Christen wären, so wäre Strafe in jeglicher Form überflüssig. Die anflebende Sünde macht den Gebrauch der Strafe nötig. Strafe hat deshalb den Zweck, das Fleisch zu dämpfen, damit der Geist in seinem täglichen Kampf desto leichter die Oberhand behalte. Durch Strafe in keiner Form wird begangenes Unrecht wieder gutgemacht. Ist ein Unrecht begangen, so dient die Strafe dem Schüler dazu, ihn zu ernstlicherer Selbstbesinnung zu bringen, damit er sich künftig vor einer Wiederholung zu hüten wisse.

Bei der Anwendung der Strafe dürfen einige Grundsätze nicht verletzt werden, wenn nicht Schade angerichtet werden soll. Zunächst müssen wir die Entwicklungsjahre mit ihrem Gärungsprozeß in Anschlag bringen. Strafen, die in der Kindheit angebracht erscheinen, würden während dieser Periode gänzlich ihren Zweck verfehlen. Im allgemeinen (Ausnahmen bestätigen die Regel) dürfte z. B. körperliche Züchtigung nicht am Platze sein. Diese Zeit hat ihre besonderen Gefahren, die eine besondere Behandlung erfordern. Gar manches scheinbar recht schwere Vergehen ist einfach auf Tappigkeit und jugendlichen Übermut und Leichtsinns zurückzuführen. Es wäre deshalb grundverkehrt, einen andern Maßstab anzulegen; das würde auch der Schüler, vielleicht etwas unklar, ahnen und fühlen. Er würde die Strafe als ungerecht empfinden, und sein alter Adam würde nicht im geringsten dadurch gedämpft werden; im Gegenteil, die als ungerecht empfundene Strafe würde ihm nur Nahrung zuführen.

Wie der Charakter dieser Periode, so muß auch die Eigentümlichkeit jedes Zöglings bei Bestimmung des Strafmaßes in Betracht gezogen werden. Was der eine kaum verspürt, ist dem andern eine empfindliche Strafe. Hier liegt auch eine der großen Schwierigkeiten der Vereinigung von Knaben und Mädchen in einer Klasse. Die Sünde äußert sich beim Mädchen in diesen Jahren in anderer

Gestalt als beim Knaben; ebenso ist die Empfänglichkeit für Strafe eine sehr verschiedene. Dazu fehlt natürlich bei beiden das rechte Verständnis für die Strafbedürfnisse des andern. Selbst im günstigsten Fall wird der Lehrer kaum dem Verdacht der Parteilichkeit entgehen, wenn er dem Catulus etwas übersieht, was dem Asinus horrend erscheint; und umgekehrt. Daher verdient die Mahnung erfahrener Pädagogen unsere vollste Beachtung, daß man, wenn irgend möglich, eigentliche Bestrafungen nicht vor der Klasse verhängen soll. In der Regel aber dürfte es auch dem tüchtigsten Erzieher nicht gelingen, immer den richtigen Takt zu beweisen.

Noch eine allgemeine Wahrheit sollte nicht unerwähnt bleiben: Man darf nie so strafen, daß nicht eine Steigerung möglich wäre. Das Weberische Gesetz über Steigerung von Druckempfindungen dürfte hier eine schier unmittelbare Anwendung finden. Wo deshalb eine geringere Strafe genügt, ist es schlimmer als Verschwendung, mit einer größeren zu beginnen. Wo ein Blick genügt, mache man keine Handbewegung; wo eine Geste ausreicht, spare man Worte usw. Dazu setzt man sich zu leicht der Gefahr aus, ungerecht zu handeln und das Zutrauen des betreffenden Zöglings zu verlieren. Selbstverständlich muß die Strafe „ziehen“. Aber was sie zugkräftig macht, das ist doch letzten Grundes wieder die sittliche Kraft der Persönlichkeit des Lehrers, der sie verhängt, und der Geist, in dem er sie verhängt.

Was man vom Lehrer gesagt hat: seine Aufgabe bestehe eigentlich darin, sich selbst überflüssig zu machen, das gilt auch von der Strafe. Die Strafe soll so bemessen sein, daß sie einer Steigerung fähig ist; aber das Ziel des Erziehers darf nicht sein, daß er seine Strafe steigern will, im Gegenteil. Jede Strafe rechter Art muß dahin gerichtet sein, daß der Zögling je mehr und mehr ohne Strafe fertig werden kann.

Es dürfte nun kaum noch nötig sein, über einige Auswüchse der Strafe viel Worte zu verlieren. Schimpfen und Titulieren gehört sich nicht. Es zeugt nicht nur von gesehlichem Charakter, es ist gemein. Dementsprechend ist natürlich auch seine Wirkung. Das gilt im allgemeinen auch vom Spott, wiewohl dieser nicht schlecht hin gemein zu sein braucht. Doch weil er eigentlich seinem Wesen nach verlegend ist, so dürfte er als Erziehungsmittel kaum zweckmäßig sein. Wir ist in unsern Kreisen auch nur ein Mann bekannt geworden, der sich in seiner erzieherischen Tätigkeit des Beißendsten

Spottes bedienen konnte, ohne die Liebe und das Zutrauen seiner Schüler einzubüßen. Das war unser heimgegangener Kollege Frank.

Alle Strafe ist ihrer Art nach Zwang. Und Zwang ist hier auch ganz am Platz, da es sich um die Dämpfung des alten Adams handelt. Dies ist aber auch der einzige Ort. Wo es gilt, positive Resultate zu zeitigen, darf nur das Evangelium angewandt werden, und jeder Gedanke an Zwang muß fern bleiben, sonst werden verkehrte Resultate folgen. Es liegt uns ja so natürlich, daß wir meinen, etwas Gutes erzwingen zu können, während doch Zwang für alles Gute tödliches Gift ist. Zwang muß darum ganz aus unserm erzieherischen Denken fern gehalten werden. Ähnlich wie Paulus von allerlei Unreinigkeit sagt, es sollten solche Dinge unter Christen nicht einmal genannt werden, könnte man von einem christlichen Erzieher fordern, er müsse bei seiner konstruktiven Arbeit jeden Gedanken an Zwang meiden. Wollte ich Schüler zu einer besonderen Leistung etwa mit solchen Worten ermuntern: Ich kann euch ja nicht dazu zwingen, so wäre meine Arbeit schon verderbt. Und die Folgen würden nicht ausbleiben. Bei den Zöglingen wäre die Vorstellung des Zwangs in unrechter Verbindung wachgerufen, und ich dürfte es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie glaubten, daß ich zum Zwang greife, wo Resultate zu fordern sind; daß ich gerne immer zum Zwang greifen möchte, wenn ich nur leider selbst nicht durch einen gewissen Zwang daran gehindert wäre; daß sie sich dann meine Zwangslust in den grellsten Farben ausmalen, und dergleichen mehr. Nein, Zwang ist nur dann am Platz, wenn es gilt, den alten Adam zu zwingen; alle positive Arbeit wird allein durchs Evangelium ausgerichtet, und schon der bloße Gedanke an möglichen Zwang richtet Unheil an.

Der Strafe gegenüber steht Belohnung. Auch diese kann mancherlei Gestalt annehmen: Anerkennung, Lob, Preise und dergleichen. Wie die Schrift in Verbindung mit den guten Werken der Christen wiederholt von einem Lohn redet, so mag ein Erzieher in seiner Arbeit auch wohl Belohnung anwenden. Selbstverständlich darf der Lohn aber nicht als Äquivalent für geleistete Arbeit angesehen werden, als etwas, das in Anbetracht der Leistung mit Recht gefordert werden kann. Auch darf Belohnung nicht in einer solchen Weise gehandhabt werden, daß bei den andern Schülern Neid und Eifersucht erweckt werden.

Welchen Wert als Erziehungsmittel hat die Belohnung? Im Grunde genommen könnte man sagen, daß sie auch nur um der anhaftenden Sünde willen zu verwenden ist. Die zu leistenden Arbeiten sind uns zuwider, sie sind vielleicht mit Unannehmlichkeiten verbunden. Da mag eine in Aussicht gestellte Belohnung dem Mißbehagen ein Gegengewicht bieten. Und eine hinterher gezollte Anerkennung für tüchtige Leistungen wird zu neuen Anstrengungen ermuntern.

Wollte man sich aber durch die Aussicht auf Belohnung von einem widerspenstigen Faulpelz Fleiß und Gehorsam erkaufen, so wäre der Zweck der Belohnung verfehlt. Dem kann zum Teil schon durch die Art der Belohnung entgegen gewirkt werden. Sie sollte bei uns kaum materiellen Wert haben; darf auch nicht zur unwahren Schmeichelei werden. Ein anerkennender Blick, ein anerkennendes Wort, ein Lob sollte genügen. Was der Belohnung ihren Wert gibt, muß die Persönlichkeit des Lehrers sein. Seine Leistung von einem als tüchtig bekannten Mann anerkannt zu wissen, das gibt der Belohnung ihren Wert. Ein freier Christ, der da weiß, wie sehr er selbst der Ermunterung im täglichen Kampf bedarf, wird die Belohnung als Mittel zur Aufmunterung nicht verachten; einem solchen Erzieher aber braucht man auch nicht erst eine besondere Gebrauchsanweisung zu schreiben.

5. Zu den Dingen, die von bedeutendem erzieherischem Einfluß auf die Schüler sind, gehört auch das, was Oskar Jäger als das Naturleben der Schule bezeichnet. Es ist der Teil der Zeit und der Beschäftigung der Schüler, der nicht durch detaillierte Vorschriften geordnet ist, für den dem Schüler zwar gewisse allgemeine Regeln gegeben sind, die um des eigentlichen Zwecks der Erziehung willen nötig werden oder sich aus dem Zusammenhaußen so vieler junger Leute ergeben, für den ihm aber doch ein bedeutendes Maß von Bewegungsfreiheit bleibt, ja da es ihm eigentlich überlassen ist, in seinem Handeln die Initiative zu ergreifen. Hierher wären unter unsern Verhältnissen die Pflege des Sports und der Geselligkeit zu rechnen.

Genau genommen gehört hierher auch eine Betrachtung der natürlichen Beschaffenheit des Geländes, auf dem unsre Anstalten errichtet sind, sowie der nächsten Umgebung. Doch da es sich für uns jetzt nicht darum handelt, passende Grundstücke für unser Schul-

wesen auszuwählen, so hätte es rein akademischen Wert, wollten wir uns auf die Frage einlassen, wie ein idealer Platz für die Anlage einer Hochschule beschaffen sein sollte, und es könnte höchstens zum Beklagen veräußerter Gelegenheiten führen. Eine jede unserer Hochschulen besitzt zum wenigsten etwas Land um die Gebäude herum, das von der Schülerschaft in Ordnung gehalten und gepflegt werden kann. Und jede unserer Anstalten liegt in einer Gegend, die des Anziehenden genug bietet, daß der Sinn für Natur bei unsern Schülern zu seinem Recht kommen kann. Wenn aber durch die Freude an der Natur die abgespannten Nerven frisch gestärkt werden, ist sicherlich für eine wirksame Erziehung viel gewonnen. Es könnte in dieser Hinsicht bei uns gewiß mehr geschehen; leider aber beschränkt sich das Naturleben unserer Schüler fast gänzlich auf Sport und Geselligkeit.

Um mit dem letzteren Stück zu beginnen, so führen unsre Anstalten Jünglinge aus den verschiedenen Gegenden des Landes, aus den mannigfaltigsten sozialen Verhältnissen zusammen. Die Väter sind in den verschiedensten Berufen tätig. Es ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von Jünglingen, die jeden Herbst bei uns eintritt, die eigentlich nur in dem einen Stück einander gleichen, daß sie lutherischen Bekenntnisses sind. Sie, die sich gegenseitig völlig fremd sind, sind nun für die Zukunft auf einander und auf die Schüler der älteren Jahrgänge angewiesen. Bald macht sich der Geselligkeitstrieb geltend, nicht nur im allgemeinen, sondern auch in der Form, daß einzelne Schüler sich zu einander hingezogen fühlen und engeren Umgang suchen.

Daß das von großer Wichtigkeit für die Erziehung ist, liegt auf der Hand. Die verschieden gearteten Individualitäten reiben sich an einander; manche Ecke und Härte, die im Familienleben nicht hervortrat, kommt zum Vorschein, und reibt und wird gerieben. Weichlichkeit und Schwäche bringen Schande, Empfindlichkeit und Eigensinn müssen überwunden werden. Aber auch manche Unart, mit der ein Kind im Familienkreise nicht bekannt geworden ist, tritt ihm hier entgegen und übt ihre versuchende Kraft im geselligen Verkehr aus.

Es wird darum unsre Aufgabe sein, den Verkehr der Schüler unter einander im Auge zu behalten, aber es wird im allgemeinen kaum angehen, daß wir ostentativ eingreifen, weder fordernd noch verbietend. Sobald wir eben scharf regulierend eingreifen, hört der



Umgang auf, ein Stück Naturleben zu sein. Die Schule bringt es mit sich, daß die sich bildende Persönlichkeit so wie so schon sehr viel reguliert wird, so daß es nicht ratsam ist, die nivellierende Regulation weiter auszudehnen, als zum Betrieb der Schule unumgänglich nötig ist. Doch in unaufdrängerischer Weise überwachen müssen wir; auch wohl in ganz allgemeiner Weise belehren, raten, fördern.

Über den Sport sagte ein Referent des vorigen Jahres: „Ist . . . vielleicht der Sport mit seinen aufregenden, die ganze Schülerschaft aus dem Gleichgewicht bringenden Wettspielen ein Schaden? Und sollte man nicht vielleicht die Wettspiele mit auswärtigen Schulen, falls die Nerven unserer Jugend dieses Reizmittel nicht mehr entbehren können, auf eine kurze Saison beschränken und wenigstens während der wertvolleren Hälfte des Schuljahres für Ruhe sorgen?“ Eine Antwort auf diese Fragen zu geben lehnte er ab; doch deuten seine Worte die zu gebende Antwort an.

Vor allem ist die Antwort diese, daß unsere Tätigkeit diesem Stück Naturleben gegenüber in der Hauptsache negativer Art sein muß. Wir müssen uns darauf beschränken zu steuern, in Grenzen zu halten und auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren, so daß die Erreichung des Hauptziels unserer Erziehungsarbeit nicht gehindert wird. Es wird nicht angehen, Wettspiele, auch solche mit andern Schulen, ganz zu unterjagen. Unsere Zöglinge befinden sich in den Entwicklungsjahren, da sie körperlich und geistig einen Gärungsprozeß durchmachen. In irgendeiner Weise müssen sie sich austoben, ihre körperlichen und geistigen Kräfte an Dingen messen, die Geschicklichkeit, Mut, Ausdauer, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und dergleichen erfordern. Dazu bieten Wettspiele eine verhältnismäßig unbedenkliche Gelegenheit. Sie dienen gewissermaßen als Sicherheitsventil. Wollten wir sie ganz unterjagen, so würde sich die gärende Energie wahrscheinlich in viel bedenklicheren Formen äußern.

Als Auswüchse, die aufs schärfste zurückgedämmt werden müssen, dürften etwa die folgenden zu nennen sein: Die Sucht des Gewinns um jeden Preis darf nicht hochkommen. Es ist dem betreffenden Alter natürlich, daß man seine Kräfte an einander messen will; ebenso ist es natürlich, daß man als Sieger aus dem Wettkampf hervorgehen möchte. Daher geschieht es denn leicht, daß man nicht nur in übermäßiger Weise dem Wettspiel seine Aufmerksamkeit wid-

met, und die Hauptsachen darüber versäumt, sondern daß man sich auch wohl durch die Gewinnsucht sein Urtheil über Schicklichkeit und Sittlichkeit der zu verwendenden Mittel trüben läßt; oder daß man bei drohender Niederlage seiner Laune die Zügel schießen läßt und dem Gegner durch saloppes Kämpfen die Freude am Wettspiel und am Sieg zu verderben sucht.

Ferner liegt immer eine gewisse Gefahr der Verrohung nahe. Es wird nicht nötig sein, dies im allgemeinen nachzuweisen; auf eine besondere Erscheinung aber möchte ich ein wenig eingehen. Es ist natürlich, daß die Zuschauer eines Wettspiels Beifall und Mißfallen bezeigen, ermunternde und andere Zurufe erschallen lassen. Und es liegt ferner in der Natur der Sache, daß solche immer die Art von Kampfesrufen zeigen. Auch dagegen läßt sich an und für sich wohl nicht viel einwenden, wenn Jungen diese Rufe in ein gewisses System bringen, mehr oder minder geistlose Colledge yells ersinnen und solche unter Leitung eines Yell masters einüben und anwenden. Es ist das eine Form, in der der natürlich wilde Sinn der Knaben abfließt. Nach meiner Beobachtung aber ist man im Lande im allgemeinen nicht sehr wählerisch in den Ausdrücken, und in frivolster Weise findet sich mitunter Fluchen und Gotteslästerung in solchen Yells. Das darf unter unsern Schülern selbstredend nicht geduldet werden. Auch das darf m. E. nicht geduldet werden, daß unsre Mädchen sich an den Yells beteiligen. Der Kampf ist Sache des Mannes, er dient zur Entwicklung der männlichen Schönheit, in der der Ausdruck der Kraft einen hervorragenden Zug bildet. Aber in demselben Maße zerstört er die weibliche Schönheit, die wesentlich Anmut ist. Der Knabe mag auch schreien und Kampfesrufe ausstoßen, spontan oder systematisirt; bei dem Mädchen aber muß das Schreien der Arena, besonders wenn es systematisch geübt und betrieben wird, zur Verrohung führen.

Endlich muß noch auf einen dritten Auswuchs kurz hingewiesen werden. Zum Wettspiel gehören auch Zurufe neckender Art, die mehr oder weniger ernst gemeint sein können. Dagegen kann man an sich nichts einzuwenden haben. Wer sich auf einen Wettkampf einläßt, muß sich auch auf Neckereien und Spott gefaßt machen. Aber diese neckenden Bemerkungen dürfen nicht den Ton liebloser Verhöhnung des Gegners anschlagen. Theoretisch mag die Grenze nicht leicht zu bestimmen sein, aber im konkreten Einzelfall dürfte die Unterscheidung nicht so schwer fallen.

Das ist die eine Antwort, die der Referent des vorigen Jahres in seiner Frage selbst angedeutet hat: Wir müssen den Sport in gebührenden Grenzen halten. Die andere Antwort, die er andeutet, ist damit auch eigentlich schon ausgesprochen: Der Sport ist an und für sich nicht für einen Schaden zu rechnen. Er leistet die Dienste eines Sicherheitsventils für die übersprudelnde Jugendkraft, die sich doch irgendwie austoben muß. Dazu scheint doch auch die Erfahrung unserer Anstalten auszuweisen, daß unsere tüchtigsten Athleten im allgemeinen tüchtige Männer in der Kirche geworden sind; daß bei Athleten, die sich später im Amt als Fehlschlag erwiesen, dieses nicht auf den Sport an sich, sondern auf den von ihnen dabei gepflegten ungesunden Sinn zurückzuführen ist. Im allgemeinen dürfte ein begeisterter Athlet einem Schlappschwanz oder Streber bei weitem vorzuziehen sein.

Es wird sich bei diesen Formen des Naturlebens auf unsern Anstalten für uns hauptsächlich darum handeln, daß wir sie nicht ausarten lassen. Das kann uns aber nur dann gelingen, wenn wir ihnen nicht apathisch gegenüber stehen. Wir werden gerade auch in diesen Dingen Verständnis und Interesse für das jugendliche Gemüt zeigen müssen. Dadurch werden wir die jugendlichen Herzen gewinnen, daß sie unserer erzieherischen Einwirkung zugänglich bleiben.

Das führt uns dazu, zum Schluß noch einige kurze Bemerkungen über die rechte Handhabung aller Erziehungsmittel zu machen. Gott ist der große Erzieher der Christenheit, und er handelt mit uns lediglich auf der Grundlage des gegenseitigen Vertrauens, aus Glauben in Glauben, wie Paulus das nennt. Das Erziehungsgeschäft ist eine Vertrauenssache. Nur dann kann es recht gedeihen, wenn gegenseitiges Vertrauen Erzieher und Zögling verbindet. Und zwar muß das Vertrauen vom Erzieher ausgehen, er muß den Zöglingen Vertrauen entgegenbringen und dadurch ihr Vertrauen erwecken und gewinnen. Ein Erzieher, der seinen Schülern von vornherein mit Mißtrauen begegnet, ist gar nicht der Mann dazu, irgend ein Erziehungsmittel richtig zu gebrauchen. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß der Erzieher, als der gereifte Mann, ein wachsaues Auge auf etwairaige Schwächen seiner unreifen Zöglinge hat und sie vertrauens- und liebevoll gegen drohende Gefahren schützt und stärkt.

Dahin gehört auch dieses, daß wir alle Erziehungsmittel anwenden müssen im Geist eines Zeugen Jesu. Unser Christenberuf

auch im Erziehungsgeſchäft iſt lediglich ein Zeugenberuf, nicht mehr und nicht weniger. „Ihr werdet meine Zeugen ſein.“ Das heißt alſo, daß wir aus einem inneren Erlebnis heraus mit unſern Zöglingen handeln. Daraus ergibt ſich, daß wir beſtändig fortfahren müſſen, an der eigenen Erziehung zu arbeiten, damit unſer Zeugnis friſch bleibe, ja immer lebendiger werde. M.

---

## Kirchengeschichtliche Notizen.

**Erfreuliches in Sachen der christlichen Schule.** — In Sachen der christlichen Schule können wir heute auf Erfreuliches hinweisen. Erfreulich ist unter anderem die Entscheidung des Oberbundesgerichts gegen das Sprachengesetz des Staates Nebraska. Bekanntlich hatte die Legislatur des genannten Staates ein Gesetz angenommen, nach welchem in keiner Elementarschule innerhalb seines Gebietes, gleichviel ob private oder öffentliche Schule, eine andere Sprache gelehrt oder als Unterrichtsmedium gebraucht werden durfte als die Landessprache. Es war dabei offenbar hauptsächlich auf die Schulen der Lutheraner abgesehen, die schon während des Krieges viel schändliche Verleumdung und zumteil grobe Verfolgung hatten über sich ergehen lassen müssen. Unsere Schwester Synode von Missouri, die in jenem Staate eine beträchtliche Anzahl von Gemeindeschulen unterhält, hatte die Verfassungsmäßigkeit des Gesetzes angefochten und die Sache auf dem üblichen Instanzenwege vor das Oberbundesgericht gebracht, und dies hat nun das Gesetz für verfassungswidrig erklärt. Die Tragweite der Entscheidung läßt sich noch nicht völlig überblicken, da letztere noch nicht im Wortlaut vorliegt; so viel scheint festzustehen, daß es sich um eine der wichtigsten Entscheidungen handelt, die das Oberbundesgericht in jüngster Zeit abgegeben hat. Kraft derselben werden ohne Zweifel viele Schulgesetze, die aus der Kriegshysterie geboren waren, fallen müssen, und der Schulgesetzgebung, die es auf Unterdrückung der Kirchenschulen abgesehen hat, ist ein Hemmschuh angelegt. Man bekommt den Eindruck, daß in Zukunft unsre Landesverfassung wieder mehr sein soll als ein Fetzen Papier; daß die verbrieften Rechte amerikanischer Bürger, die mit dem Kriege erloschen zu sein schienen, wieder respektiert und der Willkür, mit der nicht wenige Richter unsers Landes die Bestimmungen der Verfassung außer Kraft setzten mit Berufung auf den alten Grundsatz: *Salus populi summa lex*, Einhalt geboten werden soll; daß über die Frage, was die *salus populi* ausmacht, sich wieder vernünftigere, gesündere Ansichten Bahn zu brechen beginnen. Wir wollen uns darum über die Entscheidung des Obergerichts als über einen Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit und einen Gewinn für unsre Schule und Kirche freuen. Wir wollen uns aber nicht dem Gedanken hingeben, daß nun die christliche Schule gerettet sei. Das wäre eine Illusion, die uns verhängnisvoll werden müßte. Durch die Entscheidung des Oberbundesgerichts sind wohl eine Anzahl nutzlose Schulgesetze abgetan, aber die Feindschaft gegen unsre Schulen und das Evangelium, das in ihnen regiert, ist durch sie nicht aus der Welt geschafft. Ihre Feinde werden nach wie vor auf ihre Vernichtung sinnen und neue Pläne gegen sie schmieden. Gegen die kann uns nur einer schützen: unser Heiland, dem wir mit unsrer Schule dienen wollen. Auf seinen Schutz und Beistand dürfen wir aber nur dann hoffen, wenn wir die Zeit erkennen, darinnen wir heimgesucht sind, die uns gebotene Gelegenheit, unsere Kinder in christlichen Schulen erziehen zu lassen, ausnützen und das Werk der christlichen Jugenderziehung eifriger treiben als bisher.

Erfreulich ist ferner, daß auch außerhalb unsrer Kreise die Notwendigkeit christlicher Schulen erkannt und am Aufbau eines christlichen Schulwesens, respektive an seinem Ausbau, fleißig gearbeitet wird. Das geschieht zum Beispiel in der holländisch-reformierten Kirche unsers Landes und zwar in beiden Zweigen derselben: der Reformed Church in America und der Christian Reformed Church. Auf ihre Schulen haben wir schon in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift hingewiesen (Jahrgang 20, Nr. 1). Gewiß hat die Geschichte des langen Kampfes, den die Mutterkirche in Holland um die christliche Schule führen mußte (siehe Quartalschrift, Jahrgang 19, Nr. 3, Seite 217), sie gelehrt, daß diese ein Kleinod ist, das die Kirche sich nicht entziehen lassen darf. Sie hat in den letzten drei Jahrzehnten ein Schulwesen aufgebaut, das mit unserm viel Ähnlichkeit hat, ja von dem wir manches lernen können. Die Zahl der Schulen ist zwar nicht groß, es sind im ganzen, wenn man 3 bis 4 Hochschulen mitrechnet, 82. Wir haben nahezu doppelt so viele bei einer wohl geringeren Zahl von kommunizierenden Gliedern. Aber diese 82 Schulen sind im Durchschnitt bedeutend größer als unsre; es sind zum Beispiel zwei Elementarschulen mit je 590, eine mit 600 Schülern und 17 Lehrkräften dabei; die Gesamtzahl der Schüler ist 12127 gegen 9000 bei uns, die der Lehrkräfte 341 gegen 235 bei uns. Und alle diese Elementarschulen der Holländer sind acht- bis neunklassig, während vielen von den unsern die Unter- oder die Oberklassen fehlen. Auf eins möchte ich noch besonders hinweisen: diese Schulen stehen nicht im Zeichen des Verfalls, sondern erfreuen sich eines gesunden Wachstums; der Zuwachs an Schülern betrug in den letzten drei Jahren durchschnittlich fünf Prozent im Jahr. Wie erklären wir uns das Gedeihen dieses christlichen Schulwesens in einer Zeit, da die Kirchenschule von allen Seiten angefeindet wird und manche unter unsern Christen die Gemeindefschule nur noch mit halbem Herzen unterstützen? So viel steht fest: die äußere Organisation hat nichts damit zu tun gehabt. Die war nicht besser als bei uns; es gab kein einheitliches Schulwesen, keine einheitliche Leitung, keine einheitliche, ja so gut wie gar keine Inspektion; jede Gemeinde handelte in Schulsachen nach eigenem Ermessen wie bei uns. Erst vor drei Jahren schlossen sich eine Anzahl Schulen, keineswegs die Mehrzahl, zur National Union of Christian Schools zusammen "to further the interests of Christian education which our schools have in common." Ist es vielleicht der Umstand, daß man durch diese Schulen die holländische Sprache und Kultur der Jugend erhalten und lieb und wert machen wollte, der die holländischen Christen bewogen hat, für sie Opfer zu bringen und ihnen ihre Kinder anzuvertrauen? Keineswegs. Es ist wahr, diese Schulen waren ursprünglich vorwiegend holländisch, wie unsere anfänglich vorwiegend deutsch waren; aber sie haben sich sehr schnell amerikanisiert, noch schneller als unsere; das Unterrichtsmedium ist jetzt ausschließlich die englische Sprache; und doch wachsen sie und gedeihen. Sie wachsen und gedeihen, weil man die Christen, die sie unterhalten, gelehrt hat, daß Christenkinder in christliche Schulen gehören; daß Eltern, die mit dem Christentum Ernst machen, die Erziehung ihrer Kinder nicht einer religionslosen Schule überlassen werden; daß das,

was den Kindern in der religionslosen Staatschule geboten wird, nicht gut ist, „soweit es geht“, sondern von Anfang bis zu Ende christlichen Erziehungsgrundsätzen widerspricht; daß der gesamte Unterricht, den man Christenkindern erteilt, einheitlich sein, das heißt vom Gesichtspunkte des Evangeliums aus gegeben werden muß. „Our schools,“ heißt es im Year Book for 1922, „aim to be different, fundamentally different, from the public schools of our country. They have a function the public schools cannot perform. Our teaching must be of a positive, constructive, Christian character. Our teaching means far more than the inculcation of principles of loyalty, patriotism, civic virtue, and morality. It is ours to bring about a unity in all instruction, to make our schools all that the name implies. It is our duty to emphasize the distinctiveness of our institution, not to minimize it.“ Daß dies nicht bloße Redensarten sind, beweist die Stellung zur Textbuchfrage, die ja auch uns viel Kopfzerbrechen macht. Es wird betont, daß zu einer christlichen Schule christliche Schulbücher gehören, vor allem christliche Lesebücher. Weil man die aus finanziellen und andern Gründen nicht selber herstellen konnte, hat man längere Zeit die Lesebücher einer lutherischen Synode benutzt, obwohl man sie für methodisch minderwertig hielt. Und weil man nach wie vor manche Textbücher der Staatschule gebrauchen muß, dringt man darauf, daß nur tüchtige Lehrer angestellt werden, die mit ihnen umzugehen verstehen, das heißt, das verzeichnete Welt- und Menschenbild, das sie bieten, korrigieren können. „More attention,“ heißt es im Year Book, „should be paid to the training of teachers for our schools. A four-year public high school course does not prepare any one for efficient work in our Christian schools. A study of the principles of pedagogy from the Christian point of view is essential; especially is this true when the public school text book is the medium of instruction. Our teachers must be trained with a view to enabling them to apply their principles in their work. . . . This means better preparation and harder study, for it is by no means an easy task to apply Bible truth to the various branches of study. . . . It takes intellectual maturity and a certain amount of experience to make Christianity a vital force in education.“ Um dieses Ideal verwirklichen zu können, hätte man gerne ein Lehrerfeminar eingerichtet. Weil dies aber gewisser Umstände halber nicht ausführbar ist, will man von jetzt ab Lehrer und Lehrerinnen auf christlichen Colleges ausbilden lassen, wo sie Gelegenheit haben, sich eine gute allgemeine Bildung im Geiste des Evangeliums anzueignen, und daneben einen Kursus in Pädagogik und Unterrichtstechnik erhalten sollen. Früher, ehe die Schule englisch wurde, hatte man fast alle Lehrkräfte aus Holland bezogen und so sich Lehrer gesichert, die bibelgläubig und für ihren Beruf gründlich vorbereitet waren. Das hat ohne Zweifel ebenfalls viel zum Gedeihen und Wachstum der Schule beigetragen. — Wir können aus dem allen manches lernen. Die Reformed Church in America gehört zu den ältesten Kirchen unsers Landes. Ihre Anfänge reichen zurück bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sie hatte sich schon völlig amerikanisiert, ehe die Väter der Missouri-Synode ins Land kamen oder

man an eine Synodalkonferenz dachte. Lebte auch das Holländische als Kirchensprache zur Zeit der großen holländischen Einwanderung nach Michigan um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder auf, so hielt es sich doch nur kurze Zeit. Wenn nun diese alte, völlig amerikanisierte Kirche ein Schulwesen hat, das nicht zerfällt, sondern gedeiht, dann soll niemand unter uns sagen, daß der Kampf um die Erhaltung unsrer Gemeindefschule vergeblich ist, daß keine protestantische Kirche unsers Landes sich amerikanisieren und ihre Wochenschule behalten kann. Wir werden sie behalten, solange es uns gelingt, unsern Zuhörern Christum ins Herz hineinzupredigen und ihnen die Erkenntnis zu erhalten, daß das Evangelium die Natur eines Sauerteigs hat, der den ganzen Teig durchdringt, dem er beigemischt ist, und solange wir unsere Schulen nicht verlottern lassen, sondern dafür sorgen, daß sie etwas Rechtschaffenheit leisten, und darum keine Mühe und Unkosten scheuen, einen in jeder Hinsicht tüchtigen Lehrerstand heranzubilden.

Noch etwas Erfreuliches. Vor einigen Wochen fiel uns ein Vortrag über den konfessionellen Charakter der evangelischen Schule in die Hände, den ein Schulmann im Jahre 1897 auf der Jahresversammlung des deutschen evangelischen Lehrervereins für Böhmen und Mähren gehalten hat. Die Ausführungen des Verfassers über das Wesen der evangelischen Schule decken sich in solchem Maße mit unserer Auffassung von der christlichen Schule als einer christozentrischen, daß wir kaum einen Satz gefunden haben, den wir nicht ohne Vorbehalt unterschreiben könnten. Wir können uns nicht versagen, einen Abschnitt aus dem Vortrag hier wiederzugeben.

„Es wird nie gelingen, unser Volk mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen, wenn es nicht gelingt, die Jugend von früh auf unter die Macht des Evangeliums zu stellen und in dessen Kraft zu erziehen. Wie das geschieht? Bloß dadurch, daß neben anderen Unterrichtsstunden auch ein paar Religionsstunden gegeben werden, aber für allen andern Unterricht, für das ganze übrige Leben der Schule ist das Evangelium nicht vorhanden? Nicht so, sondern die ganze Schule muß davon durchdrungen sein, der ganze Unterricht davon getragen, die ganze Schularbeit und Schulzucht davon erfüllt und durchweht, daß die Schüler es spüren und merken, das Evangelium ist nicht etwas, das man neben anderem hat, sondern in allem, — etwas, was alles Wissen läutert, zu allem Lernen die Kraft gibt, alles Tun heiligt, das ganze Leben durchdringt, daß es gehe nach dem Worte eines alten Kirchenvaters: Wer ein Christ ist, der ist immer und überall und in allem ein Christ. . . . Das höchste Ziel der Erziehung: christliche Persönlichkeiten zu bilden, kann nur eine Schule, die nicht bloß evangelisch heißt und es dem Rechte nach ist, sondern die in Wahrheit eine evangelische Schule ist. Dieser evangelische Charakter soll derselben sozusagen an der Stirn zu lesen sein. . . . Wenngleich nun der Religionsunterricht das Zentrum der konfessionellen Schule sein soll, von dem alles dirigiert und auf das alles bezogen wird, so ist doch die Sache nicht so zu denken, als ob der Religionsunterricht stofflich die andern Unterrichtsgegenstände erdrücken müßte, oder daß die andern Unterrichtsstunden sich in Religionsstunden andrer Art um-



wandeln müßten, sondern so, daß der Religionsunterricht das Herz der Schüler erfaßt, und daß auch in allen andern Unterrichtsgegenständen das Wehen des christlichen Geistes gespürt wird, so daß alle Anschauungen, die in den Unterrichtsstunden der weltlichen Gegenstände gewonnen werden, durch die in den Religionsstunden gewonnenen geklärt und gefestigt werden und umgekehrt. Dadurch gewinnt der Religionsunterricht erst die rechte Anwendung . . . . ., denn der evangelische Christ soll nicht zuerst, sondern durch und durch religiös sein; und wenn man von einer religiös-sittlichen Erziehung redet, so verstehen wir darunter die Erziehung zu einer Sittlichkeit, deren Wurzel, Trieb, Kraft und Ziel in der Gemeinschaft mit Gott liegt.“

Man sieht, das Evangelium schafft unter denen, die von ihm innerlich erfaßt sind, auch Übereinstimmung in den Grundfragen der Erziehung.

W. Henkel.

\* \* \* \* \*

**Katholisches und lutherisches Schulwesen in Milwaukee.** — Vor uns liegt die städtische Statistik über das Privatschulwesen der Stadt Milwaukee vom Jahre 1901 bis zu 1923. Danach gab es 1901 in den 26 katholischen Gemeinden Milwaukees 15,060 Schüler unter 264 Lehrern und Lehrerinnen (meistens Schulschwestern). Im Juni 1923 waren es in 42 Gemeinden 25,150 Kinder unter 498 Schwestern und männlichen principals. Das Wachstum der katholischen Schulen veranschaulicht sich an folgenden Zahlen: 1904: 17,311 Kinder, 311 Lehrerinnen; 1915: 14,517 Kinder, 281 Lehrerinnen; 1922: 21,667 Kinder, 643 Lehrerinnen; 1923: 25,150 Kinder, 498 Lehrerinnen. Der scheinbare Rückschlag in 1915 erklärt sich daraus, daß es für 6 Gemeinden keinen Bericht in den städtischen Listen gibt. Die Zahl der Gemeinden war in diesem Jahre 32.

Die lutherischen Schulen Milwaukees weisen in denselben Jahren folgende Entwicklung auf. 1901: 24 Gemeinden, 21 Schulen, 76 Lehrer und Lehrerinnen, 5287 Kinder; 1904: 78 Lehrer und Lehrerinnen, 5288 Kinder; 1915: 92 Lehrer und Lehrerinnen, 3599 Kinder; 1922: 69 Lehrer und Lehrerinnen, 2900 Kinder (hier fehlt von 5 Schulen der Bericht); 1923: 105 Lehrer und Lehrerinnen, 3754 Kinder. — In diese Zahlen ist die lutherische Hochschule, die zuerst 1915 im städtischen Bericht erscheint, miteingerechnet, das Concordia College nicht. Dies weist folgende Zahlen auf: 1901: 8 Lehrer, 185 Schüler; 1904: 9 Lehrer, 249 Schüler; 1915: 9 Lehrer, 202 Schüler; 1922: 11 Lehrer, 207 Schüler; 1923: 12 Lehrer, 230 Schüler. — Auf die Gemeinden der Missouri-Synode entfallen von den obigen Zahlen 53 Lehrer und Lehrerinnen und 1909 Kinder, auf die der Wisconsin-Synode 52 Lehrer und Lehrerinnen und 1845 Kinder. Beide Synoden haben je 12 Schulen, also zusammen 24, während die Gesamtzahl der Gemeinden auf etwa 50 gewachsen ist.

Das Warnende und Mahnende dieser Zahlen liegt in dem Gegensatz von 1901 mit 5287 Kindern und 1923 mit 3754 Kindern, während die Gemeindezahl von 24 auf 50 gestiegen ist. Das ist ein gewaltiger Rückschlag. Bei den Katholiken dagegen finden wir einen Aufstieg von rund

15,000 zu rund 25,000 Kindern in demselben Zeitraum. Andererseits ist auch klar, daß unsere Schulen in den letzten Jahren wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen haben. U. P.

\* \* \* \* \*

**Schulbedrängnis in Canada.** — Unter dieser Überschrift haben wir bisher den Lauf der Ereignisse in Stony Plain, Alberta, behandelt. Für den Bericht über die letzten Entwicklungen des Falles hat Herr Prof. Fürbringer im „Lutheraner“ vom 1. Mai eine andere Überschrift gewählt: „Ein Sieg der guten Sache.“ Ein anschauliches Bild von der Änderung der Lage gibt folgender Passus eines dort mitgetheilten Briefes von Pastor H. J. Böttcher: „Schon bald nachdem das ‚Mexiko-Komitee‘ abgereist war, kam ein schriftliches Friedensangebot vom Department of Education. Darin wurde uns erlaubt, die Gemeindeschule wieder zu eröffnen. Wir wollten aber unsrer Sache diesmal gewiß sein, und so hat die Regierung auf unser Verlangen hin uns durch den Premierminister ein Schreiben zukommen lassen, worin es unter anderm heißt: ‘The Department will be willing to co-operate with the trustees of the school in reaching and maintaining the required standard of efficiency.’ Wenn man das vergleicht mit dem, was uns früher gesagt und angetan wurde, so liegt es auf der Hand, daß irgendwo im stillen ein gewaltiger Umschwung vor sich gegangen ist. Heute morgen, also noch ehe unser Komitee von Mexiko zurückgekehrt ist, wurde die Schule wieder eröffnet, und zwar mit Lob- und Dankliedern und Dankgebeten.“

Das ist allerdings ein gewaltiger Umschlag; aber unsre Freude ist nicht eine ganz ungemischte. Der Grundsatz, daß Erziehung Sache der Eltern ist, wird nicht ausdrücklich anerkannt; nach wie vor betrachtet sich der Staat als den eigentlichen Erziehungsberechtigten. Auch das Urtheil, daß die Schule in Stony Plain ungenügend gewesen sei, wird nicht desavouiert, im Gegenteil, es wird stillschweigend aufrecht erhalten; und damit wird das ungeheuerliche Gesetz, das zu den Verwicklungen in Stony Plain geführt hat, bestätigt. Es mag auf lange Jahre zum toten Buchstaben herabsinken, kann aber jederzeit, wenn die Umstände den Feinden der christlichen Schule günstiger erscheinen, wieder ausgegraben werden. Wir stehen dem Schauplatz zu fern, um einen direkten Einblick zu haben, bei genauerer Kenntnis aller Umstände mag die Sache anders aussehen; doch will uns scheinen, daß es vielleicht besser gewesen wäre, mit der Annahme des Regierungsvorschlages noch ein wenig zu zögern. Ist nicht durch Annahme des Angebots das demselben zugrunde liegende falsche Prinzip anerkannt? Wir kam beim Lesen des Berichts im „Lutheraner“ sofort Act. 16, 37 in den Sinn. Es darf von unsrer Seite nichts geschehen, wodurch etwa das Zeugnis der Wahrheit abgeschwächt werden könnte. So hoch uns die schulmäßige Erziehung unsrer Kinder steht, das Bekenntnis der Wahrheit steht höher und wird von Gott auch an den Kindern, die es erleben, gesegnet — unter Umständen ohne christliche Schulerziehung, ja gar auch trotz aufgezwungener und christlicher.

M.

**Accreditation of Colleges.** — The inconsistency involved and the dangers courted by having church schools accredited with state institutions have repeatedly been pointed out in this magazine. We are not the only ones to realize the gravity of the situation; and it is encouraging to hear calls of warning issued also in other camps. The June number of the "Moody Institute" contains an article by Professor Lowell H. Coate, B. D., Marion College, Ind., on "A New Scholarship Needed", from which we quote a few paragraphs on the subject mentioned in our headline.

"The churches have built and heavily endowed their large colleges, and secured the world's recognition in order that their graduates may go to the post-graduate universities without inconvenience and embarrassment, and with the disappointing result that whatever evangelical truth they have received may be entirely counteracted, and their Christian faith wrecked. When the church herself sets the example by spending millions of dollars to secure the world's recognition she need not be surprised when her young people follow the course to its logical conclusion,\* — enter the larger graduate institutions to the undoing of their faith.

"The church exists because it has a peculiar work to do, and a special commission to fill. . . . If our church schools are going to offer the same courses of instruction, from the same text-books, and with the same objective that the world has, they can give no adequate reason for their continued existence.

"At this point permit us to introduce the main question — the question previously alluded to, **Is it consistent with the dignity and purpose of the church to bow and beg for recognition from the world from which she professes separation?\*** Has the church . . . become so weak and impotent that she is no longer capable of organizing her own courses of study and of establishing her own standards independently of the world, which has always been her avowed enemy? We trust not; and yet where is the church college that has done so? Instead of seeking the recognition of God and of the church, colleges are almost universally bending every effort to conform to the standards which have been arbitrarily set up by the world for its own purposes,\* and certainly not for the particular welfare of the church. We seem not to be cognizant of the fact that **the church and the world are headed in exactly opposite directions\*** — the church toward heaven and eternal happiness; the world toward perdition and everlasting woe. But the church and the world following the same educational program can never hope to arrive at different destinies. The church must right-about face, and adopt a system in harmony with her call and purpose, if she is go-

---

\* Bold face are ours.

\*\*Bold face are the author's.

ing to rescue others, or save herself, from the destruction awaiting the travelers of the broad way. 'If any man love the world, the love of the Father is not in him.' How can Christian people and institutions be ambitious for endorsement and recommendation of the world and at the same time retain the love of the Father? \* Let us think on these things."

The position seems well taken. "Let us think on these things."  
M.

\* \* \* \* \*

**Aus untrer SchwesterSynode von Missouri.** — Der (dreijährlichen) Delegationenversammlung der ehrwürdigen Synode von Missouri, die in Fort Wayne vom 20. bis 30. Juni tagte, lagen wichtige Fragen des Reiches Gottes zur Behandlung vor. Wir entnehmen dem "Lutheran Witness" (3. Juli) einige der gefassten Beschlüsse.

Die Synode steht vor der Schwierigkeit des Raummangels im Seminar zu St. Louis. Das vor drei Jahren ernannte Komitee legte zwei Pläne für einen Neubau vor, und nach langen Beratungen, die sich durch vier Sitzungen hinzogen, nahm die Synode folgenden Beschluß an (325 Stimmen dafür, 165 dagegen): "Resolved to appropriate approximately one and a half million dollars in addition to the one million appropriated in Detroit for the execution of plan No. 1 of the new seminary."

Eine andere Frage, die der Synode vorlag, war diese: "Should a member of the faculty of the St. Louis Concordia Seminary be lent as an exchange professor for the theological seminary at Zehlendorf, near Berlin, that he might serve the European institution with the knowledge and experience gathered in America?" Die Synode tat folgenden Schritt: "Prof. G. Mezger, D. D., of Concordia Seminary, St. Louis, was unanimously elected exchange professor. The Board of Home Missions in Foreign Countries was given authority in connection with the St. Louis faculty and proper boards to send another professor when the term of Prof. Mezger expires." — Auf die kirchliche Notlage in Europa nahm die Synode auch in der Weise Rücksicht, daß sie einen Missionsdirektor als ihren Vertreter sowie einen Mann mit reifer Geschäftserfahrung hinüber zu senden beschloß.

Die geistliche Fürsorge für die heranwachsende Jugend ist wohl naturgemäß zunächst Sache jeder Lokalgemeinde. Wächst aber diese Arbeit über die Grenzen einer Gemeinde hinaus, so ist es selbstverständlich die Synode, die sich der Aufgabe zu widmen hat. In beiden Fällen ist es nicht ratsam, die Arbeit einem speziell für diesen Zweck gegründeten Verein zu überlassen, da der engere Zusammenschluß von Gliedern eines größeren Körpers zu besonderen Vereinen der Natur der Sache nach zu leicht zu Zersplitterung führt. Die Missouri-Synode hat als solche die Arbeit an der Jugend in Angriff genommen und hat dafür eine besondere stehende Kommission; es besteht aber auch seit dreißig Jahren zu dem selben Zweck die Walthersiga. Folgende Beschlüsse wurden von der Synode gefaßt: "In order to

correlate the work of this committee (Board of Young People's Work) with the work of the Walther League, the following resolution was passed: — That there be mutual cooperation between Synod's official Board and representatives of the Walther League. 1) This is to be brought about by joint meetings and exchange of reports of the committees on the activities in the interest of young people's work. 2) All larger matters pertaining to young people's work and affecting the congregation or Synod shall be undertaken only after the approval of the Board for Young People's Work has been obtained". M.

\* \* \* \* \*

**Ev.-Luth. Finnische Nationalkirche von Amerika.** — In der vorigen Nummer (S. 152) haben wir über einen Annäherungsversuch der Finnischen Nationalkirche an unsre Schwester Synode von Missouri berichtet. über den erfreulichen Fortgang der Verhandlungen entnehmen wir dem „Lutheraner“ folgende Notiz: „Eine zweite Zusammenkunft fand anfangs April in Chicago statt, bei der unsre Synode durch den Präses unsrer Synode und Präses Daib vertreten war. Schließlich waren dieselben Vertreter nebst Prof. Dau bei den Finnen vom 2. bis zum 4. Juni und nahmen auch an deren Pastorkonferenz teil. Die Synode (Delegatenversammlung der Missourisynode in Fort Wayne) beschloß: 1. die Handlungsweise unsers Präses in der finnischen Sache gutzuheißen; 2. unsre herzliche Freude auszusprechen über die bis jetzt erzielten Resultate der Verhandlungen und über die bezeugte Einigkeit in den Hauptlehren des lutherischen Bekenntnisses; 3. die Verhandlungen mit der Finnischen Nationalkirche fortzusetzen in der Hoffnung, daß es in allen Stücken, auch in den praktischen Fragen über Frauenstimmrecht, zwischen den Synoden zur vollen Einigkeit kommen werde; 4. Schülern aus der Finnischen Nationalkirche zu gestatten, unter denselben Bedingungen, wie sie Schülern aus unsrer Synode gewährt werden, ihre Ausbildung auf unsern Anstalten zu erlangen.“

M.

## Büchertisch.

**Wächterrufe** zu Professor D. Wittels Vortrag: Die Zukunft der alttestamentlichen Wissenschaft, von Pastor Viz. Möller, 1922. Verlag der Christlichen Buchhandlung Hermann Jensen, Brecklum.

Wenn wir obige Schrift den Lesern dieses Blattes zur Anzeige bringen, so geschieht es, weil sie eine hochehrfrenliche Erscheinung ist auf dem Gebiet der alttestamentlichen Kritik, die den Glauben des deutschen Volks an die Bibel seit hundert Jahren langsam untergraben und nunmehr gestürzt hat. Durch die an sich noch ganz unschuldige Idee Jean Astrucs, daß Moses in der Genesiß zwei Hauptquellen, eine Elohim- und eine Jehovah-urkunde mit etwa zehn kleineren Fragmenten zu einem Ganzen zusammengearbeitet habe, angeregt, ging sie Schritt für Schritt vorwärts, bis sie schließlich nicht nur den ganzen Pentateuch, sondern außer Hesekiel jedes geschichtliche, prophetische und dichterische Buch des Alten Testaments für unecht, zusammengestoppelt und Fabeln predigend erklärt hat. Die Namen Eichhorn, De Wette, Ewald, Tuch, Hupfeld, Vatke, Keuß, Graf, Wellhausen, Kaufsch, Smend, Stade, Cornill, Gunkel, Marti, Duhm und viele andere bezeichnen die in den Abgrund gehende Bahn der alttestamentlichen Kritik. Aber auch die gesamte positive Universitäts-theologie, die sich anfänglich obigen immer negativer werdenden Kritikern noch mit einer gewissen Pietät gegen die Bibel entgegen warf, wurde immer mächtiger in den Strudel mit hineingezogen und half an ihrem Teil fleißig mit, den Glauben der Gebildeten und Ungebildeten im deutschen Volk an die göttliche Inspiration der Bibel zu vernichten. Sie teilten sich im Lauf der Zeit in drei Schulen: die radikalen evolutionistischen Wellhausianer, die minder radikal sein wollenden, eine gewisse Art von Offenbarung (Begeisterrung) noch zulassenden Religionsgeschichtler und die konservativen Kritiker, die Wunder und Weissagungen hier und da noch stehen gelassen haben wollten; alle aber waren einig in dem Grundsatz, daß menschliche Vernunft und Wissenschaft Macht, Recht und Beruf haben, sich über unsern Herrn Jesum Christum und die Apostel hinwegzusetzen und die Schrift nach ihren Maßstäben für echt oder unecht zu erklären. Das glänzende Resultat dieser Kritik war, „daß es heute keinen namhaften Theologen in Deutschland mehr gibt, der noch an die Verbalinspiration der Schrift glaubt“. — Dann kam der Krieg und stürzte auch das morsche deutsche Staatskirchentum. Damit drohte auch die bisher vom Staat erhaltene Universitäts-theologie zusammenzubrechen. Wie unter den ungläubig gewordenen Pastoren sich bei der Neubildung der deutschen Kirche manche wieder unter das Dach eines irgendwie noch positiv aussehenden christlichen Bekenntnisses flüchteten, so ging durch die negativen Universitäts-theologen eine Neigung, die bisher so aggressiven kritischen Hörner ein wenig einzuziehen und mit den positiveren Kritikern Zühlung zu suchen. Im September 1921 tagten in Leipzig im Anschluß an

den gleichzeitigen Orientalistentag in besonderer Sitzung etwa dreißig alttestamentliche Forscher. Der sehr konservative Professor Kittel hielt den Hauptvortrag. Dieser war positiv und mild forrigierend für die radikal negativen Kritiker, so milde, daß der radikale Grefmann über das Ergebnis in Leipzig schreiben konnte: „Die Aussprache, die sich an den Vortrag angeschlossen, ergab eine höchst erfreuliche Übereinstimmung in der Gesamtauffassung der künftigen Aufgaben, so daß ihr gegenüber alle Unterschiede der ‚Schulen‘ zurücktraten. Während noch vor dem Kriege die Religionsgeschichte als minderwertig oder gefährlich galt, hat sie sich jetzt allgemeine Anerkennung errungen. Wohl aber hat die Religionsgeschichte eine Annäherung der verschiedenen Richtungen und ein gegenseitiges Verständnis bewirkt, das hoffentlich von Dauer ist, sich auch über die andern theologischen Fächer und schließlich auch über die Kirchenpolitik ausbreitet. Das hohe Ideal der inneren und äußeren Gleichberechtigung aller theologisch-religiösen Standpunkte ist jedenfalls zurzeit auf dem Gebiete des Alten Testaments Wirklichkeit geworden.“ — Aus vielen ähnlichen Äußerungen ging hervor, daß Professor Kittels Vortrag die Gegner nicht etwa bekehrt, sondern alles beim alten gelassen hatte. Und das, trotzdem D. Marti, der Herausgeber der „Zeitschrift für Alttestamentliche Wissenschaft“, geschrieben hatte, „daß die nachherige Diskussion eine sozusagen vollständige Übereinstimmung der Alttestamentler und ganz besonders eine fast einhellige Zustimmung zu den von Kittel aufgestellten theologisch-religiösen Zielen der alttestamentlichen Wissenschaft aufwies“.

Gegen diesen vertuschenden Vortrag Professor Kittels wendet sich die Schrift Möllers. Nicht um deswillen zeigen wir sie hier an. Sie ist uns darum so bedeutend, weil sie vom richtigen Standpunkt aus — der ganz der unsrige ist — mit wissenschaftlichen Waffen die Fehler der modernen Kritik, nicht nur der negativen, sondern auch der sogenannten positiven, aufdeckt und siegreich bekämpft. Sie ruft auch Kittel und seine Lagergenossen von ihren auch wissenschaftlich verkehrten Bahnen zurück. Es ist dies nicht die erste derartige Schrift des Verfassers; er hat schon mehrere andere und größere geschrieben. Aber es ist eine Schrift mit den rechten Grundlagen. Sie steht voll auf der unfehlbaren Inspiration; jedes in der Schrift berichtete Wunder ist ihr absolute Wahrheit, jede Weissagung findet ihre Erfüllung, sie zeigt, wie Moses, wie die Propheten, alle alttestamentlichen Schriften nicht aus der Volksgeschichte Israels, nicht mittelst religionsgeschichtlichen Vergleichs, sondern aus sich selbst und im Lichte der genuinen geschichtlichen Fortsetzung des Alten Testaments, im Lichte des Neuen Testaments zu verstehen sind. — Zwar glauben wir nicht, daß der Verfasser mit all seiner Glaubensüberzeugung und wissenschaftlicher Tüchtigkeit bei den positiven Theologen Deutschlands viel ausrichten wird. Sie sind von der Tüchtigkeit, ja Unererschütterlichkeit, ihrer Theologie zu fest überzeugt, von der Unantastbarkeit ihrer wissenschaftlichen Arbeit allzusehr eingenommen, um sich durch einen Pastor und Lizentiaten, der ihre Sachen als unwissenschaftlich ver-

wirft, korrigieren zu lassen. Solche Leute schweigt man, besonders wenn sie voll auf der Inspiration der Schrift stehen, in Deutschland tot, hält sie aus der Universität fern, oder tut sie beiseite. Dieser Sinn ist im Laufe von zweihundert Jahren in Deutschland zum vollen Auswachsen gekommen. Er gehört mit zu dem Gericht, das um der Vergötterung der Wissenschaft und Vernunft und um der daraus folgenden Verachtung der Schrift willen über die deutsche Universitätstheologie und durch sie über die deutsche Kirche gekommen ist. Und ihr Merkmal ist, daß sie nicht zur Erkenntnis ihrer selbst kommen kann. Auch die treue, gründliche und gesunde wissenschaftliche Arbeit Liz. Möllers wird eine Umkehr nicht erzielen. Nur ein Prophet wie Luther könnte wenigstens einen großen Teil des deutschen Volkes retten; die deutschen Universitätstheologen, die ihm ihrer Meinung nach weit über den Kopf gewachsen sind, würden seine ärgsten Gegner sein. Indessen sind die Arbeiten Liz. Möllers, Dr. Keglers und anderer treuer Zeugen nicht verloren; sie werden bei manchem treuen Pastor und manchem ernstem Studenten auf fruchtbaren Boden fallen. Zu bedauern ist es, daß Leute wie Pastor Möller gegenwärtig schon vor lauter Armut mit ihren Schriften nicht recht in den Markt zu kommen vermögen. Sie sollten von den Pastoren der Synodalkonferenz kräftig unterstützt werden. Unsere Buchhandlung wird gern Bestellungen auf die obige Schrift annehmen. Preis etwa 40 bis 50 Cents.

A. P.

**The Holy Bible.** Containing the Old and New Testaments. Translated out of the original tongues and with the former translations diligently compared and revised by His Majesty's special command. Appointed to be read in churches. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 1458 Seiten 5½x8. Preis: Ausgabe G. C., in schwarzem Leinwandband mit Rotschnitt, \$2.50; Ausgabe G. F., in schwarzer Leinwand (Lederimitation) und Goldschnitt, \$3.00; Ausgabe G. D. C., in biegsamem Marokko, divinity circuit, mit Goldschnitt, \$4.75.

Im Jahre 1917 veranstaltete das rührige Concordia Publishing House als Denkmal des vierhundertjährigen Reformationsjubiläums eine dreisprachige Ausgabe der lutherischen Bekenntnisschriften, die bekannte Triglotta. Infolge der Kriegswirren wurde das Werk allerdings bedeutend später (vor nunmehr anderthalb Jahren) vollendet, als ursprünglich geplant war. Inzwischen ist ein weiteres bedeutungsvolles Jubiläum an uns vorüber gezogen. Als Luther am 1. März 1522 die Wartburg verließ, hatte er ein fast druckfertiges Manuskript seiner Übersetzung des Neuen Testaments in der Tasche. Am 21. September desselben Jahres ging „Das Neue Testament deutsch“ in 3000 Exemplaren in die Welt hinaus. Und jetzt feht das Concordia Publishing House, das inzwischen auch sonst nicht müßig gewesen ist, dem vierhundertjährigen Jubiläum dieses Ereignisses von weittragendster Bedeutung ein passendes Denkmal, indem es, der wachsenden Verenglichung unserer Gemeinden Rechnung tragend, eine eigene



Ausgabe der englischen Bibel besorgt. Der Text ist der alte englische Bibeltext, die sogenannte Authorized oder King James Version. Jedes Kapitel und jede Seite hat eine Überschrift; auch wird oben auf der Seite das Datum der Ereignisse im allgemeinen, soweit ich sehen kann, nach der bekannten Chronologie von Usher angegeben. Wie in den englischen Bibelausgaben üblich, stehen die Parallelstellen am Rande. Für Eigennamen sowie für nicht übersetzte hebräische und griechische Worte ist die Aussprache bezeichnet. Beigegeben ist ein kurzes Bibelwörterbuch, das wesentlich auf dem vor zwanzig Jahren erschienenen Illustrated Bible Treasury ruht, das aber von Herrn Prof. Th. Gräbner einer gründlichen Revision unterzogen wurde. Dieses Wörterbuch ist reich illustriert. Beigegeben ist ferner eine Konkordanz, in welche ein Verzeichnis biblischer Eigennamen sowie ein Sachregister eingeflochten sind. Die drei Dinge sind durch verschiedenen Druck kenntlich gemacht. Den Schluß bildet Nelson's Bible Atlas, 12 Karten nebst Index. — Es ist eine reichhaltige, gefällige, handliche Ausgabe. Ein großer Vorteil der deutschen Bibelausgaben besteht darin, daß die Seiten der verschiedenen Formate sich decken. Das ist eine große Hilfe für das Lokalgedächtnis und erleichtert das Auffuchen von Bibelstellen nicht unerheblich. Die Seiten dieser neuen englischen Ausgabe decken sich nicht mit denen der deutschen Ausgabe von St. Louis. Der Druck ist klar, aber für meine Augen reichlich blaß und, zumal in den Beigaben, auch nicht gleichmäßig. Nach Fehlern sucht man bekanntlich bei allen, was vom Concordia Publishing House kommt, nicht. In der Triglotta sind mir beim täglichen Gebrauch erst ein ganz paar Druckfehler aufgestoßen. In der neuen Bibelausgabe fiel mir auf, daß auf Seite 2 der Konkordanz nicht die sonst auf Seiten mit geraden Zahlen sich findende Überschrift steht, sondern die der ungerade nummerierten Seiten. Dazu finden sich in dem uns zugesandten Rezensionsexemplar die Karten Nr. 1 und 2 und Nr. 11 und 12 zweimal.

M.

**Die Christusfeindschaft der Loge.** Vortrag, gehalten vor der Delegatenkonferenz von Milwaukee von Paul Pieper, Pastor der St. Peters-Gemeinde. Auf Beschluß der Konferenz in Druck gegeben. — Zu beziehen vom Northwestern Publishing House. Preis: Einzeln 10 Cents, im Duzend 50 Cents, 100 Exemplare \$4.00.

Ein kräftiges Zeugnis, geeignet das Schwache zu stärken. Klar stellt der Verfasser die Christusfeindschaft der Loge heraus, indem er den doppelten Nachweis erbringt, einmal, daß die Loge religiösen Charakter trägt, ihr Gott aber nicht der Gott unsers Herrn Jesu Christi ist; zum andern, daß die Loge, in der Christus vielfach nicht einmal genannt werden darf, ihre Glieder nicht durch den Glauben an Christi stellvertretendes Erlösungswerk, sondern durch eigene Arbeit zur Seligkeit führen will, was einer Lästerung Christi gleichkommt. — Es werden die folgenden vierzehn Logen namhaft gemacht und kurze Belege aus ihren Schriften angeführt: Freimaurer, Order of Eastern Star, Odd-Fellows, Rebecca Lodge, Knights of

Pythias, Pythian Sisters, The United Order of Foresters, Benevolent and Protective Order of Elks, Eagles, Modern Woodmen of America, Royal Neighbors of America, The Woodmen of the World, Knights of Maccabees, Brotherhood of American Yeomen. — Zum Schluß sagt der Verfasser: „Ich habe nicht alles erwähnt, was gegen die Loge einzuwenden ist. Es ließe sich noch manches sagen über ihre ungeheuerlichen Eide, über ihre Geheimnerei, über ihre unchristliche Bruderschaft und über ihre pharisäische Liebestätigkeit. Doch das Gesagte sollte genügen, jedem Christen die Augen zu öffnen, daß er in der Loge ein christusfeindliches Institut erkennt, mit dem er nichts zu schaffen haben darf, gegen das er vorgehen muß mit dem Schwert des Geistes, das er bekämpfen muß als den ärgsten Feind der Kirche Jesu Christi. Mit diesem Feind läßt sich kein Pakt schließen, kein Kompromiß machen. Das könnte nur geschehen mit Verleugnung alles dessen, was uns durch Gottes Gnade anvertraut ist.“ — M.

---

**Knowing and Doing.** A book of practical suggestions for young people and young people's societies, with special reference to Walther League Work. By Paul E. Kretzmann, Ph. D., D. D. Published by the Walther League of the Ev. Lutheran Synodical Conference, 6438 Eggleston Ave., Chicago, Ill. 82 pages. Price 35 cents plus postage.

The aim of the book, which is quite clear from the subtitle, is thus set forth more extensively in the foreword by Paul G. Prokopy: "There seems to be a gap between the time of confirmation and the senior age (17 or 18 and upward), and yet there is no real reason why the Christian training and education which was begun in the parochial school or Sunday school, and which was broadened in confirmation instruction, should not be continued and enlarged to meet the growing understanding and intelligence of the young people who, as they go into the world and follow their callings, are called upon again and again to speak for their church. Realizing this need, the educational department of the Walther League has made it its particular object to offer material and aids for a kind of a post-graduate or after-confirmation course to the confirmed youth. — Knowledge certainly is power, and if this applies anywhere, it applies to church activity, and here we have a booklet which offers a good supply of this motive power, as the first part of the title, 'Knowing', indicates. It is not intended to give directions as to the practical way of conducting educational meetings, but rather it is a treasury of suggestions, ideas, and information, happily blended with an inspirational strain which runs through all the pages of the volume. . . . The second part, 'Doing', shows how the young people may and should be active and efficient royal priests and priestesses. — The plan and scope of 'Knowing and Doing' is to point the way and to encourage both educational leaders and the young people."

The book naturally falls into two parts: Part I, Knowing; Part II, Doing. The first part, after a special introduction, is subdivided into the following eight chapters: 1. Bible Study; 2. The Study of Church History and Missions; 3. The Study of the Distinctive Doctrines, Customs and Usages of the Lutheran Church; 4. Practical Questions; 5. Church Art; 6. Science and Inventions in the Light of Scriptures; 7. Literature in the Light of the Bible; 8. Other Subjects of General Interest. The second part also has an introduction of its own and then outlines the church work for young Christians under the following three heads: 1. Work of Young People within the Home Congregation; 2. The Work of Young People in City and District; 3. The Work of Young People in the Church at Large.

The purpose of the first part of the book seems to be twofold, viz., to suggest courses for a sort of Christian night highschool for the benefit of such whose school training ended with the eighth grade, and then, to point a way for counteracting, by these courses, the baneful influence of the instruction received by such of our young people "who are given the privilege of attending a (public) highschool and even a college or university".

The idea underlying the second part is thoroughly sound, but so far has sadly been neglected by us in many quarters. Only recently have we begun more generally to train our young people to contribute personally toward the maintenance of the church, while formerly we were, as a rule, content to carry their names in the lists of communicant members. We should not stop there. A passive membership is not what our Lord expects. We must educate all members to take an active interest in the affairs of Christ's Kingdom.

The book as a whole, being educational in character, to me seems to suffer from a serious deficiency. Knowing and doing, intellect and will, are not the only things, not even the most important ones, to consider in caring for our adolescent youth. The rich and varied emotional life should have received some attention. The author in a former book (*Psychology and the Christian Day-School*) only incidentally treats of emotion in connection with instinct, although he is fully aware of the paramount importance of this deepest, so elusive and undefinable, condition of the soul, as is evidenced e. g. by the following words: "Poetry, as such, is usually profitable neither to the poet nor to the reader, if its value were to be measured in dollars and cents only. The same holds true of a great deal of other information which a person absorbs or which he deliberately garners and stores in the course of a lifetime. Much of it is only indirectly practical, in that it **buoys up the spirit**, gives a better outlook on life, broadens the mind".

Knowing and doing are not the factors that make a Christian, rather, they presuppose a Christian if they are to be of any value. Knowing and doing, if isolated or if over-emphasized, will lead to externalism. In the last analysis, then, knowing and doing are not the

things that count, but "faith which worketh by love". These truths are tacitly — according to my impression all too tacitly — presupposed in the book under discussion. If those who use it do so constantly nourishing the cardinal Christian emotions of faith and love, they will find in it a veritable storehouse of valuable suggestions how to become better "workers together with God". M.

---

**Der Neubau in den bisherigen deutschen evangelisch-lutherischen Landeskirchen** von D. Friedr. Gashagen, Rostock. Bei Edmund Billardy in Cassel.

Unter all den Schriften über den kirchlichen Neubau in Deutschland, die uns zu Gesichte gekommen sind, ist dies die einzige, die uns eine reine Freude bereitet hat. Den Pastoren und Professoren drüben, besonders den leitenden Männern, sind, sobald es auf dies Thema kommt, die Augen mit sieben Binden verbunden. Das kommt alles einerseits von der schieläugigen (Matth. 6, 22f.) modernen Theologie her, die nicht klar sieht, weil sie nicht einseitig der Schrift glauben und sich wie ein Kind von ihr sagen lassen, sondern wissenschaftlich orientiert und philosophisch gegründet sein will; andererseits raubt der „historische Sinn“, das Nichtloskommenkönnen von dem geschichtlich Gewordenen, den berufenen Führern das Urteil. Daß sich unter dem ersteren so viel menschlicher Dünkel und unter dem letzteren so viel geistige und geistliche Schwerfälligkeit, Schwäche und Trägheit verbirgt, bleibt ihnen verhüllt. Was sind das nun für Zustände (wir wollen auf Preußen garnicht erst hinweisen) in der neu verfaßten Kirche Mecklenburgs oder gar unter Bischof Ihmels in Sachsen! Wenn man das ansieht, möchte man an der geistlichen Zukunft Deutschlands verzweifeln. — In dem vorliegenden Schriftchen D. Gashagens redet endlich einmal ein Mann, der klare Augen hat und das Rechte sagt. Es gilt zuerst Ruhe, die Volkskirche ist undurchführbar, wir müssen uns der Bibelkritik gegenüber fest auf die unfehlbare Schrift stellen, die Rechtfertigung aus Gnaden allein aller Werklehre gegenüber predigen, die Gnadenmittel müssen als die einzigen festgehalten werden, Gemeinden können nur dadurch gebildet werden, daß die einzelnen erklären, zur lutherischen Gemeinde gehören zu wollen (eine Bekennerkirche) etc. — Ist hier auch nicht alles gefordert, was wir Amerikaner zu einer gesunden Kirchenbildung für nötig halten, so ist doch das Wesentliche da. Die Schrift weist den richtigen Weg und fordert zum festen, siegreichen Bekennen auf. Sie wird das Ohr und das Herz der deutschen Kirchenführer nicht mehr gewinnen — wir fürchten, das Luthertum in Deutschland ist dahin —, aber ohne Frucht wird sie nicht bleiben.

Das Schriftchen ist zu 25 Cents in unserer Buchhandlung zu haben. R. P.

---

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

---

Jahrgang 20.

Oktober 1923.

No. 4.

---

---

## Joh. 17, 3.

### Die Hoheit des theologischen Studiums.

Mit dem Eintritt in das theologische Seminar fängt für Sie ein neuer Abschnitt Ihres Studiums an. Sie bereiten sich hier auf einen besonderen Beruf vor. Nach rechter tüchtiger allgemeiner Berufsauffassung wollen Sie mit dieser Berufsarbeit Ihr Leben ausfüllen. Ihr Beruf soll Ihr Leben sein.

Sie werden daher hier nicht wie bisher auf dem College mit den vielen einzelnen Elementen menschlicher Kultur als solcher beschäftigt werden, sondern Sie werden Ihren Geist auf ein einziges Ding richten, das der besondere Gegenstand Ihres künftigen Berufes ist. Das wird Ihre Interesse nun in höherem Grad in Anspruch nehmen, als die vereinzelt Gymnasialstudien es bisher tun konnten. Es wird auch der Unterschied zwischen den beiden Studienweisen vorliegen, daß Sie hier, wo und in dem Maß, wie Sie dem Ende Ihres Studiums näher kommen, dazu veranlaßt werden, die Einzelheiten all Ihres bisherigen Lernens zu Gesamtauffassungen zusammen zu stellen, denn nur so kommt man zu zielbewußter Arbeit.

Um Sie gleich bei Ihrem Eintritt in diese Arbeit auf eine solche Gesamtauffassung aufmerksam zu machen und daraus einige Andeutungen auf die Art und Bedeutung Ihres hiesigen Studiums abzuleiten, möchte ich mit Ihnen ein Wort des Herrn in Joh. 17, 3 betrachten: Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.

Wenn wir dem Text genau nachgehen, dann werden wir nicht nur eine von den ganz großen Anschauungen der Heiligen Schrift

gewinnen, sondern auch ein Stück unserer Arbeit, nämlich die Weise, wie man mit der Sprache der Schrift umgeht, kennen lernen und sodann einen Blick in die hohe Bedeutung des theologischen Studiums tun.

Auf den ersten Blick wird man nach der landläufigen Auffassung von Sprache und Leben die Rede des Herrn so verstehen, als ob sie lautete: „Davon, daß sie dich und deinen Messias erkennen, werden sie einmal das ewige Leben haben.“ Das gäbe eine rechte Auffassung, die sonst in der Schrift geoffenbart ist, aber die Übersetzung gäbe nicht ganz die tiefe Bedeutung des Textes.

Lassen Sie uns den Text genauer ansehen. Der Herr beschreibt das ewige Leben. Der Ausdruck an sich schon erfüllt den Zuhörer mit großer Erwartung. Denn ohne daß man sich der einzelnen Gedanken, die darin liegen, bewußt wird, ist Leben der Inbegriff alles Großen, Tüchtigen, alles dessen, das da bleibt.

Nun nennt der Heiland das Leben ein Erkennen. So faßt man das Leben meist zunächst nicht, und darum entsteht die Frage, was für eine besondere Art von Erkennen das wohl sein wird. Das Erkennen beschreibt der Herr mit der Inhaltsangabe, und daraus wird man, auch abgesehen davon, was die Schrift sonst darüber sagt, schon auf die besondere Art des Erkennens kommen.

Es hilft aber auch zur tieferen Einsicht in den Zusammenhang, wenn man auf die Stimmung achtet, aus welcher heraus der Herr redet, wo er hier am Ende seines Lebens sich zu dem letzten Leidens- und Todesgang anschickt, indem er sein hohepriesterliches Gebet vor seinen Jüngern zum Throne Gottes sendet. Wir merken da, wie er in der kurzen Inhaltsangabe mit der ganzen Inbrunst seiner heiligen göttlichen Seele den Preis seines Vaters und dessen Erlösungsratschlusses singt.

Daß Gott der allein wahre Gott ist, und daß er Jesum als den Heiland der Welt gesandt hat, das ist die Übersetzung und Bedeutung des Namens Jawehe, der im Alten Testament für die ganze Offenbarung steht. Der Satz, daß Gott der allein wahre Gott ist, stellt die allgemeine Weltauffassung des Alten Testaments gegenüber der falschen Vielgötterei der Heiden heraus. Er involviert alles, was im Alten Testament geoffenbart ist: wie Gott die Welt geschaffen, wie er das Heil bereitet und zu dem Zweck Israel erwählt hat, um das Heil auf Erden anzurichten. Der Satz, daß

Jesus der verheißene Messias ist, steht gegen die selbstgerechte Auffassung des falschen Judentums und involviert alle Einzelheiten des Heilsplanes, wie er in den Weissagungen steht, und wie er im Neuen Testament ausgeführt ist. Beide Sätze zusammen stehen gegen alles, was die ganze Welt außer Christo über die vorliegenden Dinge denkt.

Diese zwei Sätze sind eigentlich nur ein Gedanke, in dem alle Dinge im Himmel und auf Erden zusammengefaßt sind: Jesus Christus. Und in diesem Lichte allein versteht man das ganze Universum oder irgend eine Einzelheit desselben. So auch die beiden Hauptbegriffe unsers Textes: Erkennen und ewiges Leben. Damit haben wir eine ganz große Gesamtauffassung und eine Grundanschauung für unser ganzes Denken und Tun.

Ich darf voraussetzen, daß Sie die hier in Betracht kommenden Einzelheiten kennen, und brauche daher nur auf die großen zusammenfassenden Momente aufmerksam machen, auf die es für das Verständnis unsers Textes ankommt. Es sind zwei Momente. Das erste: Die vom Herrn genannten Heilstatsachen kennt kein Mensch von Natur; und auch wenn sie ihm vorgetragen werden, kann er sie nicht nur nicht annehmen, sondern nicht einmal erkennen oder verstehen. Das andere Moment ist, daß diese Tatsachen zusammengefaßt sind in einen Begriff, die Liebe.

**Gott ist die Liebe.** Da ist jedes Wort in höherem Sinn zu fassen, als es in landläufiger Rede geschieht. Schon die Kopula des Satzes sagt mehr, als die gewöhnliche Grammatik von ihr fordert. Gott ist wirklich. Das gibt auch dem Verbum esse einen tieferen als den gewöhnlich mechanisch gefaßten Sinn, wie er in dem "To on" der Alten oder in dem „Sein“ und dem „All“ der Späteren liegt.

Gott ist das eine Wesen, das wirklich ist. Außer ihm ist keiner mehr. Alles, was sonst in Erscheinung tritt, hat sein Wesen und Sein von ihm und hat es und behält es nur durch ihn. Alles, was geschieht, das geschieht nur durch ihn. Er ist das eine hohe Wesen, in dem die höchsten Begriffe, die die Menschen aus der Umwelt gewonnen haben: Leben, Freiheit, Selbständigkeit, Selbstbestimmung, Tätigkeit allein Sinn haben. Er ist also der Herr aller Dinge, und er tut mit ihnen, was er will und gibt niemandem Rechenschaft darüber, und niemand darf ihn fragen, warum tust du das?

Das kann kein Mensch fassen und verstehen, aber nach ihrem

**Theologische Quartalschrift**, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

bösen Gewissen haben sie alle seit dem Sündenfall eine solche Ahnung davon, daß sie von der allgemeinen Weltfurcht vor Gott erfaßt sind und also Gott und damit alle Dinge nur falsch verstehen können. So haben also diese Allgemeinbegriffe von Gott auch für uns nur formalen Sinn, und nur die Offenbarung vom Heil in Christo Jesu gibt ihnen rechten Inhalt, das ist die Liebe.

Gottes Liebe ist aber wieder ganz etwas anderes, als was Menschen so gewöhnlich Liebe nennen. Gottes Liebe ist Gnade gegen das entartete verdammte Sündergeschlecht, die sich dadurch erweist, daß der große alleinseligende allmächtige und in sich selige Herr aller Dinge seinen Sohn in Tod und Verdammnis dahin gegeben hat, daß die ganze Welt gerettet werde von Sünde und Gericht. Und diese Liebe Gottes ist wiederum nicht etwa ein theoretisch gemachter Begriff, sondern sie ist eine geschichtliche Tatsache, die in allem Werden auf Erden zur Ausführung kam.

Nun redet der Herr davon, daß man diese Tatsache, die ewige Liebe Gottes erkenne. Was ist **Erkennen**? Was man in der Welt Erkennen nennt, trifft die Sache in unserm Texte nicht. Selbst was Sie jungen Leute von unsern Vorschulen hierher bringen, trifft meistens die Sache nicht, trotzdem wir wissen, daß Sie von tüchtigen Lehrern auch in diesem Stück in der rechten Richtung gewiesen worden sind.

Die Vielheit der Gegenstände, die Sie auf den Colleges angreifen mußten, die Eigentümlichkeit vieler von diesen Gegenständen, die eigentümliche Tätigkeit des Lernens, die Sie im Zusammenhang des ganzen Schulapparats dabei entfalten mußten, und dann besonders der Mangel an Lebenserfahrung in Verbindung mit der entsprechenden sündlichen Neigung der Jugend bewirken es, daß junge Studenten zu oft an der Hauptsache in dem, was man selbst in der Welt noch Erkennen nennt, vorbeischnellen, gar nicht zu reden von dem Erkennen, das der Herr im Texte meint.

In unserm hiesigen Kursus haben wir es als Lehrer und Schüler beim Studium hauptsächlich mit diesem Erkennen zu tun,



und zwar nicht so in abstracto als mit einem interessanten Begriff des Geisteslebens, sondern es handelt sich um eine äußerst praktische Sache. Ihr ganzer künftiger Beruf dreht sich um diesen Begriff. Sie sollen die Menschen Gott und Christum erkennen lehren. Darum ist nötig, daß Sie wissen, was dies Erkennen auf sich hat, und zwar so, daß Sie nicht nur eine theoretische Lehre vom Erkennen haben, sondern Sie müssen die Sache aus Ihrer Lebenserfahrung erfaßt, Sie müssen das Erkennen selbst geübt haben. Nur so können Sie es lehren.

Was ist also das Erkennen, von dem der Herr redet? Im natürlichen Menschenleben gibt es zwei Sorten des Erkennens. Das eine, bei dem der Verstand vorwiegt in der Wissenschaft, und das andere, bei dem das Herz besonders tätig ist in der Poesie. Das letztere ist das ursprüngliche und im Leben des Einzelnen und im Kollektivleben der Völker das erste. Erst durch das ausgebildete Schulleben ist das verstandesmäßige Erkennen so entwickelt, daß es in der heute allgemein herrschenden materialistischen Anschauung allein gilt und zwar mit Ausschließung des Herzens.

Diese Verstandestätigkeit besteht darin, daß die sinnlichen Eindrücke zu Vorstellungen, Begriffen, Urteilen und Schlüssen verdichtet werden. Dadurch wird die wissenschaftliche Erkenntnis von Einzelheiten immer klarer und zuverlässiger, bis sich durch lückenloses Aneinanderreihen und Kombinieren von solchen Erkenntnissen eine ziemliche Summe von Wissen gebildet hat, die man allgemein für eine mathematisch gewisse Grundlage hält für weitere Fortschritte derselben Art. Es liegt auf der Hand, daß es sich hier um eine sehr mechanische Tätigkeit handelt, wie sie von Anfang unbewußt geübt, von Aristoteles, soweit wir wissen, systematisiert und von dem Engländer Hobbes am Ende des 17. Jahrhunderts als rein arithmetischer Mechanismus des Subtrahierens und Addierens richtig erkannt und dargestellt worden ist.

Es ist fast von vornherein klar, daß diese Verstandestätigkeit nicht an einen Gegenstand wie der im Text gebotene heranreichen kann. Es kann sich bei dieser Tätigkeit nur um mechanische materielle Dinge handeln. Und auch bei diesen Dingen muß diese Tätigkeit, die sich dann weiter im Lernen übt, entsprechend mechanisch werden. Das Lernen wird es vorwiegend darauf absehen, daß man die gebotenen Dinge zur gewandten Manipulation immer parat hat. Auch das Verständnis der Dinge, das durch eine solche Tätigkeit ent-

steht, kann unmöglich über die rein mechanisch-logische Fassung von Begriffen hinauskommen. Und wenn es sich dann an geistige oder moralische Dinge wagt, muß die Auffassung entsprechend verflachen; und wenn man dann diese Weise auf unsern Gegenstand anwendet, dann werden solche Menschen handwerksmäßige Redekünstler, Manipulatoren von Begriffen und Wörtern und andern mechanischen materiellen Dingen, denen der Geist fehlt, Menschen, die schließlich das Sensorium für die eigentlichen Dinge, die das Leben füllen, verlieren. So geht dies Erkennen an seiner eignen Mechanik zugrunde. Das ist wiederholt die Entwicklung der Welt und der Kirche gewesen.

Es hat sich aber auch die andere Art des Erkennens, da das Herz in der Poesie waltet, nicht bewährt. Die Poesie will die übersinnlichen Dinge: Wahrheit, Güte, Recht, Gott, Leben, Ewigkeit erkennen und von da aus dem Herzen Frieden schaffen in all dem Unrecht und Leid, damit das Erdenleben verflucht ist. Ich brauche nur an Ihre wenn auch noch unvollkommene Kenntnis der Weltliteratur zu appellieren, daß Sie verstehen, daß diese Art nicht über praktisch-sinnlichen Materialismus und trotz aller schönen Redensarten in Bezug auf Gott nicht über einfache Gotteslästerung hinauskommt und daher nicht leisten kann, was sie versucht. Sie kann nicht Herzensfrieden schaffen, sondern sie hat im besten Falle nur eine weinerliche sentimentale Stimmung erzeugt, die jedem tüchtigen Wirken, also jedem tüchtigen Leben im Wege sein muß.

Es ist auch hier wiederum für jeden nüchternen Beobachter klar, daß diese Art Erkennen ihren Beruf verfehlt hat. Das lehrt die Geschichte. Die Heilige Schrift allein hat die Erklärung dafür: Das menschliche Herz ist ein unergründlich trotziges und verzagtes Ding. Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Das sollte selbst ein Unchrist erkennen.

Wir müssen also zunächst das klar haben: Die Welt kann von sich aus überhaupt zu keiner eigentlichen Erkenntnis gelangen. Sie kann keine Erkenntnis haben, in der Leben ist, die Leben schafft, oder die selber Leben ist. Ja, selbst die Wissenschaft von rein mechanischen Dingen kann nicht zur eigentlichen Erkenntnis dieser Dinge gelangen, weil sie die letzten Gründe eben dieser Dinge, die in den Schöpferakt Gottes und in Gottes Wesen hineinragen, nie ergründen wird. Sie kann darum durchaus nicht auch nur von ferne an

den großen Gegenstand heranreichen, der in unserm Texte für die Erkenntnis geboten ist, weil ihr das Organ dazu fehlt.

Dieses Organ bietet uns das Wort des Herrn im Texte. Die ewige Liebe Gottes ist der Gegenstand des Erkennens. Liebe erfährt man aber nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen. Liebe erfährt und versteht man nur durch Gegenliebe. Solche Gegenliebe aber wird nicht durch theoretisches Disputieren über den Begriff Liebe, sondern durch Liebestat erzeugt, nie anders. Die Mutter nimmt ihr Kindlein in den Arm und reicht ihm die nährenden Mutterbrust. Man beobachte nur den kleinen Säugling. Der weiß, was Liebe ist, und wie man damit umgeht. Der barmherzige Samariter bringt den, der unter die Mörder gefallen ist, in die Herberge und errettet ihn vom Tode, der Arzt heilt den Kranken von schwerem Leiden, der Soldat läßt in der Schlacht sein Leben für den Kameraden. Da bedarf es keiner Rede noch theoretischer Demonstration. Die unmittelbare Erfahrung der Liebe erzeugt Gegenliebe und dadurch Verständnis des Herzens.

Hier liegt nun aber der Fall so, daß die Liebe Gottes, wie sie im Evangelium geoffenbart ist, nur durch Wort oder Schrift an den Menschen herankommen kann. Des Menschen Seele widersteht der Botschaft. Er will nicht Sünder sein. Selbst der verzweifelte Sünder will Gott und seiner Gnade nicht recht geben. Wie kommt nun die Rede an das Herz, sodaß sie als Liebestat wirkt und so das Herz überwindet?

Nicht durch theoretisches Disputieren, denn da tritt nur die Mechanik des isolierten Verstandes an den mechanischen Verstand. Das ist kein Lebensaustausch, wie eine Liebestat. Das schafft auch kein Leben. Soll durch Wort und Schrift gewirkt werden, dann muß aus dem innersten Sitz des Lebens heraus das Herz zum Herzen reden. Das geschieht in der Rede der Schrift. Da redet Gott, der mit seinem Wort die Dinge ins Dasein rief, und der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort. Bei Gott sind Wort und Tat ein Ding.

In der Rede des Gesetzes tritt Gottes heiliger Zorn über die Sünde unmittelbar an das Herz des Menschen und bringt das Gericht über alles Unrecht. Das Wort ist ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Das durchdringt, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Gerade so ist es beim Evangelium. In der Botschaft

liegt die ganze heilige ewige Liebe Gottes und spricht durch den Geist Gottes wie Mutterrede. Und diese Liebe, die so unmittelbar an das Herz spricht, wie Liebestat, und auch direkt von Liebestat zeugt, die allein wandelt und überwindet das lange Sünderherz. Das tut keine philosophische Rede über Recht und Unrecht, selbst wenn sie das Unrecht verdammt. Vom Heil kann die Philosophie überhaupt nicht reden.

Solcher Rede Gottes und ihrem Liebesinhalt entspricht das Erkennen, von dem der Herr in unserm Texte redet. Die Schrift nennt es sonst Glauben. Was ist das? Die materialistische Auffassung aller Dinge, die schon bei der Versuchung im Paradies auf verstandesmäßiges Wissen ausging, hat aus Glauben ein verstandesmäßiges Fürwahrhalten von etwas, das man nicht sinnlich wahrnehmen kann, gemacht, ein Fürwahrhalten, das ein Resultat mechanischer Verstandesoperation ist. Diese Auffassung ist in das Empfinden der ganzen Welt übergegangen und wird durch den landläufigen Betrieb des Lernens im Geistesleben befestigt und gesteigert.

Infolgedessen löst das Wort Glauben auch bei uns zunächst die mechanisch - evolutionistische Idee des Fürwahrhaltens aus. Man denkt sich da einen Vorgang, der zunächst im Kopf entsteht und von da nach und nach in das Herz übergeht. Das kann nie das eigentliche Wesen der Sache, von der wir jetzt reden, treffen.

Es handelt sich hier um einen Schöpferakt Gottes. So wie Gott bei der Schöpfung des Menschen sein Geistesleben in das materielle Gebilde einpflanzte und damit sein eignes Ebenbild schuf, so ist es auch bestellt mit der Schöpfertat, durch die der Heilige Geist den Glauben schafft. Als Gott dem Menschen den lebendigen Odem einhauchte, da schuf er nicht etwa einen Apparat, bestehend aus den drei Teilen: Verstand, Wille und Gemüt, den wir Seele nennen, aus dem mit der Zeit auf dem Wege der Evolution eine Persönlichkeit wurde, wie jetzt viele christliche Theologen gegen Herrn Bryan lehren, sondern es heißt, da ward der Mensch eine lebendige Seele, da ward er eine fertige vollkommene Persönlichkeit, wie Gott eine Persönlichkeit ist.

So auch hier, wenn der Heilige Geist den Glauben schafft, dann ist es nicht so, daß er da einen Apparat, nämlich die Seele in Bewegung setzt, worauf dann nach und nach zuerst das Verstehen entsteht, das die Vorteile der Gnade Gottes für den Sünder sieht, diese

Vorteile dann durch den Glauben für sich in Anspruch nimmt und sich schließlich zur Gegenliebe bequemt. Solche Seelenbewegungen kommen wohl im natürlichen Menschen vor, wenn Gottes Wort an ihm herantritt. Die taugen aber nicht. Damit hat der Heilige Geist nichts zu tun. Sondern der schafft e i n Ding, ein einfaches unteilbares Ding, das ist das Leben. Damit ist alles auf einmal gegeben: Glaube, Liebe, Erkennen.

Als Glaube, d. h. als Empfangen einer wunderbaren Güte, tritt dies Leben zuerst ins Bewußtsein. Der Mensch faßt mit dem Herzen die Güte und ist ganz hingegenommen von der großen Gottesstat in Vertrauen und Hoffnung. Aber dies herzliche Vertrauen, mit dem er die Gabe annimmt, hat gar keinen Sinn, wenn man nicht die gleichzeitige Liebe als einen Teil des Glaubens hinzudenkt, wenngleich des Menschen Bewußtsein sich in dieser Hinsicht noch gar nicht auf sich selbst richtet. Was aber die große Gottesliebe ist, das kann er erst erkennen, wenn bei ihm die Gegenliebe zugleich da ist. Das ist das Erkennen, von dem der Herr in unserm Texte redet. Das ist alles mit dem Glauben auf einmal da, und vorher ist nichts davon da.

Wir sind mit dieser Darstellung schon zu dem grammatischen Hauptbegriff unsers Textes gekommen, **dem ewigen Leben**. Sie können jetzt auch schon sehen, daß der Text so zu verstehen ist, wie er nach Luthers Übersetzung lautet: Das Erkennen Gottes und seines Heilandes schafft nicht nur, sondern i st das ewige Leben. Wir müssen uns aber hier auch erst wieder mit den materialistischen Anschauungen auseinandersetzen, die durch das heutige Kulturleben in unser geistiges System eingedrungen sind.

Leben ist diesen Leuten der Zustand eines Körpers, nach welchem der Körper sich von innen heraus organisch entwickelt, und kraft dessen er ohne unmittelbaren äußeren Anstoß tätig sein kann. Stoffwechsel, Bewegung der Zellengewebe, Funktion der Nerven, das nennen sie Leben. Das ist etwas rein Materielles und Mechanisches. Das hat seine Zeit, und dann zerfällt es in seine Elemente, und das individuelle Sein hört auf. Für diese Leute gibt es kein Jenseits, und daher ist die Biologie, die Lehre vom Anfang des Lebens, gegenwärtig die Hauptbranche der Naturwissenschaft.

Diese Leute fassen nun Leben auch in einem höhern Sinn. Da besteht es ihnen aber in der Teilnahme zunächst am Genießen, wie z. B. beim Vergnügen. Das ist immer etwas Selbstüchtiges. Da

sind die Ideale nie Gnadengut, sondern im besten Fall nur Rechtsobjekt. Daher kann auch nie eine innere Stimmung entstehen, in der sich der Mensch richtig einschätzt in seinem Verhältnis zu andern, weder sein Recht, noch sein Können.

Daraus muß dann das unheilige Sichverbrüdern entstehen, bei dem die materiellen Kräfte: Stimmenzahl, Geldbesitz, Menschengunst und rohe Gewalt, und die entsprechenden Mittel: unwahrhaftes Garanguieren, schmeichelnde Überredung, betrügerische Bestechung, oder plumpe Übervorteilen, ihre Rolle spielen. Daraus kann kein gegenseitiges Tragen und Heben und Bessern trotz aller dahingelenden Reden werden, denn Alle handeln natürlich aus Selbstsucht und trauen auch dem Andern nichts Besseres zu. Ein gegenseitiges Anlügen. Alles keine lebensschaffenden Kräfte. Daher natürlich überall Mechanismus, der alles Streben zum Spiel der unheiligen Winde macht. Daher dann aus allen Unionen die immerwiederkehrenden Separationen. So wird das, was man Leben nennt, der „Kampf ums Dasein“, wie man es im materialistischen 19. Jahrhundert genannt hat, mit seinem „survival of the fittest“. So hat es der Darwinismus ganz richtig genannt, nachdem die Welt dieses Leben seit Adams Fall schon immer praktiziert hat. Und wenn man dann die zweite Hauptwissenschaft hört, die Soziologie, das heißt die Lehre vom Verkehr der Menschen untereinander, dann kommt der ganze selbstsüchtige und im besten Fall selbstgerechte Apparat zur Geltung. Da ist es nicht zu verwundern, daß am Ende der Welt diese ganze Kultur dahin gediehen ist, daß man das Leben und seine höchsten Güter mit Geld erkaufen kann; und wo das nicht auf gütliche Weise möglich ist, schreitet man zur schrecklichsten Gewalttat.

Leben ist ganz etwas Anderes. Wenn man von den materialistischen Anschauungen, die zumeist aus dem Tierleben genommen sind, losgekommen ist, dann erscheint Leben nicht als Vegetieren wie bei den Pflanzen, auch nicht als geistiges Vegetieren wie bei dem Vieh. Sondern es ist persönliches Leben. Und wenn es das ordentlich und wirklich tüchtig ist, dann wird einem solchen Menschen klar, daß seine Güter, seine Ideale, nur Gnadengüter sind. Davon hat sogar der heidnische Dichter eine leise wenngleich nicht ganz reine Ahnung.

Nur das Evangelium hat diese Gedanken rein und sauber. Wie ganz anders lautet das, was die Schrift darüber zu sagen hat, als was die Welt davon rühmt. Und dabei fällt gleich

die schlichte Einfalt auf, die jedes Kind fassen kann. Paulus zählt als Lebensäußerungen folgende Dinge auf: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gültigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Man braucht doch diese Dinge nur zu nennen, um zu erkennen, daß hier eine nicht nur viel höhere Auffassung von Leben vorliegt, sondern daß das auch die einzig verständige Auffassung davon ist.

Hier kommt man doch an den Sitz des Lebens im Herzen, wie bei einer Persönlichkeit, die das Ebenbild Gottes ist, nur davon die Rede sein kann. Hier kann man sehen, wie die Lebenskraft aus Gott, der selber das Leben ist, nach Art aller Kräfte von innen nach außen und nicht umgekehrt wirkt. Hier kann man sehen, wie die Kraft des Geistes auch alle Glieder des ganzen Menschen bis in die Fingerspitzen durchdringt und so auch die materielle Seite des Menschen heiligt; wie da wirkliche freie Tätigkeit entsteht, nicht mechanisch, sondern lebenskräftig; wie der Glaube nach Luthers großem Ausdruck ein göttlich Werk in uns ist, das uns wandelt und neugebiert aus Gott und tötet den alten Adam in uns und macht uns ganz andere Menschen von Herzen, Mut, Sinn und allen Kräften und bringt den Heiligen Geist mit sich; wie der Glaube ein lebendig, geschäftig, tätig, mächtig Ding ist, das da nicht erst fragt, ob gute Werke zu tun sein, d. h. er rechnet nicht erst verstandesmäßig, sondern ehe man fragt, hat er schon getan und ist immer im Tun. Das ist nicht eine mechanische Sache, sondern das ist spontanes, freies, selbständiges, persönliches Leben. Spontan, d. h. unmittelbar, trifft der Glaube das Rechte, und ebenso unmittelbar will und tut er das Rechte. Da ist auch Verstand dabei, aber das ist nicht die mechanische Rechnerei einer einseitigen Seelentätigkeit, sondern das ist auch Herzensleben auf jedem Punkt, das immer die ganze gott- und geistgeschaffene Persönlichkeit in Anspruch nimmt.

Wenn das hier im Leben oft nicht so erscheint, dann liegt das nicht am Glauben, sondern an den Hindernissen des alten Adams, der dem Glauben nicht nur beim Tun im Wege steht, sondern auch das unmittelbare Erkennen und Verstehen hindert, daß es nicht gleich durchdringen kann. Aber das wird einmal anders werden. Hier tritt die Verheißung der Schrift ein, daß wir auch von dieser Beschränkung des irdisch-sündigen Lebens bis zu dem Maß frei werden, daß auch unser Leib frei werden wird von den Schlacken der Erde durch die Verklärung in der Auferstehung von den Toten.

So ist dieses Leben, das im Erkennen Gottes und Christi besteht, natürlich das ewige Leben. Es ist ja das Ebenbild Gottes, geschaffen, daß wir in der Genossenschaft unseres Heilandes darin ewig wandeln sollen. Das fängt aber schon hier auf Erden an durch den Glauben.

In diesem Erkennen sich zu üben, damit Sie es später als Lehrer bei andern wecken und pflegen und also Leben schaffen und erhalten, das ist die Aufgabe Ihres Studiums. Dieses ist also nicht nur eine Vorbereitungsarbeit, aus der einmal für andere das ewige Leben resultieren soll, sondern es ist für Sie das ewige Leben selbst.

Ich brauche Ihnen doch jetzt nicht die hohe Bedeutung Ihres Studiums auszumalen. Es ist noch etwas Höheres, als man es auch bei uns gewöhnlich einschätzt. Es ist nicht nur eine hohe Aufgabe, sondern zunächst ist es die höchste Gnadengabe Gottes selbst. Machen Sie davon Gebrauch. Die Weise, wie Sie das tun können, ist die Gabe selbst, Glauben. Lassen Sie sich diese Gabe nicht durch die Superflugheit des Verstandes hindern und verderben. Glauben ist aber auch Leben, und Leben ist Tätigkeit. Trägheit ist der Tod. Wirken Sie dem Tode entgegen, indem Sie fleißig die Verstandeshindernisse, mit denen das sündige Erdenleben verflucht ist, durch Verständnis, das aus Glauben kommt, überwinden. Glauben ist in allen uns bekannten Sprachen ein Synonymum von Treue. Man vertraut einem, der treu ist. Nur wer selber treu ist, kann der Treue vertrauen. Ein Synonymum von Treue ist truth, Wahrheit. Auch Leben ist Wahrheit, wie der Herr von sich selber sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Meiden Sie alles unechte Leben, das sich so leicht an das Studium der Schrift hängt, jetzt schon. Wenn Sie als Prediger das Gesetz verkündigen, dann achten Sie darauf, daß Sie diese Gotteswahrheit nicht in den Mund nehmen ohne eigne wahrhafte Sündenerkenntnis. Wenn Sie das Evangelium vom Heil vortragen, dann hüten Sie sich vor den unechten allgemeinen „gottseligen“ Redensarten, sondern reden Sie nur, was Sie am eignen Herzen erfahren haben, damit die Rede als Wahrheit an des Zuhörers Herz dringt. Ein Synonymum von Leben ist Licht. Johannes sagt vom Heiland: In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht scheinete in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen. Das Licht vertreibt die



Zinjternis, daß man sehen kann. Aber das Licht wirkt auf die Weise, daß es die Unreinigkeit aus der Luft vertreibt und Wärme verbreitet. Dieses Licht in unserm Texte vertreibt die Unreinigkeit aus dem Innern des Menschen und schafft so Erkennen und Leben. Meiden Sie daher alle Unreinigkeit des Fleisches, wie diese Dinge gerade in der Jugend sich hervortun als vermeintlich frisches, kraftvolles Leben. Legen Sie Hindereien und Aßernheiten der Jugend ab, und werden Sie ernste Menschen, die ihr ganzes Sinmen und Denken richten auf den einzig großen Gegenstand, mit dem Sie es Ihr ganzes Leben zu tun haben werden, und erfahren Sie so, was ein tüchtiges starkes wertvolles Leben ist. Werden Sie so Gottesmenschen, d. h. Theologen, die zu allem tüchtigen Werk geschickt sind. Wo Sie nach dieser Regel einhergehen, da waltet Friede über Ihnen und Barmherzigkeit wie über den Israel Gottes. So wird Gott Ihnen geben, daß Sie als rechte Israel erfunden werden, wenn einmal die Probe kommt, Israel, d. h. Gotteskämpfer, die mit Gott und mit Menschen gekämpft und den Sieg behalten haben.

S o h. P h. R ö h l e r.

---

## Das Umsichgreifen des Materialismus und die Abhilfe dagegen.

---

Es ist nicht allgemein bekannt, wie weit die materialistische Auffassung im Leben der Welt um sich gegriffen hat. Wer in der Lehrarbeit steht, sollte damit vertraut sein. Er sollte nicht nur wissen, welches die materialistische Auffassung mit ihren Einzelheiten ist, besonders, wie sie sich in der Evolutionstheorie ausspricht, sondern vor allen Dingen, wie sie in der Geisteswelt wirkt, so daß sie sich in jedem Lebensgebiet geltend macht. Kirche, Schule, Haus und Familie, Gesellschaft, Staatsleben, Wissenschaft, Kunst, Poesie, Geschäft, geistiges und sittliches Leben, vor allem die Erziehung sind durch und durch zersezt mit materialistischen Elementen, ohne daß die Leute es wissen oder merken. Ja, die Fähigkeit, darauf zu achten, selbst, wenn darauf aufmerksam gemacht wird, ist vielfach abhanden gekommen.

Zwei Beispiele mögen den Umfang dieses Umsichgreifens des Materialismus illustrieren. In dem Bibliotheksgebäude von Milwaukee County in den Gängen, die zum Museum führen, ist an den

Decken die Evolution in Bildern dargestellt, wie sie z. B. Roosevelt kurz vor seinem Tode noch in dem bekannten Geographical Magazine als wissenschaftliche Erkenntnis niederlegte. Da sieht man, wie der Mensch sich vor 500000 Jahren aus dem Affen heraus entwickelte, und wie dann die Entwicklung in den sogenannten prähistorischen Zeiten aus halbtierischem Leben zum Gebrauch von Stein und Erz in die Anfänge der Kultur hineinführt.

Man müßte auf den ersten Blick hin annehmen, daß die Mehrzahl der Einwohner von Milwaukee County ihre Großeltern für Affen hält, weil sie bereit ist, für dergleichen Sachen viel Geld auszugeben, wenn man nicht wüßte, daß die meisten Menschen im Schlaf der geistigen Interesslosigkeit liegen und mehr nur für die äußeren materiellen Dinge sorgen. Da durfte dann der wissenschaftliche Materialismus während des Krieges und nachher mit einer solchen Dreistigkeit auftreten, wie hier, und wie er sich auch in allen außerchristlichen Zeitschriften und sonstigen Veröffentlichungen durch Erzählungen, halbwissenschaftliche Artikel und Feuilleton ausdrückt und den Geist der träumenden Leser mit diesem Gift erfüllt, daß es ihnen nachher zur zweiten Natur wird.

Schon vor dem Kriege hatte sich diese Anschauung auf allen höheren Schulen des Landes bis in die Normalschulen durchgesetzt. In den letzteren ist es besonders die Psychologie, die den unreifen jungen Leuten, besonders den Mädchen, die so etwas ja garnicht verarbeiten können, das Gift wie Opium eingeflößt hat. Althergebrachte Zucht und Anschauung hatten aber durch die bis dahin waltende konservative vis inertiae noch so viel Einfluß, daß der Materialismus auf diese rein geistigen Gebiete beschränkt und in seiner Darstellung zur Vorsicht angehalten wurde. Der Krieg hat nun alle geistigen und sittlichen Schranken niedergedrückt, und so macht sich nun die bestiale Anschauung breit. Die meisten Menschen sind aber immer noch nicht aus dem geistigen Schlafe erwacht.

Das andere Beispiel ist der Kampf William Jennings Bryans gegen den Materialismus in den öffentlichen Schulen. Der Mann glaubt noch daran, daß die meisten Einwohner unseres Landes Christen seien, die deshalb nicht für die Affenliebe einer kleinen Clique bezahlen sollten. Bei der Gelegenheit ist er aber belehrt worden, daß viele Theologen, die noch Christen sein und an die Schöpfung Gottes und an die Erlösung durch Christi Blut glauben wollen Materialisten geworden sind, indem sie versuchen, die affenmäßige

Evolutionstheorie mit dem alten Evangelium zu vereinigen. Und die unwissenden und zum Teil unreifen Menschen, die in die Zeitungen schreiben, schütten ihren Hohn und Spott über den Mann aus, vor dem man in dieser Hinsicht den Hut abnehmen sollte, wenn man auch sonst nicht immer mit ihm stimmen kann und in diesem Fall sich wundern muß, daß er den Schaden nicht sieht, der in jeder Staatschule an sich liegen muß. Aber gerade in dieser Hinsicht schlafen auch bei uns die meisten noch.

Für uns ist es viel wichtiger zu sehen, wie der Materialismus in den Anschauungen und in der davon abhängigen Geistestätigkeit und in den daraus entspringenden Handlungen und Maßnahmen in unserm kirchlichen Wesen wirksam ist. Unter Materialismus verstehe ich jetzt nicht die Sünde überhaupt, wie sie sich in sinnlichem Wesen bei uns breit macht, wie man ja das Wort auch ganz richtig gebraucht. Sondern ich meine die besondere Form, die die Sünde im 19. Jahrhundert in der Evolutionstheorie und in dem daraus entstandenen innern und äußern Wesen der Welt angenommen hat. Schließlich freilich kommt das alles auf eins heraus für den, der da erkannt hat, daß der wissenschaftliche Materialismus schon in der Rede der Schlange als Samenkorn vorlag.

Den allgemeinen Charakter der Anschauungen, um die es sich hier handelt, kann man zusammenfassen als Mangel an Verständnis für die Bedeutung der Persönlichkeit im christlichen Leben, als Mechanik in jeder Hinsicht, als Aufgehen in äußerlichen Dingen und als demgemäßes Streben nach äußerem Fortschritt. Solche Dinge können vorliegen, ohne daß sie einen spezifisch unchristlichen Charakter haben. Aber wo diese Dinge unter uns vorkommen, da sind sie nicht Zufälligkeiten, sondern stehen in organischem Zusammenhang mit einander und mit der uns umgebenden Welt. Daß dies öfter unter uns geleugnet wird, oder daß man dem entsprechenden Warnen mit Kälte oder mit Ungeduld gegenüber steht, ist ein Beweis für die Notwendigkeit der Warnung und für die Tatsache, daß nicht nur die einzelnen genannten Elemente, sondern ihr Zusammenhang in Materialismus unter uns vorliegt.

Diese Schäden kann man am besten übersehen, wenn man sie auf zwei Gebieten besonders betrachtet, dem geistigen und dem praktischen. Wo bei uns im Lehren und Lernen in Kirche oder Schule das Quantum ungebührlich betont wird, einerlei, ob man zu viel oder zu wenig meint, da wird gewiß auch das äußere Wissen sowohl nach Methode

(Betonen der isolierten Verstandesoperation) wie Resultat (Betonen der nackten Einzelheiten ohne inneres Verständnis und Freude an Vielheit) übermäßig geschätzt. Das ist einerseits Mechanik, andererseits ein Hochschätzen äußeren Fortschritts und Freude am Massenhaften, selbst dann, wenn man aus Faulheit zurückbleibt.

Diese äußeren Dinge scheint man auf Erden in gewissem Maße nötig zu haben, aber im Reiche Gottes kommt durchaus nichts auf sie an. Es kann jemand mit sehr wenig äußeren christlichen Kenntnissen eine tiefe Erkenntnis von den zwei Hauptfachen, Sünde und Gnade, haben, und zwar eine solche Erkenntnis, daß daraus eine tiefe und weite Einsicht und ein starkes Innenleben und ein kraftvolles äußeres Handeln entsteht. Das kommt daher, daß der Mensch eine Persönlichkeit ist, aus der der Heilige Geist sehr schnell etwas ganz Großes machen kann. Darauf kommt alles an. Die andere Auffassung, die den obigen falschen Dingen zugrunde liegt, ist Materialismus pure and simple, wenn man das auch nicht weiß und es ablehnt, wenn vorgehalten. Und ich brauche meine Darstellung jetzt doch nicht gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, es möchte dadurch der Gründlichkeit unserer christlichen Erkenntnis Abbruch getan werden?

Die kurze Behauptung muß aber wohl illustriert werden. Und zwar muß die Illustration beruhen auf Kenntnis der Dinge aus der Erfahrung heraus, nicht auf Theorie. Ich habe den Abstieg und Aufstieg im Werden der hier in Betracht kommenden Anschauungen miterlebt, zum Teil zwar nur im engen Kreise, bin aber durch eingehendes Geschichtsstudium einigermaßen imstande, Schlüsse auf die Zustände in größeren Kreisen zu machen.

Man redete bis in die letzte Zeit in unserm Schulleben von Religionsunterricht und weltlichen Fächern, die stark unvermittelt nebeneinanderstanden. Das war nicht immer so. In meiner Jugendzeit hatten wir einen einheitlichen Unterricht, dem man das an Form, Inhalt und Haltung anmerken konnte, wenngleich damals von diesen Dingen garnicht viel die Rede war. Da dachte niemand daran, daß die Kinder teils für das Himmelreich, teils für den Staat, teils für das Geschäft ausgebildet werden sollten. Sie sollten eine christliche Schule haben, weil die Eltern Christen waren und die Sache garnicht anders kannten.

Aus solchem einheitlichen Christenleben kamen die Pastoren her, und um ein solches Leben zu pflegen, waren sie nach Amerika ge-

kommen, und spontan richteten sie ein solches Leben an. Daher damals auch nicht der Unterschied von englischer und deutscher Schule, wie man später davon redete, sondern von lutherischer, oder katholischer Schule, Freischule der deutschen Freisinnigen oder Humanisten, und der englischen Distriktschule, welche letztere wegen ihrer kümmerlichen Unfähigkeit eigentlich garnicht in Betracht kam. Das wurde alles aus unmittelbarem Leben heraus ohne viel Theorie so richtig genannt und gehandelt.

Später in der ersten Hälfte meines Amtslebens war das anders. Schon in der Zeit meines theologischen Studiums merkte ich die Anfänge der Änderung, über deren Gang ich mir heute ziemlich klar bin. Durch die Gegensätze auf kirchlichem, nachbarlichem und staatlichem Boden wurde das ganze kirchliche Leben genauer differenziert und organisiert im Gemeinde-, Schul- und Synodalleben. Es drückte sich damit ein stärkeres Unterscheidungsvermögen, klarere Begriffsbestimmung, vorherrschendes Verstandesleben aus.

Das wurde veranlaßt und bestimmt durch die Lehrkämpfe, durch die Gemeinde- und Synodalkämpfe und durch die Anfechtungen, die von dem aufstrebenden weltlichen Schulleben herkamen. Es wurde befördert durch die Tatsache, daß im Seminarunterricht die Dogmatik herrschte, ohne daß ein tüchtiger Geschichtsunterricht ihr die Wage hielt. Dogmatik ist auch Lebens- und damit Geschichtsangelegenheit. Leben, Geschichte kann nur mit dem Herzen gefaßt werden. Ebenso Dogmatik. So wurde sie auch von meinen Lehrern vorgetragen. Aber die Dogmatik, besonders die des 17. Jahrhunderts, hat ein stark abstraktes Verstandeselement. Und wenn bei den Schülern, die doch vom Leben nicht viel wissen, nicht ein undogmatischer Geschichtsunterricht die fehlende Lebenserfahrung ersetzt, dann muß der Gesamtunterricht auf mechanische Verstandesarbeit hindeingen.

Abstraktes Denken ist nur sehr wenigen gegeben. Vor allem gehört eine tiefe Lebenserfahrung dazu. Und selbst bei den professionellen Denkern muß das abstrakte Denken vermaterialisieren, wenn es vom Leben und von der unmittelbaren Beschäftigung mit den ganz großen Dingen, die das Leben ausmachen, irgendwie losgerissen wird. Das ist nicht Theorie, sondern das ist der Wahrheitsgehalt, den die Geschichte des Geisteslebens der letzten drei Jahrhunderte beinahe handgreiflich darbietet.

Wenn also das abstrakte Denken in weitere Kreise dringt, die nicht sorgfältig dafür vorbereitet sind, und während so wie so schon das Herz, durch das man das Leben allein verstehen kann, stark außer Tätigkeit gesetzt ist, dann hat das abstrakte Denken unvermeidlich den Einfluß, die Anschauungen massiv und materiell zu machen. Wahrheiten werden als Sätze gefaßt, statt als Lebenselemente. Sätze werden nach Grammatikregeln beurteilt. Die Wenigsten wissen dann, daß die Grammatik eigentlich nur konkretgewordene Logik ist, und daß beide, Grammatik und Logik, weiter nichts sind als der Ausdruck des feinsten unfaßbarsten Geisteslebens, auf das die äußeren Dinge des Lebens ihren Einfluß ausüben. Grammatik, Formenlehre und Syntax, und Logik sind nichts anderes als Ausdruck und Konstatierung realer Verhältnisse des wirklichen Lebens.

Wo das nicht im Auge behalten wird, bekommen also Grammatik und Logik den massiven Charakter als Sätze, an die so und so viel Tinte und Papier gewendet wurde, und die als Gesetz wirken. Das ist dann nicht mehr eigentliches Leben, sondern der waltende Mechanismus der Materie. Das hat einerseits nicht viel mit dem eigentlichen Leben, das ja immer Geistesleben ist, zu tun, und wird andererseits materiell und verliert seinen geistigen Charakter und wird mechanisch. So werden dann Ergeße und Geschichte, von denen die erstere der Ausdruck intensivsten Geisteslebens in Rede und die letztere der Ausdruck des intensivsten Geisteslebens in Handlung ist, ihrem eigentlichen Wesen entgegen behandelt und leisten nicht, was sie leisten sollen. Sie vermehren vielmehr die herrschende Mechanik. Das ganze Leben wird so nach und nach mechanisch und materiell. Nun denke man sich dazu, daß die Sünde sich an all diese Dinge hängt und sie in Gebrauch nimmt. So haben wir in ein paar Generationen den Prozeß im Kleinen durchgemacht, den die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte im Großen aufweist, und zwar nicht so, daß wir dabei auf einer Insel isoliert gewesen waren, sondern das uns umgebende große Leben hat uns so beeinflußt. Dabei weiß ich wohl, daß auch Gottes Geist in all unsern Lebensverhältnissen bei uns gewesen ist.

Nun kam die Rede auf von Religionsunterricht neben den weltlichen Fächern. Die letzteren waren genau das, was die weltliche Schule hatte. Religion war das Besondere in der christlichen Schule, ein Unterrichtsfach neben dem andern. Daß die Sache so aufgefaßt wurde, geht daraus hervor, daß ausdrücklich betont wurde, die welt-

lichen Fächer könnte ein Nichtchrist einem christlichen Kinde so gut lehren, wie ein Christ, vorausgesetzt, daß er die gleiche pädagogische Ausrüstung habe.

Nun bekam aber auch der Religionsunterricht in der Nebenstellung neben den weltlichen Fächern den äußerlichen Wissenscharakter. Denn wenn man sich bewußt war, daß bei dem Religionsunterricht das äußere Wissen nicht die Hauptsache sein kann, dann hätte das doch auch gleich bei den weltlichen Fächern gelten müssen. Und dann hätte doch später der Satz, daß in unsern lutherischen Schulen aller Unterricht Predigt des Evangeliums sein muß, kein Aufsehen erregen und nicht auf Widerstand stoßen dürfen. Selbst, wenn die Rede nicht gleich verstanden wurde, mußte ein evangelisches Herz sogleich die Wahrheit herausmerken und dann sich um die wichtige Frage kümmern, sodaß das Verständnis von selber kam. Daß das nicht so war, kam von den bei uns eingerosteten Anschauungen her, die in der ganzen Welt verbreitet waren und auf den allgemeinen Materialismus zurückzuführen sind.

So gibt es viele Beispiele, die aus dem obigen verständlich werden. Die Weise, wie man die Frage, ob Religionsunterricht vorwiegend Geschichts- oder Katechismusunterricht sein sollte, behandelte; die Weise, wie man mit dem Ausdruck „gesetzlich“ und „evangelisch“ umgeht; daß man nicht verstehen kann, daß unsere Kinder nicht in die weltlichen Hochschulen gehören; daß man unsre Gemeinde- und Hochschulen nach dem Muster der weltlichen Schule mit Fächern vollpfropft, statt umgekehrt den Schulplan immer noch mehr zu vereinfachen; daß man überhaupt den weltlichen Schulen nachmacht, wo doch bessere Muster da sind; daß man die weltliche Psychologie einfach nachspricht und im besten Fall mit christlichen Anmerkungen versieht; daß man, wo jetzt diese Fragen brennend werden, darauf wartet, daß andere uns die Sachen klein kauen, statt sich selber dahinter zu machen, sie zu bemeistern; daß die Forderung, zusammenhängendes Schriftstudium in höheren und niederen Schulen zu pflegen, als etwas Neues und Zweifelhaftes empfunden wurde; daß eben dieses Schriftstudium, wo es aufkommt, vielfach verintellectualisiert oder vermaterialisiert, das heißt auf Verstandeskrum und auf äußeres Wissen angelegt wird; all diese Dinge sind Materialismus in der Methode.

Da wird man vom Handeln nicht viel anderes erwarten dürfen. Als unsere Jugend anfing, sich zu emanzipieren, da suchte man sie

bei der Kirche zu behalten durch entertainments und überhaupt gesellschaftliche Mittel, die schließlich zu Vereinsgründungen führten, die dann diese Weise organisiert und ausgebaut haben und je länger je mehr massiver werden, statt zu bedenken, daß man die einzelne Person durch das Evangelium gewinnen muß. Derselbe Materialismus, in dem sich viele Lutheraner den Vogen gegenüber befinden: Einen Haufen sammeln, um die einzelnen zu reformieren, statt es umgekehrt zu machen. Als das Laymen's movement auch unter uns aufkam, wurde es in seinem menschlich berechtigten Werden aus dogmatischem Denken heraus nicht verstanden und also zurückgedrängt, oder aus eben solchem Denken, das aber die Einzelheiten anders sah, akzeptiert. Die Bewegung geriet in anderes Fahrwasser, und nun haben wir die innerkirchlichen aber außergemeindlichen Vereine, die nicht immer recht beraten sind und deshalb auf wirklich bedenkliche Dinge kommen.

Die Expansion oder der Imperialismus wurde im Einzelnen schon fast von Anfang betrieben. Jetzt ist er in voller Blüte und steht eben auf der Linie, die wir angreifen. Überall die Art, mit äußerlichen Mitteln das Reich Gottes zu bauen, die von der Welt her erborgt sind, weil sie in ihrem dortigen Werden nicht verstanden sind, und die nun manchmal geradezu selbst äußerlich unschön werden. Und das ist nichts anderes als Materialismus.

Wie nun diesen Übelständen und Gefahren begegnen? Doch gewiß nicht so, daß wir den Evolutionismus wissenschaftlich widerlegen. Da blieben wir ja auf dem materiellen verstandesmäßigen Boden und kämen nicht weiter. Sondern es gilt die Herzen wieder anzuregen. Es ist wertvoll, wenn man sich darum bemüht, die Einzelheiten der Evolutionstheorie und dann auch die Einwände, die von Naturforschern gegen diese Theorie gemacht worden sind, kennen zu lernen. Das ist notwendig dazu, daß man weiß, wovon man redet. Das fordert die christliche Wahrhaftigkeit. Da kann man erfahren, daß die Evolution nicht gesichertes Wissen ist, wenngleich durch die Diskussion, die sich um sie dreht, auf rein materiellem Gebiet manche neue Dinge zu Tage gefördert sind. Aber das ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn wir meinen, wir müßten jetzt Zoologen, Botaniker, Geologen, Astronomen, Physiker, Chemiker, oder überhaupt Naturforscher werden oder ausbilden, die die Heilige



Schrift in Schutz nehmen sollen. Das ist wieder nichts anderes als Materialismus.

Eine Apologetik, die der Schrift zu Hilfe kommen will, taugt nicht. Von vornherein ist die Stimmung, die dahinter steht, nicht die richtige. Das Licht vertreibt die Finsternis, und seine Jünger hat der Herr zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater. Man braucht deshalb um den Sieg des Evangeliums und um die Darstellungen der Schrift nicht besorgt zu sein. Man soll nur lernen, der Kraft der geistigen Wahrheit des Evangeliums zu vertrauen.

Aber auch die Resultate solcher Apologetik sind gelinde gesagt zweifelhaft. Die Schrift soll meistens in Einklang gebracht werden mit der Wissenschaft. Wozu denn das? Die Wissenschaft ist doch gar kein fester Punkt. Auch die Einwände, die die Wissenschaft selbst gegen ihre eigenen Übertreibungen bringt, bleiben doch auch immer Stückwerk. Warum soll also das Schriftstudium mit seinem Glauben an die Schrift hinter der Wissenschaft herlaufen? Die Schrift hat da, wo die wissenschaftliche Erkenntnis in den mechanisch-materiellen Dingen ausreichte, immer recht behalten. Wo die wissenschaftliche Erkenntnis nicht ausreicht, können die Freunde des Evangeliums ruhig warten, und der Welt die Bemühung um solch äußerliche Dinge überlassen. Mit den eigentlichen Dingen, um die es sich in der Offenbarung Gottes handelt, und auf denen unser Glaube ruht, haben die wissenschaftlichen Erkenntnisse garnichts zu tun. Sie können sie nicht anfechten und können sie eigentlich auch nicht fördern, sondern die Sache liegt umgekehrt: das Licht des Evangeliums gibt im letzten Grunde allein die rechte Erkenntnis in überhaupt allen Dingen.

Wir dürfen darum auch nicht auf die törichtsten imperialistischen Gedanken kommen, eine lutherische Universität gründen zu wollen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, lutherische Advokaten, Ärzte, Naturforscher, Assyriologen, Ägyptologen, Staatsmänner, lutherische Textkritiker etc. auszubilden und so mit der Welt konkurrieren zu wollen. Das verbietet sich aus praktischen und aus theoretischen Gründen. Für solche Unternehmungen wird man in Zukunft immer die Hilfe des Staats oder des Kapitalismus gebrauchen müssen, und beide wird man niemals lutherisch machen, ebensowenig das betreffende Studium, das dann entsteht.

Der Antichrist und der Kalvinismus können das unternehmen

von ihrem Standpunkte aus. Beide können mit der Welt konkurrieren und tun es auch, denn sie sind prinzipiell innig mit der Welt immer verflochten gewesen, und es gibt keine Verheißung, daß es einmal anders werden wird. Daher haben beide die Idee des Gottesreiches auf Erden ausgebildet. Der Antichrist ringt mit der Herrschaft des Staates um den Sieg und zieht daher jede menschliche Anschauung und Tätigkeit in seinen Bereich, sodaß er auf dem Gebiet des Geistes nicht nur den Kapitalismus, sondern auch, wenn es nötig ist, den Sozialismus gebrauchen wird. Er kann das auch deshalb, weil ihm, wenn die Entwicklung des Geisteswesens gegen seine Ziele angeht, die Konzentration der Macht im Papste als ultima ratio bleibt. Das ist hier nicht Theorie, sondern das lehrt die Geschichte, und das stimmt mit der Weissagung des Apostels im Thessalonicherbrief.

Der Kalvinismus hat auch immer mit dem Staat konkurriert und je nach Bedürfnis die Revolution oder die Reaktion in seinen Dienst genommen. Früher hat er sich gerühmt, den Kapitalismus der Neuzeit ausgebaut zu haben und dazu die Demokratie. Wenn das auch nicht ganz richtig ist, so ist doch etwas Wahres an der Sache. Neuerdings nimmt er die grade entgegenstehenden Gedanken des Sozialismus auf und redet von ökonomischer, sozialer und schließlich christlicher Demokratie und weiß nicht, daß die ganze Geschichte der reinste und in gewisser Hinsicht brutalste Materialismus ist. So sind diese beiden Gemeinschaften prinzipiell mit der Welt verquickt und können deshalb im Universitätsleben mit ihr konkurrieren und so am Untergang der Ziele ihrer eignen Väter mitarbeiten. Wir können dergleichen nicht machen, schon aus dem praktischen Grunde, daß die lutherische Kirche niemals in der modernen Welt die Bedeutung des Romanismus oder des Kalvinismus haben wird, weil ihre Urart dem nicht entspricht. Teile der lutherischen Kirche mögen dafür zu haben sein. Die lutherische Kirche als solche niemals.

Aber auch aus theoretischen Gründen wird ein solches Universitätsunternehmen nie Erfolg haben. Die eigentlichen letzten Probleme auf Erden werden immer die von Sünde und Gnade sein. Diese werden nur gelöst durch den Glauben an das Evangelium der Schrift und in der Weise des Glaubens und des neuen Lebens, das der Heilige Geist schafft. Und nur von dem Standpunkte aus kann ein Advokat, oder Arzt, oder Staatsmann, oder Historiker, oder Archäologe, oder Textkritiker, oder wer immer mit seinem Studium

und seiner Arbeit im engen Zusammenhang bleiben muß mit dem ganzen großen Leben der ganzen Welt, um in die feinsten Winkel des Gedankenkreises seines Berufs einzudringen und so sein eigentliches Werk zu leisten, seine Arbeit recht tun, denn bei all diesen Tätigkeiten wird die Kenntnis des feinsten innersten Seelenlebens den Ausschlag geben müssen.

Aber das entsprechende Studium wird niemals von einem Staate oder einer sonst entsprechend herrschenden Macht der Erde wie etwa der Kapitalismus oder der Sozialismus in reiner Weise unterstützt werden, wie es früher z. B. unter der Regierung des frommen Herzog Ernst von Gotha geschah. Aber auch da hatte es seine Mängel. Wir würden uns in Vielheiten verlieren und in Dingen, die wir nicht zu betreiben haben, und diese Art in Gemeindefschulen und Hochschulen hineintragen.

Wie nun die Sachen liegen, ist die Hilfe dieser Mächte auch garnicht nötig für die Arbeit im Reiche Gottes. Ja, sie ist garnicht möglich und wird, wo sie in Anspruch genommen wird, auf beiden Seiten unwahr und ungerecht. Die genannten Weltmächte setzen sich aus Heiden, Juden, Türken und Christen zusammen. Nur die drei ersten können aus ihrem Anschauungskreis heraus sagen, daß die Andersdenkenden den Vorteil von den Bestrebungen der Machthaber haben und deshalb dafür bezahlen sollten. Der Antichrist und der Calvinismus denken auch so. Aber eine wirklich evangelische Auffassung der Dinge, die in Glauben und Vertrauen wurzelt, kann nicht so denken. Opportunität und Nützlichkeit sind nicht Gedanken des Evangeliums, weil sie immer unwahr und selbstsüchtig sind. Es wird das Reich Gottes diesen Mächten immer entgegenstehen, und die Wahrheit fordert, daß wir, die wir das erkennen, damit nicht hinter dem Berge halten.

Darum können Christen, die da wissen, was sie wollen, auch nie mit diesen Mächten einen Pakt schließen, nach dem die Welt einen Teil der Erziehungsarbeit tut, und die Christen besorgen dann das Christentum als Anhängsel. So ist es ja nicht gemeint, aber so wird es unvermeidlich. Tun die Christen das doch, dann zeigen sie, daß das Salz dumm geworden ist. Und dann muß es nach Gottes Gericht von den Leuten zertreten werden. Ja, wenn eine Universität, von lauter tüchtigen lutherischen Kräften besetzt, bestünde, urmüchtig bodenständig erwachsen, dagegen würde kein lutherischer Christ etwas sagen können. Wie sie ihre Sache machen würde, darüber läßt sich garnicht

reden, weil sie aus Verhältnissen hervorgehen müßte, die jetzt nicht vorliegen. Aber unter gegenwärtigen Verhältnissen, wo die entsprechenden notwendigen Anschauungen und die daraus erwachsenen nötigen Maßnahmen, wie Vorschulen bis in die Gemeindeschule hinein, nicht nur nicht vorliegen, sondern sogar nicht für nötig erachtet werden, kann ein solches Unternehmen nur beurteilt werden, wie man katholische und kalvinische Universitäten einschätzen muß. Bei Lutheranern wird die Sache auch nicht anders ausfallen.

Aber die Christen werden immer mit der Welt zu handeln haben. Es wird immer auch christliche Ärzte, Advokaten, Staatsmänner etc. geben. Wie wollen denn die zur rechten Praxis ihres Berufes kommen? Wir können doch den Leuten nicht verwehren, daß sie auf die betreffenden Fachschulen gehen, um die Dinge, die zu ihrem Beruf gehören, zu lernen. Aber dabei bleibt immer die Gefahr, daß sie schief geleitet werden.

Ebenso wird es immer so bleiben, daß wir nicht genug Gemeindeschulen und Hochschulen haben, so daß alle Kinder, die das wünschen, solche Schulen besuchen können. Wollte man nun einfach der Theorie zu Lieb darauf bestehen, daß alle Kinder und jungen Leute aus unsern Kreisen dem falschen Schulwesen ferne bleiben, und das womöglich mit Fördern und Gewalt in einzelnen Fällen durchsetzen, das würde man nie leisten, und in solchen einzelnen Fällen hätte man auch nichts erreicht. Die Art wäre genau ein Stück von dem Materialismus, gegen den wir stehen sollen. Wir wollen doch nicht vergessen, daß es sich bei unserer ganzen Frage und bei den Kämpfen, die wir um diese Frage zu führen haben, um geistige und geistliche Güter unserer Christen handelt, nicht äußerlich um Gemeindeschulen und Hochschulen an sich, daß wir die haben und daß unsere Kinder gerade in diese gehen sollen. Das wäre wieder Materialismus. Daß unsere Nachkommen das Evangelium behalten, das ist die Sache. Das wird nicht mit mechanischem Theoretisieren und auch nicht mit praktischen gewaltmäßigem Handeln zumege gebracht. Und eben in diesen beiden Weisen liegt, wo sie auch bei uns vorkommen, eine Abart des Materialismus.

Wie denn aber nun in solchen einzelnen Fällen handeln? Zuerst auf Gott und auf die Kraft des Evangeliums vertrauen. Das ist auch heute noch nicht Illusion oder unpraktische Phantasterei oder ein besonderer Heroismus. Wenn die Jama nicht trägt, dann hat ja eine unserer Gemeinden in Canada durch den einfachen gläubigen

Widerstand gegen ein unsinniges Staatsgesetz, das die Gemeindegemeinden zu vernichten drohte, der falschen Richtung der Regierung dadurch Einhalt geboten, daß sie Anstalten machte nach Mexiko auszuwandern. Das ist Gottes Finger.

Ich habe vor dreißig Jahren eben mit der Begründung meinen Widerstand gegen unsere politischen Operationen im Bennettkampf ausgesprochen, daß die Vereinigten Staaten, die damals noch als der Hort der Freiheit galten, es sich nicht leisten können, daß jemand um seines Glaubens willen auswandert. Heute sind wir ein Menschenalter weiter, und man kann nicht mehr so sagen, daß unser Land der Hort der Freiheit ist, auch unsere Konstitution nicht. Und doch hat ein mannhaftes Zeugnis noch solche Geltung, wie wir das von Canada hören.

So gibt es auch sonst noch Gelegenheit, dem Herrn, der zur Rechten seines Vaters alle Dinge regiert, wie er will, zu vertrauen, daß er das, was er mit seinem Tod erkauft hat, nicht untergehen lassen wird. Solches Vertrauen ist eine geistige Macht, stärker schließlich als irgend etwas, was die Welt dagegen setzen kann. So sollen wir Gott vertrauen, daß er im einzelnen Fall das Unheil wenden wird; und auch unsern Christen vertrauen, daß man hohe Anforderungen an sie stellen kann; und gelegentlich auch den Verhältnissen vertrauen, daß man aus der Notlage doch einen Weg findet, für das Heil unserer Kinder zu sorgen. Unter dem letzteren meine ich das: Glaube, vom Heiligen Geist geschaffen, ist eine starke Geistesregung, die die ganze Seele in Anspruch nimmt, sodaß sie nicht nur nicht jedem Wind der Lehre traut, sondern auch nicht jeder praktischen Windbeutelei, sondern Menschen und Verhältnisse so richtig einschätzt, daß sie zu klarer, starker, zielbewußter Handlung kommen kann, die dann ihre Wirkung nicht verfehlen wird.

Wenn wir uns des bewußt werden oder bleiben, dann werden wir davor bewahrt werden, daß wir nicht aus der Not eine Tugend machen und uns mit der Welt friedlich und scheidlich auseinandersetzen unter schwächlichem Protest und uns mit Halbheiten begnügen, bei denen die Welt sicher auf ihre Rechnung kommt, weil diese Halbheiten gerade ihre starke Seite sind. Täten wir das, dann bewiesen wir den Mangel an evangelischer Kraft, der Unfähigkeit im Urteil und Unsicherheit im Handeln bedeutet.

Wir können uns also unter keinen Umständen darauf einlassen, den Besuch von weltlichen Hochschulen und Universitäten, besonders,

wo es sich um noch unreife junge Leute handelt, geradezu zu kultivieren, um die Freundschaft jener Kreise zu gewinnen, und dann meinen, wenn wir besonders für die Universitäten besondere Studententpastoren anstellen, dann hätten wir unsere Sache getan.

Wir können uns garnicht anders helfen, als daß wir klar ins Auge fassen, daß wir die Erziehung unserer jungen Leute selbst in die Hand nehmen. Wir müssen erkennen, daß viel von dem bisherigen Konfirmandenunterricht nicht die Reife erzeugte, daß man daraufhin die Kinder aus der Gemeindefchule ruhig in die weltliche Hochschule gehen lassen konnte. Auch unsere Colleges haben nicht die Reife erzeugt, daß man den jungen Leuten ohne weiteres empfehlen konnte, auf eine Staatsuniversität zu gehen. Selbst nicht einmal die theologische Seminararbeit war von der Art, daß es jedem Kandidaten der Theologie, der da wollte, ratsam war, auf der Staatsuniversität sich zu vervollkommen. Das lag zum Teil an der Auffassung und der Weise des Unterrichts, zum Teil an den einzelnen Personen, um die es sich gerade handelte. Unsere Schulen müssen reifere Resultate je auf ihrer Stufe erzeugen. Dann wird auch am Ende unsere Collegearbeit eine reichere und tiefere Neigung für das theologische Studium erzielen, und diese Arbeit wird dann noch weiter in anderer Weise unserer Kirche zugute kommen.

Unser Schulunterricht geht aus von unserm Sündenbewußtsein, das durch Gottes Gesetz gewirkt und durch den Glauben an die Vergebung der Sünden verschärft und vertieft ist, während auf der andern Seite die positive Einsicht in die Dinge, wie sie auf Erden sind, durch die Lehre vom Heil in Christo geklärt und vertieft wird. Da ergibt sich durch die Lebenserfahrung des Glaubens, die der Christ hat, und die der Unchrist nicht hat, daß eine unüberbrückbare Kluft wie zwischen Himmel und Hölle befestigt ist zwischen den Anschauungen und den Geistesmitteln der Welt einerseits und denen des Evangeliums andererseits. Diese Kluft läßt sich von Stufe zu Stufe zurückverfolgen bis in den Sündenfall, und die ist heute noch so groß wie damals.

Die Grundlage des Weltsinnes ist der Unglaube mit seiner Abwendung von Gott auf die materiellen Dinge, das hochmütige Vertrauen auf eigenes Können auch auf dem Gebiete des Geistes, das Sichgenügenlassen am Diesseits und die Energie, das diesseitige Leben auszubilden im Glauben an menschlichen Fortschritt. Jeder Geschichtskenner sieht in dieser Aufzählung die einzelnen wesentlichen

Staffeln der Entwicklung des Geisteslebens der einzelnen Völker und der Welt insgesamt. Zugleich enthält die Aufzählung die wesentlichen Gedanken des Materialismus in ihrem organischen Zusammenhang.

Die Grundlage des Christeninnes ist der Glaube, der im neuen sittlichen Leben wurzelt, der selber das neue Leben und nach anderer Seite die Liebe ist. Da entsteht ein ganz anderes Seelenleben, in dem Erkennen, Wollen und Fühlen als ein Ding in ungebrochener Harmonie zusammenwirken. Da versteht man unmittelbar die Tätigkeit und die Art des Glaubens auf allen Stufen der Weltgeschichte bis zu Eva zurück. Da versteht man die Offenbarungen Gottes in ihrem eigentümlichen Ausdruck in der Schrift und die Verzerrungen, die die Welt daraus macht, und kann erkennen, wie der Materialismus mit seiner Evolutionstheorie unbewußt in der Welt geherrscht hat bis in die Rede der Schlange hinein.

Das wird Sprachkenntnis, die nicht auf auswendiggelernte grammatische und logische Regeln gegründet ist, sondern unmittelbar auf innerster Lebenserfahrung des Glaubens an die Vergebung der Sünden ruht. Das wird Geschichtskennntnis, die die Welt aus unserer Sündenerkenntnis heraus versteht, sodaß wir ihrem Tun auf keinem Punkt vertrauen; Geschichtskennntnis, die das Walten des Evangeliums versteht, und darum die Fehler vermeidet, die die äußere Kirche immer wieder gemacht hat; Geschichtskennntnis, die da sieht, wie Gott auch die Welt gebraucht, um seine Ziele des Heils zu erreichen, sodaß selbst die Welt manches Material herbeitragen muß, damit wir manche äußerlichen Dinge richtig auffassen und einschätzen oder gebrauchen, damit wir nicht, wie oft geschehen, uns gegen manche Dinge in der Welt setzen, weil wir eben auf dem Standpunkt der Welt stehen und darum das Körnchen, das die blinde Henne fand, nicht erkennen und dann gerade deshalb auf anderer Seite von der Welt etwas Falsches annehmen, das Schaden anrichtet; Geschichtskennntnis, die da weiß, daß Gottes Wort bis in jeden Buchstaben, wie er lautet, recht behält; Geschichtskennntnis, in welcher der Glaube die Welt überwindet und richtet.

Da kann man dann auch verstehen, wie die Welt nicht nur die Natur vermaterialisierte, sondern auch Gott bis zu den ausgesucht häßlichsten Tieren herabwürdigte, bis man im 19. und 20. Jahrhundert auch den Menschen zum Affenabkömmling machte und dementsprechend nun viele Reformen von dem Standpunkt und den An-

schauungen der Viehzucht unternimmt und dazu Biologie und Zoologie herbeizieht.

Auf der andern Seite wird dann auch verständlich, wie wir vieles nicht verstehen können, nicht nur in geistlichen oder geistigen, sondern auch in materiellen Dingen. So ist es z. B. durchaus irrelevant, daß das Skelett des Affen und die entsprechende Kopfbildung usw. Ähnlichkeit hat mit dem Skelett des Menschen, wie ja überhaupt manche Ähnlichkeiten zwischen den Leibern der Menschen und der Tiere vorliegen. Wir wissen aus Gottes Wort, daß das ganze Wesen des Menschen von Gott anders geschaffen ist als das der Tiere zu ganz anderm Zweck. Das genügt. Das scheidet, wenn man erkannt hat, worum es sich bei der Erschaffung des Menschen handelte, durchaus den Christen und den Materialisten. Wer beides zusammen wirft, der kennt das eine oder das andere nicht. Meistens wird wohl Unkenntnis von beiden vorliegen.

Es ist durchaus irrelevant, daß die Astronomen eine andere Gruppierung der Himmelskörper konstatieren, als man in der alten Zeit und vielfach noch heute aus dem Schöpfungsbericht der Schrift nehmen zu müssen glaubte. Wir wissen, daß Gott die ganze Natur zum Dienst des Menschen geschaffen hat. Das ist ausschlaggebend für unsere Auffassung. Und jede Darstellung, die diesen Gedanken unberücksichtigt läßt, oder ihm gar widerspricht, taugt nicht für uns und erweist sich als Materialismus.

Der Sündenfall schon lehrt uns, was die ganze Weltgeschichte wiederholt, daß das Beherrschen der Erde, das dem Menschen bei der Schöpfung als Recht oder Privilegium oder Geschenk gegeben wurde, mit unendlich viel Mühe und mit den wunderbar kleinen Fortschritten, die man in den einzelnen Jahrhunderten oder auch Jahrtausenden gemacht hat, verknüpft ist. Wir verstehen, daß die enormen Fortschritte auf materiellem Gebiet in den letzten Dutzenden, ja schon gerade in den Jahrhunderten der Aufklärung, Hand in Hand geht mit einer auffälligen Unfähigkeit gegen früher, die feineren Seelenkräfte zu gebrauchen, gar nicht davon zu reden, daß für das Verständnis der Schrift selbst auf diesseitigem Gebiet es wie ein dickes Brett vor den Augen der Menschen liegt, die sich mit ihrem Verstand darum bemühen.

Wenn wir das erkennen wollten, daß heute unsere Erziehung s a r b e i t unsere Hauptsache ist in der Mission! Wir müssen in unserer Erziehungstätigkeit in den Schulen das eine Ziel



haben, die Seelen zu bilden durch den Glauben. Glauben aber ist etwas anderes als Fürwahrhalten. Es ist nicht nur vom Fürwahrhalten graduell verschieden, sondern liegt auf ganz anderem Gebiet. Fürwahrhalten in der Frage des Heils ist reine Verstandesache, Glauben ist Herzenssache. Fürwahrhalten besorgt man durch abstrakte Darstellung von Verstandesverbindungen, Glauben durch Erzählung von großen realen und wahren Tatsachen. Frohe Verkündigung von großen Dingen braucht sich nicht mühsam um den Stoff und Inhalt und um die Form der Darstellung zu quälen. Das liegt alles in der Schrift vor, und wer das erkannt hat, findet es dann auch in der Natur und in der Geschichte. Da werden alle Dinge groß. Das faßt das Herz. Das gibt Leben. Das gibt tüchtige Menschen für jeden Beruf.

Dazu müssen im Unterricht alle Fächer und alle Tätigkeiten herangezogen werden. Nur so taugen diese Dinge etwas, und nur so leitet man auch für sie etwas Ordentliches. Das heißt aber nicht, unsere Arbeit, unsere Ziele, unsere Mittel, unsere Tätigkeiten vervielfältigen, sondern vereinfachen. Intensiver, nicht extensiver müssen wir arbeiten. Wir dürfen nichts treiben, außer in dem angeführten Sinn. Darum können wir dieses Erziehungswesen auch nicht ausdehnen auf allerlei Facharbeit. Fachschulen braucht die Kirche für Lehrer und Prediger, denn es wird sonst niemand dafür sorgen. Für andere Facharbeit sorgt das Leben. Daß für andere Facharbeit die Jugend die nötige christliche Reife in Schulen bekommt, das ist Aufgabe der Kirche. Die Reife, die das Leben sonst bieten sollte, liegt auf dem Gebiet der Gemeindegemeinschaft und der Mission, die sich mit dem Gemeindeleben beschäftigt. Auch für die gilt das Obige. Intensive, nicht extensive Arbeit.

Der Verstand bringt die Leute auseinander. Daher der Kampf aller gegen alle in der Welt. Jeder hat seine besonderen Meinungen, die meistens nicht auf allzusiherer Grundlage ruhen. Daran knüpfen sich besondere Wünsche und Ziele. Und beim Zusammenhandeln entstehen dann die Mißverständnisse, oder das bewußte Quertreiben und Auseinandertreiben. Das ist auch bei uns eingerissen, und das ist der Materialismus.

Nur das Herz einigt, und das lebt, wenn es wirklich lebt, in Glauben. Und dann sind die wirklich großen Dinge, die keines Dichters Geist ausschöpfen kann, so einfach, daß ein Kind sie versteht. So kann auch gemeinsames Verständnis und gemeinsames Handeln werden.

## Jubiläumsnachgedanken.

(Fortsetzung.)

Um zu summieren: den Geist der Missouri-Synode hat ihr einer große Mann gemacht. Der ist intensive Rechtgläubigkeit, intensiver Korpsgeist, intensive Arbeitsamkeit — alles verbunden mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein. Das Resultat war äußerliche Größe. Wäre die erste eine tote Orthodoxie, der zweite rein menschlicher Parteigeist, die dritte nicht mehr als natürlicher Fleiß gewesen, so wäre die Missouri-Synode unter den modernen Zeitläuften längst verknöchert oder auseinander gefallen. Denn es ist das Gesetz aller natürlichen Geistesregungen, daß sie, auf die Spitze getrieben, sich selbst vernichten und in ihr Gegenteil umschlagen. Davor hat Gott sie bewahrt durch den Zeugengeist, mit dem er Walthers ausgestattet hatte und von dem er einen Erstgeborenenanteil auch auf viele von dessen Schülern gelegt hat. Die Geschichte der unmittelbar nachlutherischen Zeit hat sich hier in kleinerem Maßstabe, wenn auch mit ganz verschiedenen Ausgestaltungen, die durch die ganz verschiedenen Verhältnisse verursacht waren, wiederholt.

Was in der Wisconsin-Synode von echtem Luthertum vorhanden ist, ist das Resultat eines langsamen Gärungsprozesses, der, durch den Zusammenfluß von Söneckeschem, Waltherschem, deutschländischem und amerikanischem Luthertum hervorgerufen, das Unedle von sich auszuscheiden und ein nüchternes, frommes und festes Luthertum im Gegensatz zum dogmatisch-orthodoxen einer-, zum pietistisch verwaschenen anderer- und zum amerikanisch-calvinistischen dritterseits durch fleißiges unmittelbares Schrift- und gründliches Geschichtsstudium zum Gemeingut aller zu machen sucht. Missouri war als lutherischer Kirchenkörper in den fünfziger Jahren fix und fertig, Wisconsin ist es heute noch nicht. Missouri hatte mit dem Ende des Gnadenwahlstreites seine Lehrdarlegung vollendet, Wisconsin trat erst mit dem neuen Jahrhundert mit der Darlegung seines Luthertums in die Öffentlichkeit — nicht ohne Reibung im eigenen Lager und nicht ohne unter den bisherigen Wortführern der synodalkonferenzlichen Theologie Aufsehen zu erregen. In Missouri war stramme Lehr- und Lebenszucht längst feste Tradition, als sie in

Wisconsin anfang sich durchzusetzen. Missouri's intensives Synodalbewußtsein hatte längst seine feste Ausprägung gewonnen, ehe Wisconsin zur Erkenntnis seiner bestimmten synodalen Eigenart erwachte. Missouri's Tätigkeit nach außen war längst im vollen Schwung und hatte bereits das Land durchlaufen, ehe in das innere und äußere Missionswerk der Wisconsin-Synode Kraft und Zug kam. Missouri steht heute auf allen Gebieten der Theologie und Kirche in voller gewaltiger Mannestätigkeit, Wisconsin freut sich seiner ersten Anstrengungen und ihrer Erfolge. Missouri hat das sich in Theologie und Kirche gesteckte Ziel wesentlich erreicht und sucht seinen Gewinn sich für die Zukunft zu bewahren und ihn in die Welt zu bringen; Wisconsin ist bei der Masse der sich ihm aufdrängenden Arbeit noch dabei, sein theologisches und kirchliches Wirken auf bestimmte Punkte zu konzentrieren und zu vereinheitlichen.

Jede dieser kirchlichen Entwicklungsperioden hat ihre besonderen Gefahren. Dort die Stagnation: die Kristallisierung der durch den einen großen Geist dem Gesamtkörper gegebenen Gedanken und die Mechanisierung der nach der Schablone verrichteten kirchlichen Arbeit, die den Tod des Alten und das Aufkommen heterogener Neuerungen bedeuten; hier die Zerfahrenheit: das selbstständige Auftreten verschiedener Richtungen, die mit einander in Reibung treten, das zielbewußte Zusammenarbeiten hindern und den inneren Zerfall und die äußerliche Trennung vorbereiten. Wer die Literatur innerhalb der Missouri-Synode beobachtet, wird zwar so manchen Ansatz zur Emanzipation vom Hergebrachten, besonders von amerikanisierenden Anschauungen her, beobachten; aber in den offiziellen Synodalorganen setzt sich — hie und da einen Punkt ausgenommen — die tradierte Lehre und die alte Lehrweise unentwegt durch. In der Wisconsin-Synode hat schier jeder Schreiber nicht nur seine eigene Schreibweise, sondern bringt zugleich seine eigene Auffassung der behandelten Sache zu Markte. In den Synodalversammlungen der Missouri-Synode erhebt sich in der Diskussion praktischer Maßnahmen auf den verschiedenen Gebieten der kirchlichen Tätigkeit oft genug ein erheblicher Dissens der Meinungen, schließlich aber trägt die eingeborene Synodaltreue gewöhnlich den Sieg davon, verfährt die Parteien und vereinigt sie zu gemeinsamer Arbeit. In den Versammlungen der Wisconsin-Synode erzeugen Lehrdarstellungen und die Behandlung praktischer Fragen durch ihre Eigenart oft scharfe Gegensätze und heftige Dispute, die die gemein-

same Arbeit erschweren und geeignet sind, die Herzen zu entzweien. Es ist die alte Erfahrung: Wo nicht ein großer Geist die übrigen beherrscht, streiten sich eine Anzahl kleinerer Geister um die Vorherrschaft, suchen persönlichen Anhang zu gewinnen und ihre Meinung durchzusetzen. So kommt es, daß mit jedem Wechsel im Präsidium die Synodalpolitik sich ändert, daß bald diese, bald jene Partei oben schwimmt, und daß die Synode heute aufhebt, was sie gestern beschlossen hat, oder heute beschließt, was sie morgen, durch die Umstände gedrängt, ändern muß.

Bei der Schilderung der verschiedenen Eigenart beider Synoden liegt die Frage nahe, wie stark die Einigkeit zwischen Missouri und Wisconsin wohl ist, und wie lange sich die Synoden wohl mit einander vertragen werden. Die erste Frage ist für jeden Einsichtigen schon durch die Geschichte beantwortet. Der Gnadenwahlstreit brachte die Probe. Damals stand „Herkules“ in der Tat „am Scheidewege“. Hönecke erklärte damals etlichen separatistischen Umwandlungen in der Wisconsin-Synode gegenüber: Nie und nimmer! Gerade die Lehre Walthers und Stöckhardts beweist, daß wir mit ihnen und sie mit uns ein Fleisch und Blut sind, und daß bei den Gegnern ein anderer Geist herrscht. Die Lehre von der Gnadenwahl ist das eigentliche Herz und die kurze Summa des ganzen Evangeliums. Solange Missouri und Wisconsin darin einig sind, wird sie eine Differenz über eine verschiedene Fassung oder andere Betonung dieses oder jenes Lehrpunktes nicht scheiden. Die Zeit der ernststen Lehrstreitigkeiten in der lutherischen Kirche Amerikas ist vorbei. Die großen Lehren des Evangeliums, um die innerhalb der lutherischen Kirche ein Streit möglich ist, die großen praktischen Lebensfragen der Kirche sind im Laufe der hinter uns liegenden Zeit alle siegreich durchstritten und in klarer Form festgelegt. Unsere Stellung zur Schrift und zu den Bekenntnissen der Kirche, die Lehren von der Rechtfertigung, Versöhnung, Befeuerung, von dem totalen erbündlichen Verderben, von den Gnadenmitteln, von der Kirche, vom geistlichen Priestertum und vom öffentlichen Predigamt, vom Unterschied des geistlichen und weltlichen Regiments, vom allgemeinen Gnadenwillen und von der besonderen Gnadenwahl, sind so genau präzisiert und uns so festes Eigentum geworden, daß hartnäckig festgehaltene Gegenlehre in einem dieser Stücke, menschlich zu urteilen, kaum größeren Anhang zu erwarten hätte. Dazu sind wir — wie heutzutage nach dem Kriege, außer den Franzosen und Polen, alle Welt — des Kamp-

jes überdrüffig geworden und sehnen uns nach Ruhe und Frieden. Am allerwenigsten ist das jüngere Pastorengeschlecht geneigt, sich in neue Lehrstreitigkeiten einzulassen. Die ungeheure Nervenanstrengung, die die über Nacht hereingebrochene Zweisprachigkeit der kirchlichen Arbeit ihnen abnötigt, der unabweisbare Kampf gegen das mit neuer Wucht gegen die lutherische Kirche anstürmende Logenwesen und gegen die von der Welt her drohende sittliche Verlotterung unsers jungen Geschlechts, endlich die Sorge um die christliche Erziehung unsrer Jugend nehmen die geistliche und geistige Energie unserer Pastoren so voll in Anspruch, daß sie für einen neuen Lehrstreit kaum noch das nötige Interesse aufzubringen vermöchten. Wir stehen heute viel eher in der Gefahr unechter Verbrüderung als unnötiger Trennung. Der Zug der Zeit geht heute in der Richtung des unionistischen merger und der Federation of Churches of Christ. — Wie lange — bei unsrer Lauigkeit und Undankbarkeit — Gottes Geduld uns die gegenwärtige Lehreinigkeit erhält, steht freilich bei ihm. Die hie und da vorkommenden und schier unvermeidlichen Rivalitäten zwischen einzelnen Pastoren und Gemeinden der beiden Synoden sollten uns nicht auseinander bringen. Bisher sind sie immer noch im Geist der Wahrhaftigkeit und Liebe friedlich geschlichtet worden. Die große Frage ist vielmehr, ob nicht — bei der allgemein eingetretenen Verflauung des urchristlichen Zeugengeistes in beiden Synoden — der Geist des amerikanischen kalvinistischen Sektentums, der sich mit Macht bei uns einzudrängen sucht, uns überwuchern und uns um unser evangelisches Erbe bringen wird. Hier liegt unsere gemeinsame Gefahr.

Selbst vor der modernen europäischen und seit Jahren auch in Amerika heimisch gewordenen negativen und positiven Bibelkritik ist uns nicht bange. Das Gros unsrer Pastoren hat keine Zeit, sich mit den intrikaten Hirngespinnsten müßiger und ruhmstüchtiger Geister abzugeben. Wir in Amerika haben etwas zu tun. Und, so stark der Geist bei uns auch bereits abgelaugt ist, so tief sind wir heute moralisch noch nicht gesunken, daß wir vor dem Diktat auch der wissenschaftlich tüchtigsten und menschlich wahrhaftigsten Professoren mehr Respekt hätten als vor dem klaren Wort unsers Herrn Joh. 10, 35 und dem Wort Pauli 1. Kor. 2, 10 ff. Dazu steht die entsetzliche Verheerung, die die moderne kritische Theologie in der Kirche Deutschlands angerichtet hat, und das furchtbare Gericht, das Gott gegenwärtig über das vom Glauben Luthers abgefallene gesamte deutsche

Volk hält, allzu eindringlich warnend vor unsere Augen. Ebensovienig Gefahr droht uns von dem Wahnwitz der Evolutionstheorie, dem die heutige „Wissenschaft“ und mit ihr die sogenannte gebildete Welt zum Opfer gefallen ist. Sie riecht allzusehr nach tierischem Fleisch. Die Gefahr unsrer Kirche ist heute eine ganz andere. Sie steht in den Wechseljahren der Frau. Während sie an äußerer Leibesfülle zunimmt, merkt sie nicht, daß sie aufhören will, zu empfangen und zu gebären und zur bloßen Hausarbeitsperson mit harten Zügen und halbmännlicher Stimme, oder zur bloßen Gesellschaftsdame mit angenommenen weltlichen Manieren herabzusenken. Zu keiner Zeit wird ihr der eigene Mann gleichgültiger und fremde Größen begehrnter. In dieser Periode befindet sich unsre Kirche.

## II.

Ja, unser Herr Jesus Christus, seine Gnade und Liebe, sein Wort und sein Geist, sein Regiment und seine Pflege wollen uns gleichgültig werden, fremde Größe und Scheinherrlichkeit sticht uns in die Augen. Israel möchte gern „einen König, wie alle Heiden haben“. Es kann dem genauen Beobachter und dem Kenner der Anfänge nicht verborgen bleiben, daß unsre Kirche in Lehrern und Hörern nicht nur dem in der Schrift gezeichneten Ideal wenig entspricht, sondern daß sie im Geist auch von dem Maße, das den Vätern im großen und ganzen gegeben war, stark absteht. Dieser Vergleich gilt freilich weniger von der Wisconsin-Synode als von Missouri, nicht weil wir besser wären, sondern weil wir, wenn wir einzelne unsrer Väter ausnehmen, weniger an Geist überkommen und weniger zu verlieren hatten. Im Gegenteil ist bei uns ein geistliches Mehr der gegenwärtigen Generation gegenüber den Uransängen garnicht zu verkennen. Die Masse der Pastoren von heute besitzt eine tiefere und klarere Erkenntnis des Evangeliums, hat eine entschiedenere Bekenntnisstellung, einen festeren Zusammenhalt, einen stärkeren Arbeitsgeist und eine gesündere Praxis als die Masse von früher. Das liegt in dem oben geschilderten Werdegang unsrer Synode begründet. Trotzdem beginnt das Gepräge des Sardischen und Laodizienischen Stempels sich durchweg auch bei uns deutlich zu zeigen. Das Feuer der ersten Liebe, die sich rückhaltlos dem Herrn ganz zum Opfer gibt, die Kraft und Unererschütterlichkeit des Glaubens, die allen Gefahren getrost trotzt und in allem Leid fröhlich singt, die Innerlichkeit des Verkehrs mit unserm himmlischen Vater, die

jede weltliche Ergötzung als schal und nichtig empfindet, die Lauterkeit der persönlichen und kirchlichen Bestrebungen, die neben der Verherrlichung Gottes unsers Heilandes und dem Heil der eigenen und anderer Seelen gar nichts mehr sucht, die Demut vor Gott, die nie der eigenen Verworfenheit, Unwürdigkeit und Strafwürdigkeit vergißt und nur als Bettlerin der dargereichten Vergebung und Gnade lebt, die Demut vor den Brüdern, die jeden andern höher achtet als sich selbst, die Bruderliebe, die nicht die eigne Ehre sucht, die alles verträgt, glaubt, hofft, duldet und sich nicht verbittern läßt — kurz, der Geist in seiner Fülle, die geistliche Gesinnung in ihrem Vollmaß —, ist nicht mehr oder war nie unser Theil. Das alles ist uns fehlen geblieben oder im Absterben begriffen. Wir sind schon satt und lau, prinzipienschwach geworden. Wir können — im Gegensatz zu Luther — heute manchmal, ja oft, schon „anders“.

Gewiß, wir sind noch oder nun orthodox bis auf die Schneide. Wir haben die „reine Lehre“. Wir haben in diesen Jubeljahren Gott viel gedankt und seine wunderbare Gnade und Geduld laut und aufrichtig gepriesen, daß er uns sein Wort lauter und rein so lange Zeit erhalten hat, wie es in der gesamten Kirchengeschichte vorher nicht geschehen ist. Aber es ist Gefahr vorhanden, daß wir uns über die Echtheit unsrer Orthodoxie selbst täuschen. Wenn sie freilich bloß darin bestünde, daß wir die uns tradierten und gut erlernten korrekten lutherischen Lehrformeln in ursprünglicher Gestalt äußerlich nachsprechen und in unserm Lehren und Bekennen wiedergeben, dann könnte man nur einer nicht in Betracht kommenden Anzahl von geistig Unfähigen unter uns die unerläßliche Rechtsläubigkeit absprechen. Die große Masse unsrer Pastoren sind in den Unterscheidungslehren der lutherischen Kirche intellektuell klar, im Bekenntnis derselben fest und in der Gegnerschaft gegen die betreffenden Irrlehren bis zum Vollmaß heftig. Aber zur echten Orthodoxie gehört mehr als intellektuell rein gefaßte Lehrbegriffe und menschlich aufrichtiger Eifer um deren Bewahrung. Selbst die sichere historische Erkenntnis derselben als genuin lutherischer macht keine wahre Orthodoxie. Diese ist ganz und gar ein Erzeugnis des Heiligen Geistes, unmittelbar oder mittelbar durch genau bestimmte Begriffsfassung der geoffenbarten Schrift in Kopf und Herz gewirkt. Sie ist nie etwas anderes oder weniger als die auf dem unmittelbaren Zeugnis des Heiligen Geistes beruhende geistliche Erkenntnis und Gewißheit, daß diese bestimmte Lehre nicht von Luther oder Walthar oder Hönecke oder auch

von einem weisen Jesus von Nazareth, sondern von Gott sei, Joh. 7, 17. Ein orthodoxer Lehrer sein heißt zeugen, was und darum daß es der Heilige Geist durch die Schrift ihm zeugt, und soweit und nicht weiter, als dieser ihn in alle Wahrheit geleitet hat, 15, 26; 16, 13. Die wahre Rechtgläubigkeit läßt sich mit rein menschlichen Verstandes- und Herzenskräften nicht von einem Geschlecht auf das andere tradieren, lehren, einpauken oder andrillen, nicht rein menschlich erlernen oder sich angewöhnen. Sie ist reine, lautere lebendige Gotteskraft, die ebenso stark das Herz einnimmt, wie sie den Verstand durchleuchtet, die ebenso demütig und bescheiden macht in den Stücken, in welchen wir noch nicht vom Geist erleuchtet und gewiß gemacht sind, als zeugensfreudig in dem, worauf wir leben, sterben und im Gericht bestehen wollen. Sie schweigt, wo sie nichts weiß, sie brüestet sich nicht selbst, alles Fremde von vornherein verachtend oder verdächtigend. Sie ist keine Klopfflechterin, die mit jedem Verdächtigen einen Disput vom Baune bricht, sie stirbt aber wie Paulus und Luther täglich freudig für Gottes Wahrheit, wo die Not, die Ehre des Herrn und das Heil der Seelen es erfordert, denn sie fürchtet Gott und sonst nichts auf der Welt. Die wahre Orthodogie hat zwar den schuldigen Respekt vor besserer menschlicher Erkenntnis, aber sie beruft sich schließlich nicht auf menschliche Autorität. Sie sagt nicht: So hab' ich's von diesem oder jenem großen Manne gelernt, so lehrt diese oder jene Fakultät, so lehrt Wisconsin, so Missouri, so steht's im Synodalbericht vom Jahre 1890, so lehrt Göneke, Walthers, Luther oder sonst ein Mensch, sondern sie spricht in göttlicher Gewißheit: So spricht der Herr! — oder sie schweigt.

Mäßen wir uns mit dem eben gegebenen Maßstabe, so wäre des Hochens auf unsre Rechtgläubigkeit wohl etwas weniger unter uns. Bei der bis vor kurzem herrschenden, vorwiegend, ja fast ausschließlich dogmatisch-praktischen Schulung unserer Pastoren und Lehrer, die das unmittelbare Schriftstudium beiseite schob, konnte eine Veräußerlichung und Verknöcherung unsrer Orthodogie garnicht ausbleiben. Der Verstand wurde viel zu sehr in Anspruch genommen und spielte allzusehr die Hauptrolle, als daß das Herz dabei auf seine Rechnung hätte kommen können. Dogmatisch-begrifflich wurde die Theologie gelehrt, dogmatisch-begrifflich wurde sie aufgefaßt, dogmatisch-begrifflich wurde sie dem Volk von der Kanzel, der Jugend in der Christenlehre, den Konfirmanden im Unterricht, den Kindern in der Schule vorgelesen; die naturnotwendige Folge war eine überwiegend be-



griffsmäßige Schulung in der reinen Lehre, eine Verstandesorthodoxie, der Herz und Leben je länger je mehr entschwand. Ein Stück psychologischer Erkenntnis blieb den vorwiegend dogmatisch schulenden Vätern verborgen: daß der Verstand, das Begriffsvermögen des Menschen, durch und durch, ja wesentlich gesetzlich ist, daß er aus lauter Gesetzen des Denkens besteht, unter absolutem Zwange auffaßt, scheidet, verbindet und schließt. Daß er erbarmungslos zwingt und herrscht. Die Gesetzesart ist ihm unveräußerlich. Daher empfinden wir gerade den raisonnierenden Verstandesmenschen als einen geistigen Vergewaltiger, der uns unter sich zwingen und unfre Persönlichkeit vernichten will. Darum wird naturnotwendig alle vorwiegend verstandesmäßig übermittelte Wahrheit mit der Zeit gesetzlich, das Evangelium selbst wird als ein Gesetz vorgetragen, und damit verliert es seine eigenste Eigenart, sein Leben und seine göttliche Kraft. — Wir haben früher in diesem Aufsatz gesagt, daß Walthers die Vermischung von Gesetz und Evangelium für die schlimmste aller Lehrverderbungen erklärte. Es ist so. Die Vergesetzlichung des Evangeliums ist seine totale Vernichtung. Und wer nun die in unsern Kreisen im Schwange gehende Predigt und Weise des Lehrens aus konkreter Anschauung kennt, der wird nicht umhin können, mit Freuden zu bekennen, daß es unter uns noch sehr viel köstlicher evangelischer Predigt und viel herzegewinnenden evangelischen Unterricht gibt, zugleich aber auch, daß die Vergesetzlichung des Evangeliums bei uns einen erschreckenden Umfang gewonnen hat. Glaube, Liebe, Gottesfurcht, das Gebet, Schriftlesen, Hausgottesdienst, Kirchenbesuch und Abendmahlsgenuß, Heiligung, Kreuzigung des Fleisches, Meidung des Weltwesens, die Opfer für Gemeinde, Schule, Anstalten, Mission, Neubauten — kurz, das ganze herrliche evangelisch-freie Christenleben wird da zu einem verfluchten Soll und Muß, zu einer widerlichen, saueren, unerträglichen Last anstatt zu einer seligen Lust gemacht. Und das, ohne daß man durch brüderliche Ermahnung dieser unleidlichen Verderbung des Evangeliums zu steuern sucht, ja vielsach, ohne daß man sie erkennt. Es gibt christliche Gemeindegemeinschaften unter uns, deren Geist sich durch nichts von dem der Staatsschule unterscheidet als dadurch, daß nicht gerade gottloses Zeug in ihnen gelehrt und die lutherische „Religion“ noch als Sachunterricht „gegeben“ wird. Und das wird geduldet! Mehr als das. Es gibt Kanzeln in unsrer Mitte, besonders von solchen besetzt, die aus Urdeutschen über Nacht hyperenglisch geworden sind, auf denen stehend

das Heilige in eine unheilige, die Majestät des Evangeliums durchaus entwürdigende, dem ungeistlichen Ton des schlechteren Sektentums nachgeäffte, ja wohl mit Witzen und Gossenausdrücken gespickte Sprache gekleidet wird. Und wo sind die Brüder, die das mit Ernst strafen, oder die Visitatoren, die so etwas nicht dulden? — Es gibt ja seit Jahren einen großen Schwarm von kleinen kirchlichen Lokalblättern unter uns. Wer Gelegenheit hat, eine Anzahl derselben zu prüfen, den überläuft ein kalter Frost bei dem geschäftsmäßigen Ton, in dem hier die kirchlichen Sachen besprochen werden. Und käme nicht das Wort Lutherisch immer wieder vor, so würde man meinen, man habe es mit einem Methodisten-, oder Baptisten-, oder United Lutheran Church-Blatt zu tun. Und was da manchmal für ungeistliche, weltlich verführerische, falschgläubige und geradezu gottlose Dinge in den Blättern unsrer intersynodalen Vereine, die doch die Kirche erbauen sollen, zusammengeschrieben werden, nach denen kaum ein Hahn kräht, das ist eine Schmach für unsre Kirche und ein Hohn auf den Ruhm der Rechtgläubigkeit. Ja, sind denn unsre großen alten und offiziellen Synodalblätter immer tadellos orthodox gewesen? Ich erinnere an die verfloffenen Kriegsjahre. Haben wir da von ihnen nicht dies und jenes uns sagen lassen müssen, das die Lehre vom Unterschied des weltlichen und kirchlichen Regiments schnurstracks vernichtete und die Gewissen in Bezug auf die freiwillige Beteiligung an der Kriegsführung absolut verwirrte? Hat da nicht eins unsrer offiziellen Synodalblätter monate- oder ein Jahr lang eine ständige Rubrik über die "war activities of our Churches" geführt? War das orthodox? Haben nicht Professoren und Pastoren unter uns die Kirche mit „patriotischen“ Reden und sachlich unwahrhaftigen Pamphleten zur energischen Beteiligung am Kriege überschwemmt, ja selbst dazu geraten, daß Gemeinden und Pastoren die Kanzel und die seelsorgerische Tätigkeit in den Dienst der kriegführenden Regierung stellten — mit der geradezu unwahrhaftigen Begründung, daß die christlichen Gemeinden als staatliche Korporationen, die den Schutz der Obrigkeit genießen, das der Obrigkeit schuldig seien — und das alles bei der Tatsache, daß kein Mensch im Lande über die Rechtmäßigkeit unsrer Beteiligung am Kriege gewiß sein konnte? — War das Orthodoxie? Heute schämen wir uns jedes derartigen Worts, das unter uns von Kirche wegen geredet und geschrieben und für Geld vertrieben worden ist, denn heute ist vor aller Welt offenbar, daß die Beteiligung unsrer Regierung am

Weltkriege ungerechtfertigt, wenn auch für die einzelnen Bürger unter dem Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit — so lange das Recht zum Kriege im Zweifel stand — keine Sünde, sondern Pflicht war. Wir sagen dies nicht, um uns selbst die Rechtgläubigkeit abzusprechen — die lassen wir trotz alledem stehen —, sondern um denjenigen unter uns die Augen zu klären und zur Demut zu dienen, die das bloße Nachsagen tradierter lutherischer Lehrformeln für Orthodogie halten und darin den einen großen, alles umfassenden und alles deckenden Gesamtruhm ihrer selbst und der Kirche sehen, in dem sie sich über jeden andern erhaben dünken, während sie den eigenen Mangel an Geist und Evangelium, ihre eigene geistliche Verkünderung nicht gewahr werden, womit sie den herrlichen Ruhm der Rechtgläubigkeit bei der Welt und allen liberalen und unionistischen Kirchen zum Gegenstand des Spottes machen.

Und da wir hier bei dem Kapitel des selbstgefälligen Rühmens sind, — der Schreiber dieses Artikels hat mehrere Jubiläumsfeiern innerhalb der Synodalkonferenz als Festredner mitgemacht und einen Teil der erschienenen Jubiläumsliteratur durchgesehen. Was er da gehört und gelesen, war nicht alles Preis der Gnade im Geist der Zöllnerbuße, obwohl es sich selbstverständlich in der Form des Soli Deo bewegte. Nur auf einer dieser Versammlungen hat er einen furchtlosen Hinweis auf die bereits unter uns eingerissenen Schäden und eine herzliche Ermahnung zur Buße — außer dem, was er selbst sagte — gehört. Nur das ganz generelle und übliche Bekenntnis, daß wir all des Segens ganz unwürdig seien, das ja jener Pharisäer auch in seinem Dank bekennt, kam auf den andern hie und da zum Ausdruck. Ja, sein eigener Hinweis auf die bei uns sich findenden Gebrechen und falschen Ansätze erregte in einer dieser Versammlungen gerade bei einem Teil der anwesenden Pastoren einen solchen Unwillen, daß sie sich für verpflichtet hielten, öffentlich schriftlich gegen ihn zu zeugen, wobei sie die von ihm geredeten Worte gründlich verdrehen mußten, um einen Schein des Rechts zu haben. Im übrigen herrschte allzu stark der Ton des Selbsttruhms, der Verherrlichung der Synode, ihrer reinen Lehre, ihrer Größe, ihrer Werke und Stärke. Auf einer andern dieser Jubelfeiern war das Thema der englisch gehaltenen Hauptpredigt: Advertise the Gospel! Das sei der große Mangel der lutherischen Kirche: sie verfrichte sich zu sehr in den Winkel, sie "advertise" sich und ihr "gospel" nicht genug. Das verstünden Rom und die Sekten und die

Geschäftsleute besser. Die Kinder der Welt seien in diesem Stück flüger als die Kinder des Lichts, darum hätten sie auch größere Erfolge. Wenn die lutherische Kirche das "advertise" ordentlich lerne, werde sie denselben Erfolg haben. —

Leider ist eine derartige Predigt keine vereinzeltete Erscheinung mehr in unsrer Kirche. Es gibt — gerade unter den englisch gewordenen Pastoren — eine ganze Anzahl, deren gesamter Sinn und gesamte Predigt- und Seelsorgertätigkeit schon vom Sektengeist angefressen und auf diesen markttschreierischen Ton gestimmt ist. Und der steckt an wie eine ansteckende Krankheit, am allerleichtesten bei unsrer noch studierenden und bereits beamteten Jugend. Darum ist es wohlgetan, ihn ein wenig genauer zu befehen.

Unser Herr hat uns geboten: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“ „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie . . . und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ „Der Tröster, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit . . ., der wird zeugen von mir, und ihr werdet auch zeugen.“ „Und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem . . . und bis an das Ende der Erden.“ Was all diese Ausdrücke „das Evangelium predigen“, es „halten lehren“, es „bezeugen“, und zwar „aller Kreatur“, „allen Völkern“, „bis an das Ende der Erde“ sagen wollen, bedarf keiner Erklärung. Wir gläubigen Christen, die das Evangelium durch das Zeugnis des Heiligen Geistes in Herz und Sinn haben, sollen allen Sündern mit göttlicher Autorität verkündigen und ihnen als ewige göttliche Wahrheit bezeugen, daß sie in ihrem natürlichen Wesen mit all ihrem Denken, Trachten und Tun und auch mit ihren besten Werken Kinder des Zorns und der ewigen Verdammnis sind, daß aber Gott in unaussprechlicher Liebe und aus lauter Erbarmen nicht will, daß jemand verloren werde, sondern daß sie alle das ewige Leben haben sollen; daß er sie durch seinen menschgewordenen wesentlichen Sohn — durch dessen stellvertretendes Leiden und Sterben am Kreuz — von all ihrer Sündenschuld schon befreit und das ewige Leben ihnen bereitet hat; daß sie nur zu Jesus kommen sollen und ihn als ihren Heiland und sein vergoffenes Blut als ihre Gerechtigkeit sich schenken lassen und darauf getroßt vertrauen sollen, so sind sie schon gerecht und Kinder Gottes und Erben des ewigen Lebens; daß dies der sichere, aber auch einzige Weg zum Leben, daß in keinem andern Heil ist, daß alle menschliche Tugend, Anstren-

gung und Werke gar nichts zur Seligkeit nützen, sondern nur in den ewigen Abgrund führen, so man darin seine Gerechtigkeit sucht; daß, wer da glaubt, selig wird, wer aber nicht glaubt, verdammt wird; daß der Weg zu Jesu und seinem Heil durch Buße geht, daß niemand zu ihm kommen und an ihn glauben kann aus eigener Vernunft und Kraft, daß der Heilige Geist das ganz allein wirkt durch eben dies Wort vom Heiland, daß der Gläubige durch den Glauben ein neuer Mensch werde, daß Gott ihn durch sein Wort und Sacramente täglich heiligen, die sündlichen Lüfte in ihm kreuzigen und ihn Christo in der Gesinnung ähnlich und ewig mit ihm herrlich machen wolle; daß er, der Gläubige, darum Gottes Wort gerne und fleißig hören, lernen, alles gottlose und sündige Wesen mit Furcht und Zittern fliehen und seinen Leib Gott zu einem lebendigen Opfer darbringen müsse, — das ist es in der Hauptsache, was wir, die Kirche, allen Menschen als unumstößliche gottgeoffenbarte Wahrheit im Namen Gottes verkündigen und bezeugen sollen. Dies sagen, lehren, bezeugen, verkündigen öffentlich und sonderlich, von den Kanzeln, von den Dächern, auf dem Markt und im Hause, bei Christen und Heiden, in Wort und Schrift, in Bild und Bau, mit Tat und Wandel — das heißt das Evangelium predigen. — Aber gerade das wollen ja doch diese Pastoren, die so sehr auf das "advertise" des lutherischen Evangeliums und der lutherischen Kirche dringen? — Ja, wollten sie das, wer sollte ihnen nicht mit Freuden beifallen! Aber nein, das wollen sie nicht. Wenn sie das meinen, warum drücken sie es nicht mit denselben oder gleichbedeutenden Worten aus wie der Herr? Warum anstatt predigen, verkündigen, bekennen und dergleichen das profane, vom modernen Geschäftsleben herübergenommene Wort advertise, das in unserm Lande des "advertising" niemand mehr anders als in dem üblichen geschäftlichen Sinne verstehen kann und das tatsächlich von den Zuhörern, wie ich mich des öfteren habe überzeugen müssen, nicht anders verstanden wird und nun und nimmer den Begriffen predigen, verkündigen, etc., vom Evangelium gebraucht, gleichwertig ist. Man predigt, oder verkündigt eine Botschaft, man „zeigt an“ eine Ware, die man verkaufen, verschenken oder verteilen will. Man kann einen Acker, ein Haus, oder ein Stück Vieh, oder ein Pfund Fleisch wohl „anzeigen“, aber nicht predigen, und man kann eine Botschaft wohl predigen, aber nicht mehr anzeigen; sie ist eben damit, daß sie gepredigt oder verkündigt wird, schon so öffentlich angezeigt, wie es nur möglich ist.

Man bezeugt und bekennt eine Wahrheit, oder eine Tatsache; das ist etwas ganz anderes als sie öffentlich anzeigen oder bekannt machen. Und im landesüblichen Sinne heißt advertise, anzeigen, nicht: eine Botschaft oder eine Wahrheit publizieren, das Ding, die Tatsache oder die Wahrheit selbst mit Wort oder Schrift darbieten, sondern es heißt von der Sache, über die Sache reden oder schreiben, sie loben, anpreisen, rühmen und sie dadurch als begehrenswert darstellen. — Und genau das ist es, was die Befürworter des Anzeigens des lutherischen Evangeliums und der lutherischen Kirche meinen und wollen. Es ist ihnen nicht genug, daß das Evangelium selbst nach seinem Inhalt in aller Welt gepredigt, bezeugt, bekannt werde, sie wollen vom Evangelium, über das Evangelium, um das Evangelium herum viel geredet, geschrieben und Getue gemacht, wollen es gelobt, angepriesen, gerühmt und dadurch für die Menschen begehrenswert gemacht wissen. So machen sie es selbst. In jener oben beschriebenen Predigt, in welcher das "advertise" als die eine große Panazee der lutherischen Kirche angepriesen wurde, war ein einziger Satz, der von dem Inhalt des Evangeliums etwas verklauten ließ; alles andere, von Anfang bis zu Ende, war Gerede vom Evangelium, über das Evangelium, um das Evangelium herum; das Evangelium wurde angepriesen, wie ein Geschäftsmann seine Ware in den Zeitungen anpreißt, und zwar auf dieselbe markttschreierische Weise. Das ist ihnen die Kur für die lutherische Kirche: boost the Lutheran Gospel, Reklame machen für das lutherische Evangelium. Daß sie dabei ebenso unwahrhaftig werden müssen, wie die Geschäftsleute in ihren Zeitungsanzeigen es sind, bleibt ihnen verborgen. Ihr advertising des Evangeliums müßte doch, um wahrhaftig zu sein, alle Seiten des Evangeliums darlegen; nicht bloß diejenigen, welche das Evangelium dem natürlichen Geschmack der Menschen angenehm erscheinen lassen, sondern auch diejenigen, welche es für den natürlichen Menschen zum Argerniß und zur Torheit machen. Ersteres sagen sie, letzteres verschweigen sie. Sie sagen nicht, daß das lutherische Evangelium im Gegensatz zu dem der andern Kirchen alle menschliche Vernunft und Weisheit in Sachen des Seligwerdens als Narrheit und Gotteslästerung verdammt, daß es auch die beste bloß menschliche Gerechtigkeit für ein unflätig Kleid erklärt, daß es alles Logentum als einen Greuel vor Gott absolut verwirft, daß es keine Gemeinschaft mit irgendwelcher Sünde oder falscher Lehre duldet.

Laß sie doch in allen Zeitungen und an allen bill-boards, an jeder Straßenecke mit fußhohen Lettern anzeigen: The Lutheran Gospel condemns the prevailing methods of money-making in business, its profiteering, its dishonest advertising, etc. The Lutheran Gospel condemns Lodgism in every form. The Lutheran Gospel condemns woman suffrage in the Church — und hundert andere solche Eigentümlichkeiten des lutherischen Evangeliums, und wir wollen doch sehen, wieviele Seelen sie mit diesen Anzeigen gewinnen und wieviel Ruhm sie bei der Welt für das lutherische Evangelium einheimfen. Ja, wollen sie mit ihrem Anzeigen des Evangeliums bei der Welt Erfolg haben, so müssen sie das Evangelium in allem und jedem Stück verleugnen, denn das Evangelium ist ganz und durchweg, in jedem einzelnen Stück und in jedem historischen Bericht, vom ersten Wort der Genesis bis zum letzten Wort der Offenbarung den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. So werden diese Befürworter des advertising of the Gospel in ihrer Tätigkeit unbewußt zu größeren Sügnern und Seuchlern als die verlogensien Geschäftsjuden in ihren Zeitungsanzeigen. Das Evangelium — und damit meinen wir das ganze liebe Gotteswort — kann in der Christenheit, die es seinem Inhalte nach kennt, nie genug gelobt und gepriesen werden, denn je tiefer der Christ es erkennt, desto größere Freude hat er daran. Er freut sich auch jedes hart scheinenden Gesetzes, jedes dem Fleische schauerlichen Gerichts Gottes, das er an einzelnen und an ganzen Völkern ausgeführt sieht, freut sich auch über jeden Fluchpsalm; aber das Evangelium bei der gottlosen, vernunftstolzen, selbstgerechten Welt „anzeigen“, a n p r e i s e n, annehmbar und gefällig machen heißt es dem Unglauben, der Vernunft, der Selbstgerechtigkeit, dem Fleisch mundgerecht machen, es auflösen, oder die Welt belügen. — Das ist es, was sich solche unsrer Amtsbrüder, die das Advertise the Gospel so stark urgieren, nicht klar gemacht haben. Wir können unsere Studenten und jungen Amtsbrüder, besonders diejenigen, welche in das Englische übergehen müssen, vor diesem spezifisch amerikanisch-sektiererischen Zuge nicht genug warnen. Wer das lutherische Evangelium wahrheitsgemäß „anzeigen“, wird mit seinem „Anzeigen“ genau denselben Widerspruch und dieselbe Todfeindschaft bei der Welt erregen, wie mit seinem Predigen, Verkündigen, Bezeugen und Bekennen desselben.

Doch nicht nur einzelne, — auch die Kirche als Ganzes ist ja schon in dies hohle und unheilige Wesen gekommen. Wir haben ja nun schon seit Jahren unsre Publicity Bureaus, gerade wie die Sekten. Die lassen wir gelten, sofern sie nichts anderes sind als Informationsstellen, die für Lutheraner und Nichtlutheraner über die lutherische und die unlutherische Kirchen ganz objektiven und wahrhaftigen Aufschluß geben. Aber sie gehen über dies Ziel hinaus. Sie wollen publicity, öffentliche Bekanntheit für unsere Kirche, wollen sie der Welt und den andern Kirchen bekannt, ja, "conspicuous" machen. Sie sagen: "We want to put the Lutheran Church on the map." Ihre Klage ist, daß die Welt, besonders die Sektenleute, die lutherische Kirche und besonders die Synoden der Synodalkonferenz nicht genug kennen und sie insolgedessen nicht gehörig würdigen. Diese Würdigung wollen sie der Kirche verschaffen, und zwar dadurch, daß sie ihr schnelles Wachstum, ihre äußere Größe, ihre guten Eigenschaften, Tugenden und großen Taten, ihre Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten, die bürgerliche Tüchtigkeit und den amerikanischen Patriotismus ihrer Glieder der Welt bekannt machen und ins rechte Licht setzen. Mit andern Worten: die Kirche will sich selbst vor der Welt rühmen. Denn etwas anderes ist dies publicity-Wesen nicht. So hat ein Festkomitee der Wisconsin-Synode seinerzeit den Präsidenten unsers Landes von der Jubelfeier unsrer Anstalt in Watertown in Kenntnis gesetzt und ihn zur Teilnahme an derselben eingeladen. Er lehnte natürlich ab; aber gratulierte doch. So hat das Publicity Bureau unsrer großen Schwester Synode den Präsidenten von der Existenz der Missouri-Synode, von ihrer Geschichte, ihrem Wachstum und ihrer Größe in Kenntnis gesetzt. Er verwunderte sich, spielte auf die Mayflower an und gratulierte natürlich. Nun fragen wir: Wozu das? Was soll das? Was sollte der eine Präsident in Watertown anders als uns oder unsre Anstalt verherrlichen? Was sollte der andere Präsident anders als über die Herrlichkeit unsrer Schwester Synode seine Verwunderung aussprechen? Wenn das nicht der Zweck dieses Stückes von publicity-Tätigkeit war, welcher war es denn? Wir wollten die beiden Präsidenten doch nicht bekehren oder zu Lutheranern machen, doch ihnen nicht das Evangelium predigen nach des Herrn Befehl, doch ihnen als Freimaurern nicht bezeugen, daß sie Götzendienst treiben oder dergleichen? Es lag uns nicht an ihrer Seligkeit, sondern an unsrer eignen — der sichtbaren amerikanisch-



lutherischen Kirche, oder gar der Wisconsin- und der Missouri-Synode — Verherrlichung und Förderung vor der Öffentlichkeit. Wir wollten den Kaiser Augustus zum Lobredner unsrer Kirche und ihrer Größe machen. Das ist ja einerseits wieder die prinzipienlose Vermischung von Staat und Kirche, von der wir oben schon geredet haben. Wir haben es in unsern Kirchenblättern jedesmal mit großer Entrüstung gestraft, wenn unsere Landespräsidenten der römischen oder einer andern Kirche den Hof machten, und nun forderten wir sie auf, unsrer Kirche den Hof zu machen. Das heißt, der von uns mit großem Ernst gepredigten eigenen Lehre ins Angeficht schlagen und sich als Heuchler vor allen Menschen darstellen. Doch das nur nebenbei. Wir stehen hier bei dem Kapitel der marktshreierischen Selbstverherrlichung der Kirche als einem nur zu offenbaren Anzeichen des heutigen Tiefstandes ihres sittlichen Gefühls. Dies Wesen deutet eine so große Unklarheit und Verwirrung der Erkenntnis der Lehre von der Kirche an. Man identifiziert dabei fortwährend sichtbare und unsichtbare Kirche. Man vergißt dabei, daß die Braut Christi nur inwendig herrlich, nur herrlich vor Gott und dem Glauben, der Welt verborgen, daß sie vor Menschengen — durch ihre Knechtsgestalt, ihre Schwäche, durch die äußerliche Beimischung von Heuchlern — „schwarz“ (Hohelied 1, 5 f.), unansehnlich und von der Sonne verbrannt ist, daß Menschengen keine menschliche Herrlichkeit, sondern lauter Erbärmlichkeit an ihr wahrnehmen. Ihr Evangelium, ihr Bekenntnis ist der Welt ein Ärgernis und eine Torheit, ihre äußere Gestalt ist Zerrissenheit, Zanf und Streit. Nicht einmal zwischen Missouri und Wisconsin ist lauter Liebe und Friede. Sie hat immer wieder Davide, Petrusse und Judasse in ihrer Mitte, hat beständig Elemente, deren sie sich vor der Welt schämen muß. Ihre Opfer für das Reich Gottes, ihre guten Werke sind — soweit Menschen sie beurteilen können — lauter Lumperei gegenüber denen, die die Weltkinder für ihre Zwecke bringen. Was sind unsere schönsten Bauten, Kirchen und Anstalten, Schulen und Hospitäler gegen die Tempel der Logenbrüder und der Christian Scientists, die humanitären Anstalten und Stiftungen der Welt und Roms! Es gibt für die Kirche kein unvernünftigeres Unternehmen, als mit großartigen Bauten und Einrichtungen vor der Welt prunken zu wollen, die dann doch nicht dem freiwilligen und freudigen Opfergeist der Christen entspringen, sondern mit menschlicher Drängerei, mit spezifisch amerikanischen Mitteln dem alten Adam abgerungen sind. Also auch das

Anpreisen der Kirche, das advertise the Lutheran church, boost the church, put the church on the map, ist ebenso wie das Anpreisen des lutherischen Evangeliums nicht nur der Kirche ganz unwürdig, sondern geradezu unwahrhaftig und in seinen Wirkungen nur schädlich. Daß es unter uns aufgekommen ist, von manchen eifrig betrieben wird, bei vielen Verteidigung und Förderung und ganz allgemein Duldung findet, ist ein trauriges Zeichen davon, wie weit die Erkenntnis des Evangeliums und der reinen Lehre von der Kirche uns bereits entschwunden ist, wie tief wir geistlich und moralisch gesunken, wie stark wir vom amerikanischen Sektens- und Weltgeist bereits angesteckt und veräußerlicht sind, — ein Hohn auf das übertriebene Bohlen auf „reine Lehre“ und lutherische Orthodoxye. Es wird uns gehen wie den Synoden des Ostens. Wir werden den lutherischen Namen und eine große Masse lutherischer Lehrwendungen behalten, während wir das lutherische Evangelium und den lutherischen Geist dem Geist des vernünftelnden, ganz äußerlichen kalvinistischen Sektentums und der Welt opfern.

(Fortsetzung folgt.)

A u g. P i e p e r.

## WHAT SHOULD BE OUR ATTITUDE TOWARD ORGANIZATIONS WITHIN OUR CHURCH?

---

This is an eminently practical question. Organizations are multiplying rapidly among us. They continually canvass our congregations for members, insistently demand recognition and frequently represent us before the public and can, therefore, not be considered the private affair of their members. The very fact that they bear the name of our Church and purport to serve our Church involves the entire Church in what they say and do. Thus every one of us is directly concerned and, in a measure, responsible.

This growing tendency to form separate organizations among Church members should not be taken lightly. It is a symptom of something that is going on deep down in the inner life of our Church, for behind every action there lies a thought, whether we are conscious of it or not. We are compelled to ask, Does this symptom we observe indicate a healthy growth and true progress or is it an indication of declining spirituality? Will these organizations further and strengthen the true life of the Church or will they hinder it?

How is this to be determined? Where Scripture does not give us an answer in so many words, we have to find it by going back to the fundamental principle involved, to the Gospel itself. This we should do in all matters, if we do not want to lose our clear vision and sound judgment. We always stand in danger of forgetting our true aim. We all are inclined to adopt methods and employ means thoughtlessly, especially when we are lured by the promise of quick and tangible results. If we would do sound work and build wisely, we must again and again return to the Gospel and start from there. But such a return means more than an intellectual review of certain statements of dogmatics and of pastoral theology. Romans 12:2 applies here: "Be ye transformed by the renewing of your mind, that ye may prove what is that good, and acceptable, and perfect will of God." Clear vision and sound judgment are gained only through true repentance.

He who would see the world and the Church as God sees them must survey them with eyes of faith from under the cross on Golgotha.

So in this instance. The organizations under discussion exist in our church and, according to their claims, for our church. Now our Lutheran Church and the individual churches rightfully bear the name Church only on account of the presence in them of the One Holy Christian Church. Whatever we do as members of our church we do as members of the Church. Whatever is to serve our church is to serve the Church. Church members who desire to work according to the good, acceptable and perfect will of God must, therefore, be clear on this question, What is our mission as members of the Church of Jesus Christ?

### I. What is our mission as members of the Church of Jesus Christ?

(It will be sufficient to present this part of our treatise in outline.)

- 1) The Church is the community of all true believers in Jesus Christ, Acts 5:14, "and believers were the more added to the Lord"; the kingdom and household of God, Eph. 2:19; the temple of God, of the Holy Ghost, Eph. 2:21-22, 2 Cor. 6:16; the body and fulness of Christ, Eph. 1:22-23, 4:15, 5:23, Col. 1:19; a chosen generation, a royal priesthood, a holy nation, a peculiar people, 1 Pet. 2:9; the saints and faithful brethren in Christ, Col. 1:2; "my sheep", John 10:26.

It is invisible: "The Lord knoweth them that are his", 2 Tim. 2:19; "the kingdom of God cometh not with observation . . . it is within you", Luke 17:20-21.

It will endure forever: "The gates of hell shall not prevail against it", Matt. 16:18; "I give unto them eternal life; and they shall never perish, neither shall any man pluck them out of my hand", John 10:28.

- 2) The purpose of God toward the Church is stated Eph. 4: "He that descended is the same also that ascended up far above all heavens, that he might fill all

things. And he gave some, apostles; and some, prophets; and some, evangelists; and some, pastors and teachers; for the perfecting of the saints, for the work of the ministry, for the edifying of the body of Christ.

This includes

A) The conversion of unbelievers: "teach all nations", Matt. 28: 18-20; "power of God unto salvation . . . to the Jew first, and also to the Greek", Rom. 1:16; "God will have all men to be saved", 1 Tim. 2: 4.

B) The preservation of the believers: "kept by the power of God through faith unto salvation", 1 Peter 1: 5; "he which hath begun . . . will perform it until the day of Jesus Christ", Phil. 1: 6.

C) The perfecting of the believers in Christ: "that the man of God may be perfect, thoroughly furnished unto all good works", 2 Tim. 3: 17; "grow up into him in all things", Eph. 4: 15; "that ye might be filled with the knowledge of his will in all wisdom and spiritual understanding", Col. 1: 9; "no more children", Eph. 4: 14; "created in Christ Jesus unto good works", Eph. 2: 10; "fruitful in every good work", Col. 1: 10.

3) This gracious purpose God achieves through the preaching of the Gospel by the Church.

A) God builds the Church:

1 Cor. 3: "Who is Paul? . . . Ye are God's husbandry, ye are God's building." Phil. 2: 13: "It is God that worketh in you —." 1 Peter 1: 5: "Ye are kept by the power of God." John 10: 16: "Them also I must bring." John 17: 11: "Those whom thou hast given me." Is. 40: 11: "He shall feed his flock." Ezek. 34: 16: "I will seek that which was driven away."

B) He does this through the means of grace:

See above Eph. 4. Romans 1: 16: "the power of God unto salvation." Rom. 10: 17: "Faith cometh by hearing, and hearing by the word of God."

Matt. 28:19: "Go ye therefore and teach all nations, baptizing them in the name of the Father and of the Son and of the Holy Ghost."

- C) He has called the Church to administer the means of grace and thus to edify the body of Christ.
- a) The Church is called to preach: Is. 40:9: "O Zion, that bringest good tidings, get thee up into the high mountain; O Jerusalem, that bringest good tidings, lift up thy voice with strength; lift it up, be not afraid; say unto the cities of Judah, Behold your God." Matt. 28:18-20. Acts 1:8: "Ye shall be witnesses unto me." 1 Peter 2:9: "that ye should shew forth the praises." See above Eph. 4. 1 Cor. 12.
- b) By the preaching of the gospel the purpose of God is accomplished: Towards the world — 2 Cor. 2:15-16: "For we are unto God a sweet savor of Christ, in them that are saved, and in them that perish: to the one we are the savor of death unto death; and to the other the savor of life unto life."

Towards the brethren, their preservation in the faith and their perfection in Christ. Matt. 18. Gal. 6:1. Eph. 4. Rom. 12. 15. Col. 3:12-17.

Towards erring Christian churches, who are thereby strengthened in the truth they possess and warned against the error in which they are still bound.

- c) For this mission the Church has the gracious promises of God, the fulfillment of which it can and should seek in confident prayer.

The Church has the promise:

Matt. 28:20: "Lo, I am with you always, even unto the ends of the world." 16:18: "Upon this rock I will build my church; and the gates of hell shall not prevail against it."

The fulfillment of this promise the Church should seek in confident prayer:

Matt. 9:38: "Pray ye therefore the Lord of the harvest that he will send forth laborers into his harvest." Col. 4:3: "Withal praying also for us that God would open unto us a door of utterance to speak the mystery of Christ." Acts 4:24-31. Phil. 1:9-11.

- d) The Church has no other mission than the edifying of the body of Christ and no other means than the gospel of Jesus Christ.

No other mission is mentioned in Holy Scriptures, no other means are given. In fact, we are warned against other purposes and against the employment of other means. Jesus says, John 18:36: "My kingdom is not of this world." Luke 17:20-21: "The kingdom of God cometh not with observation, neither shall they say, Lo, here! or Lo, there! for, behold, the kingdom of God is within you." Jesus warns Peter: "Put up again thy sword into his place: but all they that take the sword, shall perish by the sword." 2 Cor. 10:4-5: "For the weapons of our warfare are not carnal, but mighty through God to the pulling down of strongholds, casting down of imaginations, and every thing that exalteth itself against the knowledge of God, and bringing into captivity every thought to the obedience of Christ."

Of the thoughts presented in this somewhat extensive outline we need to be reminded from time to time in order that we may not lose our clearness of vision to be swept away by the wrong ideas prevalent in our day. The Church is purely spiritual in character; the means by which it is edified are purely spiritual means. The Church is not called to adjust the social and economic relations between men. The Church is neither the adviser of civil government nor its agent. Numbers do not count, and visible success may be the direst fail-

ure. We are called to lead men to Christ and to build them up in Christ. Keeping this in mind, we ask, How shall we go about our mission?

## II. How shall we perform our task as members of the Church of Jesus Christ?

It is clear that the Church is being edified wherever and whenever the Gospel is preached to men. The Gospel is not bound to time or place. It is not dependent on outward forms. When John said to Jesus: "Master, we saw one casting out devils in thy name; and we forbade him, because he followeth not with us", the Lord replied: "Forbid him not: for he that is not against us, is for us." Paul says, Phil. 1:18: "What then? notwithstanding every way, whether in presence or in truth, Christ is preached; and I therein do rejoice, yea, and will rejoice."

That the Gospel is and must remain free and unfettered, does, however, not conflict with 1 Cor. 14:40: "Let all things be done decently and in order." True, every faithful Christian is a witness of Christ at all times and in all places where he is found, still this does not preclude that the Lord assigns us a particular place in the work of the Church and lays on us particular duties. The faithful worker will follow the direction of his Lord and apply himself conscientiously to his immediate task, humble though it may appear, without constantly sighing for and seeking an opportunity to do "greater things". Nor is it difficult to ascertain what is our first duty. To the man whom he had freed from the devil the Lord did not grant the request to be permitted to follow him. He said: "Go home to thy friends, and tell them how great things the Lord hath done for thee and hath had compassion on thee." Jesus sends him to his home to begin his work there; and it is in our home where we ought to begin our work.

### The Home.

Some one has called our age the age of delegated duty and responsibility. One of the chief offenders in this respect is the home, which is in every way possible relieving itself of the duties it is called to perform. The woman who neglects



her own family in order to take an active part in this or that society for the betterment of children has become almost proverbial. Parents readily entrust their sons and daughters to strangers for supervision and training. Even the parish school and the Sunday School are often made an excuse for parental neglect. Men who want to better conditions in their church rarely think of starting with the home. Yet that is the very place where we ought to start. The home has the first duty to preach the Gospel of Jesus Christ.

"Children are a heritage of the Lord", Ps. 127:3, and the Lord says, Eph. 6:4: "Ye fathers, provoke not your children to wrath: but bring them up in the nurture and admonition of the Lord." What God expects of Abraham he expects of all parents who belong to the seed of Abraham: "I know him, that he will command his children and his household after him, and they shall keep the way of the Lord, to do justice and judgment: that the Lord may bring upon Abraham that which he hath spoken unto him."

From the hands of the parents God will on the last day demand the souls of their children. Even if the Lord had not told us His will in this matter so plainly, where would a Christian who is a parent want to begin to tell of the wonders of the grace of God? He certainly would not pass his own flesh and blood by to preach the Gospel to strangers.

The home offers the best opportunity for this work. Here we have the sacred bonds of conjugal, parental and filial affection. Here the lives of individuals flow together as they do nowhere else in this world. The first and most lasting impressions are received in the home, the influence of which for this reason goes further than any other in shaping the attitude of the individual toward life. The members of the family go through joy and sorrow together. From the home life springs, and in the home we mournfully watch it out. The Gospel in the home means the Gospel carried directly into all the phases of human life under the most favorable condition. In the close personal contact in the home the example of a Christian father and mother becomes a mighty influence in the life of their children. Under the fostering care of the parents the Christian virtues spring up and grow in the heart of the little

child. No one can as well as a father or a mother help youth in its many perplexities and temptations and shield it from the seductions of the wicked world. Here the Christian virtues should be practised: the fatherless should find loving shelter; the stranger within our gates, Christian hospitality; the hungry and the suffering, an open hand.

We cannot easily overvalue the influence of a Christian home on other homes in the community, especially when we remember how the sons and daughters some day will leave to found new homes patterned after that of their pious parents.

We have often wondered why some mothers are so eager to take an active part in the external, transitory affairs of the world when they have the divine call and the best opportunity to build for eternity in training their young in the fear of God. We cannot understand the fathers who feel that their business requires their personal care while they are so ready to delegate their duty as parents to almost any stranger. We cannot without serious apprehensions see how clubs and societies flourish while the home languishes.

Parents, if you would serve Christ and the Church, start in your home; and let the church with determination set its face against the trend of our time and point its people back to their homes.

In the home the Church can live on even when persecution makes public worship impossible; and it is the home that gives the Church its most earnest and efficient workers. For our work is by no means confined to the home, we are called to serve in a wider sphere, the local congregation, the home church.

### **The Home Church.**

In the second chapter of the Acts we read: 'And they continued steadfast in the apostles' doctrine and **fellowship**, and in breaking of bread, and in prayers.'" Here we see a direct fruit of the Gospel. The men who had through faith become members of the invisible body of Christ, the Church, rejoice in the faith of those who confess with them and seek their fellowship. Their Lord had prayed, "That they all may be one", and to them this fellowship is the visible expression of

the oneness in the spirit he had asked for them of the Father. Wherever the Gospel was preached a similar group soon formed, a home church, we might call it. The Scripture lays great stress on this oneness created by the Gospel. John says: "We know that we have passed from death unto life, because we love the brethren." Hebrews 10 we read: "Let us hold fast the profession of our faith without wavering and let us consider one another to provoke unto love and to good works; not forsaking the assembling of ourselves together, as the manner of some is."

When Paul writes, 1 Cor. 12: "As the body is one, and hath many members, and all members, being many, are one body; so also is Christ. For by one Spirit we are all baptized into one body, whether we be Jews or Gentiles, whether we be bond or free", he employs the fact that Jews and Gentiles, bond and free, have by God been made one in Christ to urge the Corinthians to include in their fellowship and love all who confess Christ with them notwithstanding the external differences that existed between them. Thus the Gospel unites in the home church all Christians living near each other, the young and the old, the men and the women, the rich and the poor, the employer and the employee, the learned and the unlettered, the weak and the strong, to work with each other and for each other as members of one body. "There is one body, and one Spirit, even as ye are called in one hope of your calling; one Lord, one faith, one baptism, one God and Father of all, who is above all, and through all, and in you all." So close are the bonds that bind Christians together that, "Whether one member suffer, all the members suffer with it; or one member be honored, all the members rejoice." This oneness in Christ of all confessors of the truth must not be clouded or disturbed by any other interests or considerations. The Jew was to forget that he was a Jew, the Gentile that he was a Gentile. How sharply does the apostle not rebuke the Corinthians: "Ye are yet carnal: for wherever there is among you envying, and strife, and divisions, are ye not carnal, and walk as men? For while one saith, I am of Paul; and another, I am of Apollos; are ye not carnal? Who then is Paul, and who is Apollos, but ministers by whom ye believed, even as

the Lord gave to every man? . . . Ye are God's husbandry, ye are God's building."

The Christian who wants to help build the Church will, therefore, not hold himself aloof from the home church, for here, again, God calls him and assigns him his place. Here he finds the opportunity to hear and preach the Gospel.

In the home church **all** Christians as one body do the work of the Church decently and in order for the edification of the body of Christ.

The spiritual priesthood of all believers does not imply that every Christian is called to preach publicly in the Church. 1 Cor. 12:29: "Are all apostles? are all prophets? are all teachers?" Rom. 10:15: "How shall they preach, except they be sent?"

God gives his Church ministers and teachers. Acts 20:28: "Take heed therefore unto yourselves, and to all the flock, over which the Holy Ghost hath made you overseers, to feed the Church of God, which he hath purchased with his own blood." Eph. 4:11-12. 1 Cor. 12:28.

But God does not do this directly, he has committed the ministry of the Word to the Church, (Matt. 18:15-20. John 20:21-23. 1 Cor. 3:21-23. 1 Peter 2:9) and so, on account of the fact that the Church is represented in it, to the local congregation. Matt. 18. Acts 13:2-4. 1 Cor. 5.

Thus the home church is divinely called to establish and maintain the public preaching of the Word and the administration of the sacraments and, in general, to see that the work of the Lord is done effectively and, according to 1 Cor. 14:40, decently and in order. As a body the home church calls preachers and teachers, conducts public services, teaches the children in the parish school and in the Sunday School, and so forth. It elects a church council, a committee for the school and other committees as may be required. The meetings of the voters, the rehearsal of the chorus, the physical care of suffering members, in fact everything a congregation does within its calling, belongs to the work of edifying the body of Christ. And in this work **all** members share.

In the home church every individual Christian as a member of the body has the call and the opportunity to serve the

whole body and the other members by a faithful use of the gifts with which the Lord has endowed him for this purpose.

God does not want us to depend entirely on the work of the pastors, teachers and the so-called church officers. The congregation is a living body, and every living member will perform, and should be encouraged and trained to perform, his individual function in the body. Read Rom. 12, 1 Cor. 12 and Eph. 4. His service does not in the first place belong to the church at large. God has led him into this particular home church and has thereby called him to serve there. His first duty is at home. The pastor or teacher who neglects his work in the home church to **seek** other things to do is unfaithful; the church member who neglects his duty toward his congregation to engage in all kinds of other endeavors is no less guilty.

This should not, however, be misunderstood to mean that our efforts are to be confined to our own congregation and to the territory in which it lies. The very sense of our oneness in Christ with other believers that makes us faithful in the performance of our immediate duty in the home church prevents us from becoming self-centered and narrow and carries us beyond the more limited circle. There are other congregations like ours who are one with us in the faith. Their interests, their labors, their successes, their failures, their problems, their foes — are ours as well, for they are Christ's. We find this richly illustrated by what the Acts and the epistles tell us concerning the relation between the various churches of those days. The question raised at Antioch vitally concerns the Church at Jerusalem. When the latter is not able to care for its own members in a time of famine, all the others extend their help. So we have today a vital interest in the work of our brethren. So there are today tasks the individual congregation is not able to perform alone: The preparation of men for the ministry and for the work in the parish school, the higher education of our young Church members, home missions, the preaching of the Gospel to the colored people of the South and to the Indians, yes, we might well include the care of orphans, the aged, the epileptic and weak-minded, the deaf-mute, where the requirements are greater than that

they can be met by the individual Christian or the home church.

What remains, then, than this that we all join hands and unite our efforts in responding to the **call of our Lord**, doing all things **decently and in order**. In this manner the Gospel has brought into existence our synod.

### **The Synod.**

It will not be necessary to repeat. Here, too, the thought is we **all** who are united in this fellowship as a body preach the Gospel for the edifying of the body of Christ, and every member, the various congregations and the individual Christians in them, faithfully renders Christian service to the whole body and the other members, being called to this work by the Head of the Church. (To save space we have omitted the mention of the intermediate steps, the conferences and the synodical districts.)

A step further in the same direction is the **Synodical Conference**, in which all synods that are one with us in the faith are united for the practice of Christian fellowship, with all that it involves, and also for practical work, Negro Missions.

Truly, if God were to ask us, Why stand ye idle? none of us could say, I have not been called to work, I have not the means with which to work nor have I been shown where to begin. If we but yield ourselves to the guidance of the Spirit of God, we will be builders that build wisely for the glory of our God and the good of His Church.

### **III. How do the activities of the various organizations within our church appear in the light of the principles we have set forth?**

Though much of what we intend to say applies also to societies within the home church, we have in mind chiefly the inter-congregational and inter-synodical organizations, as the former are, or should be, under the direct supervision of the congregation and so under the leadership of men who have been duly called as leaders, while the latter will always to a greater or lesser extent be a foreign element in the congregation.

It should not be necessary to state here that we have in writing this treatise no intention whatever to impugn the motives and to question the sincerity of those who advocate these organizations, or to discredit any good work such organizations have done and are doing. It is far from us to desire to attempt to curtail the rights of our Christian brethren. But we do want to inquire whether these organizations are actually necessary and a benefit to the Church or whether they are superfluous or, perhaps, even harmful. We do want to be clear as to whether or not the activities of these organizations are in accord with the sound principles of Church building. Let us not forget that the organizations themselves force this question upon every pastor and church member, as they ask for recognition and support on the grounds that our Church actually needs them. There are instances where these requests have become rather importunate. A discussion of this question is therefore necessary.

We ask first, Do we need such organizations?

According to their purposes and aims these organizations can be classified as follows: Charitable organizations; mutual benefit societies for life and property insurance; mission societies; societies that divide their interest between Church work and the cultivation of social and recreational life; and innumerable clubs that devote themselves entirely to athletics or to the various sports. Let us first permit several of these organizations to speak for themselves. The American Luther Association defines its purpose thus:

- “1. Through lectures, addresses, readings, debates and general discussion
  - A. To enlarge upon Luther’s influence in Church, American institutions and secular affairs in general, and
  - B. To spread information pertaining to Church, state and other matters.
2. To make known our cause through the publication of proper literature,
3. To cultivate friendship and to offer social entertainments and healthful recreations,

4. To provide suitable housing facilities for classes pursuing special studies; such classes having the privilege of charging a membership fee,
5. To maintain a Ladies' Auxiliary.
6. To maintain a Junior Circle for young people, if conditions and circumstances warrant, and
7. To encourage among Lutheran men in other cities the formation of organizations having the character of the American Luther Association of Milwaukee, and to encourage the creation of a national organization of such associations."

We quote also from the folder used in the canvass for the building fund:

"The surest remedy for this is — Keep the Boy in the Fold — and by doing so fill his leisure hours with constructive thoughts and right activities so he will have neither the inclination nor the desire to seek unwholesome associates or evil pastimes.

"The signs of the times clearly tell us that our Church must combat these insidious influences, not only by preaching the Word from the pulpit on Sunday, but by making the work of the Church a part of the boys' daily lives. The Churches individually must make the hours of recreation for boys and young men one of their regular congregational functions, or foster and materially aid in creating and supporting a common social center building for all the Lutheran boys and men and women, which will include all of the Lutheran Churches in the City of Milwaukee.

"The souls of Lutherans are not dead, they can be inspired to a nobler effort when service to their Church is the question. The glory of the Lutheran Church and the name means so much that Lutherans cannot refuse their time and support to a cause that is bound to result in direct moral benefit to the Church."

The Chairman of the Campaign Committee, who was, by the way, not a member of one of our churches, adds: "On what you have read in the foregoing pages we rest our case for the new American Luther Association Auditorium.



Never before has there been such a Challenge and Opportunity presented to the Lutherans of Milwaukee."

The aims of the American Luther League, as stated in the National Constitution, are:

"1. To assist in furthering the welfare of the Church and State by fostering, promoting and safeguarding the ideal of Christian Education, both elementary and higher, under the auspices of the Church.

To encourage and assist the various units of the League to support undertakings, designed to promote and safeguard the welfare of the Lutheran Church.

To assist in fostering good fellowship and a spirit of mutual helpfulness."

Free scope is given local organizations to add other activities which do not conflict with those enumerated.

From an address delivered by the president of the Wisconsin Branch:

"Our organization does not intend to build schools of its own, but it stands for the idea that the congregations shall do that, and the Synod undertake the work of higher education, and it is our intention as a League to assist in their endeavor, to put our resources and our moral influence behind these efforts, in order that they may succeed in the fullest measure.

"The American Luther League does not want to meddle, it does not want to usurp, it does not want to compete, but to promote and safeguard all activity designed for the welfare of our Church and it urges active participation by the laymen in the work of the Church and Synod.

"The American Luther League has consistently by both spoken and written word drawn attention to the dangers confronting our schools and it has assisted in prompt action. It has been privileged to take an active part in warding off dangers. Last Fall it was practically given charge of the Michigan School Campaign during which four million pieces of literature were printed and distributed. Hundreds of meetings were held and extensive work was carried on. As an organization it contributed several thousand dollars to

the campaign, in addition to rendering personal aid. It has served to crystallize the desire for higher education under Christian influence. It has encouraged the lay people of our Churches to take a more active part in the work of the Church."

A resolution of the Wisconsin Branch reads, in part:

"Whereas: the dangers threatening our schools are becoming greater day by day and we are seemingly fast approaching a crisis, and

"Whereas, it is **essential** that the American Luther League not only hold, but increase its present membership . . ."

We close with an extract from an appeal sent to pastors by the secretary of the Wisconsin Branch:

"Unsere Schulen, die mit Recht Seminare der Kirche genannt worden sind, duerfen wir weder fahren noch von uns nehmen lassen. Darum, bitte, werden Sie so freundlich sein, und unseren Zweck und Ziel foerdern helfen, wie so viele Pastoren und Professoren der Synodalkonferenz es tun.

"In Einigkeit ist Staerke. Nur durch ein gemeinsames energisches Zusammenarbeiten laesst sich ein ganzer Erfolg erzielen."

The program of the Walther League includes Bible study, the support of designated missionaries, the maintenance of hospices, the raising of funds for Wheat Ridge Sanitarium, recreations, amusements and the cultivation of social intercourse.

It will be noted that some of the purposes enumerated properly come under the heading Church work, while others do not.

Concerning the former, establishing and maintaining Christian schools, colleges and seminaries, spreading the doctrines of our Church, pastoring the young people, training all church members to take a more active part in congregational and synodical work, etc., we ask, are they who have a direct call to do this work, the home, the congregation and the synod, unable to perform it properly? Do they lack the means? They have the Gospel; what further means for sound Church building do the organizations possess? Are the necessary funds wanting? Could not the same hands that

fill the treasuries of these societies just as easily contribute directly to the treasuries of the congregation and the synod; and, if they really desired to serve the Church, should they not do that first?

We can conceive of but one cause that could compel a Christian to undertake **public** (organization work is public work) Church work, the **persistent neglect or refusal** of the Church to do its duty.

We are not ready to admit that such a condition is so general among us that church members have to organize themselves to do what the churches properly should do. We have had public preaching, pastoral work and brotherly admonition; parish schools, colleges and seminaries have been established and maintained; missionaries have been sent out; church members have been taking part in church work: — long before we knew any such organizations; and the legitimate work of the Church would go on undisturbed if all of them would suddenly become extinct.

But, we are told, we must organize our members for the protection of our school against its enemies. Let us ask, What can we do to safeguard our school? We can learn to see and teach others to see that greater danger threatens it from within than from without. Our Christian school is a gift of God; it rests safe in His hands; no one can take it from us against His will: but we can destroy it by our unbelief, ingratitude and neglect. God will not thrust this blessing on a people unwilling to receive it. We must bring men to faith. We must build parents up spiritually to lead them to see what the Christian school means for their children and for the Church, to make them willing to send their children and to admonish others to do likewise, and to gain for our school their prayers and their earnest support. This is the work that truly safeguards our school, work that should be done by the congregations and that has always been done by them.

Adequate provisions have been made to do also whatever is necessary and proper to do for the safeguarding of our school as far as the civil government is concerned. In every state in which our synod works a duly appointed committee is authorized to appear before the legislature to protest in our

name against adverse legislation and, if necessary, to appeal to the courts. There is also a general committee whose duty is to co-operate with a similar committee of the Missouri Synod in advising with the brethren under attack and extending them brotherly comfort, personal aid and financial assistance.

Has any one in the congregation and in the synod neglected his work, brotherly admonition is in place. Has anything been omitted; does any member see an opportunity for real service to which others still are blind: tell the brethren in the congregation and the synod. That is the proper thing to do. Surely there is no immediate demand for a special organization. The time may come, but it should not be hastened.

The birth of the Lutheran High School of Milwaukee is an instance of this kind. Some few many years ago felt a want that thousands of us recognize today. They told it to the Church. Delegates from the various congregations met again and again, but the churches were not ready to take the matter up. Only then did these men found the High School Society. A similar case is that of our Charities.

The Lutheran High School is now where it belongs, in the hands of our churches; and we are personally of the opinion that also the work of our Charities should be incorporated in our congregational, synodical and inter-synodical life.

Our churches, we are convinced, are well able to do their work without any outside help.

But, the organizations tell us, we do not want to meddle or usurp, our sole desire and purpose it to serve the church.

Is it advisable for the church to rely on such services? We believe not. Though we know that organizations have frequently rendered a cause valuable services, we would, generally speaking, say that an organization really cannot serve. It has life, but it is not a person. A person can deny himself and sacrifice his own interests, yes, die for a cause — and still he lives, a person. An organization lives in its purposes and activities. It may lend its efforts to some general cause, yet it actually lives in its own. There is no real surrender, least

of all a willingness to die. Its life is bound to assert itself in the body in which it lives. The tendency is to stress unduly the particular activity over against the general work. When a conflict of interests arises, the life of an organization often asserts itself against the cause it professes to serve. This cause is then about in the position of the professional reformer's victim who is being assiduously served much against his will. In this way our country is being served almost to death by the innumerable organizations who want to save it.

We trust our brethren; we know that the fact that they are Christians is of a mighty influence on their organizations: but, have Christian societies always proved themselves the exception in this respect? The Reformed Churches have had their experiences with the Y. M. C. A. and the Y. W. C. A. We are here reminded of an organization founded during the war for the sole purpose of making it possible for the Lutheran Church to erect huts for its boys in the various camps. The war over, the purpose achieved, this organization simply could not make up its mind to die, but immediately began to cast about for something that would justify its continued existence. If our memory does not deceive us, it undertook to effect a union between all Lutherans. We content ourselves with referring to one instance in our circles where a society, deaf to the protests and entreaties of Christian brethren, collected moneys for a building fund promiscuously and under the leadership of men who were not of our fold.

At the best an organization serving a general cause is like a crutch. A crutch is needed only by one who is crippled or weak. It renders him valuable service for a time, incidentally always managing to keep itself in evidence. It may slip away from him or break, and he goes down with it. Let the invalid learn to rely on it, neglecting to heal, strengthen and exercise his body, and the second crutch will follow — then the invalid's chair — then the cot — finally the casket.

Without wanting to disparage in the least any services that have been rendered our church by the sincere efforts of privately organized church members or to discourage in any way those now engaged in such service, we frankly state that we are of the firm conviction that the road to a healthy church

life leads away from these aids and back to the home and the congregation. The body of a church that leans on such aids will necessarily weaken, even if the aids were employed in purely spiritual work.

But, is it this purely spiritual work really that the organizations want to do? If that were the case, our members would speedily see that this can be done better, and should be done, by the congregation itself.

No, from their own statements quoted above we see that the organizations want to serve the Church by bringing into its life some "essential" thing they still find wanting there, for instance: hospice work, charity work and the special study of Lutheranism. Great stress is laid on providing organized recreations and amusements for our young people. This, in fact, has been declared a positive duty of the congregation. There are offered: fairs, bazaars, stag parties, picnics, prize card parties and theatrical performances, etc.: urgent invitations before and glowing reports after the event.

To bring adult Lutherans into social contact with each other, is considered important for the well-being of the Church. The object is to achieve solidarity, co-operation, group consciousness and enthusiasm. How far this spirit sometimes goes is shown by the following: "One of the purposes of the X X X is to foster fraternal spirit and helpfulness which includes co-operation between buyer and seller." Still plainer, under the heading "Genuine Fraternal Spirit": "The K. P. have issued a card reading as follows: 'Secure a certificate list of members. Buy what you need, but buy it from a Pythian Merchant. Get out that little Blue Book and look it over, your every need can be supplied. Have your family and friends buy from a Pythian Merchant Member.'

"X X X members, 'Go ye and do likewise.'"

This is how the organ of a Lutheran mutual benefit society pleads with its members not to leave the society and go to an old line company for insurance because they might save thereby:

"Admitting that this might be true, are we in the fraternal society only for what we can get out of it? Is no value to be

placed upon the Church and social life, where young men and women can meet fellow Christians? Does it mean nothing to us that the sick are being visited, the sorrowing comforted, and the dead buried with friends standing about the grave? Are we unwilling to play our part in the modern program of cooperation that makes possible, in larger measures, human betterment?"

Read also this bit of poetry:

"Home protection safe and sound,  
That's Concordia.  
Kindly acts the year around,  
That's Concordia;  
Widows and orphans protected from want,  
Fraternal insurance you pay every month,  
Faith, Hope and Charity, genuine charity,  
That's Concordia."

The Lutheran Church is to be made known. We note an unhealthy craving for publicity, large conventions, parades, banners, addresses of welcome by governors, mayors and other prominent men, etc. One of our organizations published a memorial to the President in which he was petitioned to declare an anti-dope week.

For the defense and furtherance of our Lutheran schools the American Luther League offers us nothing new save the apparatus it has built, as the purposes stated in the first two paragraphs quoted above are purposes that live in the heart of every true Christian and that are ever active in his life, and through him in the life of the congregation and the synod. Why, then, a new apparatus, and why stress its importance so unduly? Let us go to the neglectful brother and urge him to send his children to our school. Let us preach in the home congregation, the delegate conference, the district meetings and the synod. There we have a call to preach and as large an audience as we will get anywhere. Let us fill our synodical treasury, and the institutions will be well taken care of. Many of us have helped to support the Lutheran High School for years, answering the appeal of the cause itself; the channels from our purse to its treasury have always been open. Why

wait for a secondary apparatus, especially since such an apparatus is not always without its dangers? We have the confidence that the brethren will confine themselves to the work outlined in their literature. But we do know that our Lutheran men are not entirely immune to the temptation to assert themselves collectively in the life of the state. We know at least one instance where the organ of a Lutheran society identified our church with the interests of a political candidate in a manner that surely did not reflect credit on our fair name. There have been various attempts to drag Lutheranism into politics.

We have not the space to discuss these purposes individually. They interest us now chiefly on account of the connection in which we find them, as purposes through which certain organizations want to serve our church.

In this connection they to us appear, to say the least, doubtful.

We all are not any too spiritually inclined. Even the activities of our charities when carried on as a special work offer us no mean temptation to drift along with those who see in such endeavors the chief purpose of a church.

In laying such great stress on the social contact between church members we can easily create in the minds of our people an entirely wrong conception of Christian fellowship, basing it on that which is natural instead of on that which is spiritual. This is the road to unionism and lodgism.

Group enthusiasm, roused by appeals to the group spirit, group giving where others give individually, special recognition of certain groups by the officers of the church, public exchange of personal compliments, etc., is a far cry from a spiritual response to a spiritual appeal. Leaders must be very careful not to substitute the former for the latter.

The constant appeal to take part in organized recreations and amusements is an appeal to the natural in us, an appeal to which we yield only too readily. A theatrical performance is naturally more interesting to us than a Bible hour. Truly our pleasure-loving youth needs no encouragement in this respect; nor do our men and women. But, are these organizations not



attempting to direct the natural desire for such things into the proper channels? There is a vast difference between directing these desires and stimulating them, which latter is being done when such activities are constantly being advertised and made a talking point in gaining members. Let us consider what grave responsibility he assumes who undertakes this work for others, when we know how carefully the individual Christian, who knows himself, must choose and limit his recreations and amusements in order that he may not be brought under their power. This is one of the reasons why we believe that it is the duty and the proper function of the home to take charge of the recreational and social life of the young people. The home does not have to stimulate this desire and it can direct it more wisely because it possess an intimate knowledge of the individual.

And, finally, how drab and common-place does not the plain home and congregational life appear when compared with such activities.

To say the least, the greatest watchfulness must be exercised by those who are responsible, lest that which is to benefit work harm; lest that which is to guard the Christian's life against the world deliver it to the world.

How do these activities affect the home and the congregation?

### **The Home.**

We have learned above that sound Church building begins in the home. If this is true, we certainly should not follow the trend of our times in encouraging the home to delegate its duties to some one else and thus contribute toward the present disintegration of the home, which every thinking person deplures. We will add only this: At a conference in River Forest Dr. Zorn's Eunice was discussed. After the paper had been read, a speaker made, in substance, the following remarks: We cannot but be impressed with the truth of what we have heard. We should devote far more attention to the building up of Christian homes within our congregations. From this the greatest benefits would result for the Church. But, if we are going to do this, it will become necessary to eliminate from

our church life many of the activities that are now found there. Only recently I found in a Christian home a young girl who was a very active church member. I learned that during that entire week she had had but one evening for the home, all the other evenings being taken up by church affairs. Under such conditions, even a mission society cannot be considered a blessing.

### The Congregation.

In the home church, we have seen, all confessing Christians are united into one body by the preaching of the Gospel. Through this body they jointly preach the Gospel publicly and in it every member employs his gifts for the good of the whole body and of every other member. This fact of the oneness of all in Christ must be emphasized and a sense of this oneness developed in the church; developed, for it is not natural to us. According to our natural inclinations we would avoid some church members and seek out others, or, perhaps, even turn to people outside of the church. By faith we recognize as closely bound to us in fellowship even the person who is naturally distasteful to us and extend to him our brotherly love and service. Every Christian realizes how his carnal mind still gives him a great deal of trouble in this respect. Sound church work must aim at making all one in Christ.

But it is just exactly this that we strive to do, our societies tell us, to create unity. They little realize their divisive character. If all are to be one, why any further organization? They are one as members of the church. To gather a few about some special interest, no matter how good and pure that interest may be, means, in a way, to separate them from the rest; and that not without practical results. Take, for instance, a mission society or a Schulverein. It is fine that the members take an interest in missions and in the school and try to encourage and strengthen each other; but does their duty end there? All members of the church should be interested in the common cause, and it is their duty to create the interest in those who have it not. Satisfied with working together with kindred minds, they are inclined to forget the weak brother; and he will easily content himself with letting

others do his share. To ask him to join the society would not have the effect that a direct appeal for Christ's work has.

We have noted that special stress is laid on the cultivation of social intercourse between church members. This is felt to be a function of the church and considered a valuable aid in keeping people with the Church and in making them workers.

These opinions flow from a wrong conception of Christian fellowship. Christian fellowship, the work of the Holy Ghost, is a distinctly spiritual thing, while social oneness is a natural thing. In making men one in Christ the Gospel does not eliminate the external differences, social, intellectual, financial, racial, etc., that may exist between them. Read what Paul says 1 Tim. 6:1-2. The ideal of uniting all Christians socially is a false ideal, and a hopeless one. Through misdirected zeal social activities may even become a wedge that splits the congregation into cliques.

In the practical work of the church we are to labor together as brethren on terms of equality. No member should be compelled to unite with any private organization in order to take a full part in all the work of the church. The welfare of the whole body must be kept in mind. There should be no special interests. No one should represent us before the public unless he has been duly authorized to do so. Work that must be delegated should be performed by duly elected or appointed committees. Our congregational life is so ordered, and this was kept in mind when the constitution of our synod was written. The changes that have been made so far have all been made with a view to the fair representation and the equal participation of all members, in order that all things be done "decently and in order". An organized body with its fixed purposes and its group consciousness existing within the church does not correspond with this ideal and can easily become a disturbing element.

So also in financial matters. The congregation and the synod do, indeed, not control the purse of the church member; but are we not after all one family also in this respect? The moneys for all of our purposes come from the same people. What has already been given for one cause cannot be given for another cause; and no one will deny that there is finally a

limit to the ability to give. Should we not for this reason begin to do a little sensible planning and housekeeping? If all necessary things were done in common, we could with the consent of all concentrate ourselves on the more important things first and postpone for a time those that are of minor importance. Through the fact that a number of groups independent of each other are working in the field of our synod, this is made impossible. And the truth is that it is easier to raise funds for secondary purposes than for the Church work proper.

And then, the large sums of money spent for dues, amusements, transportation, and so forth, are often more than a young person gives for his home church and for missions. They would spend their money at any rate, we are told. Some would; but we would not then be responsible. Others we have taught. Why not, rather, teach them to economize more in order to be able to give more to the Lord?

In the congregation the work of the Church is done "decently and in order" by men whom the Lord has called to do it in that particular place. That call is sacred. It imposes grave responsibilities on those called: "Take heed therefore unto yourselves and unto all the flock, over which the Holy Ghost hath made you overseers, to feed the Church of God, which he hath purchased with his own blood."

God knows their gifts, and He wants to employ them there. They know the condition in their congregation better than any one else; and pastor, elders and fellow-members, know the individual more intimately and are therefore in the most favorable position to give him pastoral care and brotherly help according to his needs. The home church becomes a church home, and the members form a family. This sacred relation should be felt by every member; this tie cannot easily become too closely knit. Anything that tends to loosen it works against the interests of the Church.

Extra-congregational societies, and intra-congregational as well, can easily have this effect, even though their leaders exercise the greatest care. By their attractions they draw young and old away from what the home church in duty pro-

vides for them, thus depriving it of their services and their loyalty. By their propaganda and agitation they constantly keep before the people their ideals of church work. A pastor who does not agree with them is thereby embarrassed in his work, especially if he is unfortunate enough to have some over-enthusiastic society member in his flock.

This is hardly less the case when an organization acknowledges and enforces on its locals the right principle that the pastor must be their leader. The pastor may rather want to devote himself to all of his young people instead of giving special attention to a particular group. But the group is there. Not to recognize it and take charge of it means to create ill feeling and to arouse opposition. A pastor may believe in training his people to give directly for Christ's cause; the organizations draw his members into money-making ventures of all kinds. A pastor may for good and valid reasons consider certain amusements as not expedient; organizations offer them and urgently invite his members.

These are not assumed cases. Practical instances could readily be adduced.

Enough, there is always danger that organizations interfere with the life of the home church; and no service they might render otherwise can weigh up the harm that results from such interference.

#### IV. What should be our attitude toward these organizations?

- 1) While gladly recognizing the good intentions and the earnest zeal of the brethren in these organizations, we should frankly point out to them the dangers that may arise for our church from these activities and should in all love and patience show them the right way to serve the Church.
- 2) We should see to it that the existing organizations are properly supervised so that they remain within their bounds and are kept free from all objectionable features.
- 3) We should advocate that those activities that properly concern the Church be assumed by the congregation.

- 4) It should be our constant endeavor to enlist the interest and the service of all members for the work of the congregation and the synod.
- 5) As little as it can be our purpose to work for the immediate dissolution of these organizations, so little can we, on the other hand, lend ourselves to their insistent and unhealthy propaganda.

J. BRENNER.

---

## Kirchengeschichtliche Notizen.

**Der lutherische Weltkonvent in Eisenach** (19. bis 24. August 1923).\* — Zum ersten Male seit Luthers Tagen ist ein Lutherischer Weltkonvent zusammengetreten, ein einzigartiges Kirchenkonzil, das kaum einen Vorgänger hat. Einzigartig schon durch seinen Entstehungsgrund; nicht aus Not und Kampf um die Lehre, wie die alten Konzilien, trat man zusammen, sondern aus der Not der Liebe, die den unter die Mörder gefallenen Bruder in seinem Blute liegen sah. Einzigartig durch den Unterschied von den zahlreichen kirchlichen Einigungsversuchen der Gegenwart, mit ihrem Ziel auf äußere Einigung, da man doch innerlich nicht einig ist; im lutherischen Weltkonvent war man einig, in geradezu prachtvoller Einigkeit in dem Glauben und Bekenntnis der Väter. Einzigartig endlich durch das, was er sein wollte und war, ein **Lutherischer Weltkonvent**. Jahrhunderte lang hatte die lutherische Kirche in aller Stille sich ausgebreitet, in allen Erdteilen war sie zu finden, aber man sah sie nie zusammen, man kam nie zusammen, man nahm kaum Kenntnis von einander. Zum ersten Male trat ihr Bild in Eisenach in Erscheinung, so wichtig und groß, daß es fast erdrückend wirkte. Aus mehr als 30 Ländern der Erde waren etwa 150 Abgeordnete erschienen, die weit über 50 Millionen Lutheraner der Welt vertraten. Die Öffentlichkeit hatte sich da und dort gewöhnt, von einer lutherischen Kirche fast nicht mehr zu reden; andere Namen traten mehr in den Vordergrund. Nun ergab es sich, daß eine gewaltige Kirche mit dem Namen Luthers vorhanden war, voller Leben, voller Tatkraft. Da standen sie, die lutherischen Bischöfe und Kirchenpräsidenten aus Deutschland und Amerika, aus Skandinavien und Österreich, aus Tschechienland und Polen, aus Estland und Lettland, Vertreter aus Rußland, Frankreich, Holland usw., und dazu eine Reihe lutherischer Theologenprofessoren, lutherische Missions- und Diakoniedirektoren und viele andere, alles führende Männer, in den verschiedenen Teilen der Erde wirkend im Dienst der lutherischen Kirche. Es war ein kurzer, immerhin denkwürdiger Moment, als bei der ersten geschlossenen Versammlung die einzelnen Namen verlesen wurden und der Aufgerufene sich vom Platze erhob; man lernte sie kennen, die Vielgenannten, auf denen die Last der Verantwortung liegt, die heute in der vordersten Linie stehen.

Ein einziges Band desselben Glaubens verband, wie gesagt, die Erschienenen. Und doch welche Verschiedenheit der Nationen, der Auffassungen,

---

\*) Wir können unmöglich an diesem so bedeutsam erscheinenden Konvent stillschweigend vorübergehen. Wenn nicht mehr, so ist er doch ein Exponent der geistlichen Zustände in der lutherischen Kirche unserer Zeit. Weder Wisconsin, noch Missouri, noch die Synodalkonferenz hat ihn besichtigt. So können wir auch keinen eigenen Bericht über ihn liefern. Diesen erlauben wir uns der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ von Leipzig zu entnehmen. Er ist von der berufensten und kompetentesten Seite geschrieben.  
M. P.

der kirchlichen Arbeit, der Sprachen. Anders sieht man die Welt im Lande einer verfolgten Kirche, anders im Lande einer ungestörten Kirche; anders im Lande der Sieger und Neutralen, anders im Lande der Besiegten. Anders hat sich das lutherische Kirchentum in Deutschland entwickelt, anders in Amerika; anders ist die Stellung des Volkes zur Kirche in den Nordreichen, anders in Mitteleuropa. Man könnte vielleicht noch tiefer greifen und von den zwei großen Anschauungen sprechen, die heute durch das Leben aller Kirchen auf Erden, auch der lutherischen Kirche, gehen: die eine unter der Losung: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“; die andere mit dem Wunsche größerer Geltung der Kirche in der Welt, größeren Ansehens, größerer Machtentfaltung. Wie dem auch sei, in Eisenach war der Gedanke der Einigkeit, des gemeinsamen Stehens auf dem ewigen Grunde durchschlagend. Auf diesem Grunde fand man sich immer mehr zusammen, wuchs man zusammen. Der letzte Tag zeigte ein warmes Abschiednehmen derer, die sich zusammengefunden hatten. Eine Überraschung für manche war die Lösung der Sprachenfrage. So viele Sprachen waren vorhanden, in welcher sollte gesprochen werden? Man glaubte es recht zu treffen, wenn man die Ansprachen auf deutsch und englisch beschränkte, das englische immer mit gleichzeitiger deutscher Übersetzung. Der Plan war gut und wurde gut durchgeführt. Aber nicht das war das Überraschende, sondern daß die englische Weltsprache an sich nur von einem Teil verstanden wurde, das Deutsche aber von allen. Nicht daß alle hätten gut deutsch sprechen können, aber sie verstanden es. Der Historiker wird das notieren, daß auf dem ersten lutherischen Weltkonvent das Deutsche, die Sprache Luthers, sich als die allen Lutheranern verständliche Weltsprache erwies.

Die Vorgeschichte des Weltkonvents sei kurz in Erinnerung gebracht. Schon während des Krieges hatten sich amerikanische und skandinavische Lutheraner der gefährdeten deutschen Missionsfelder angenommen, so vor allem die Iowa-Synode in Nordamerika. Als der Krieg zu Ende ging, war die Not in den vom Krieg heimgesuchten Ländern nicht zu Ende. Aus tausend Wunden bluteten Volk und Kirche; Hunger und Armut waren da, wo früher Wohlstand und Reichtum geherrscht hatten. Diese Not reizte aufs neue die Liebe der Glaubensgenossen in Amerika; erst kamen einzelne Hilfen und von einzelnen Spendern. Dann beschloß das große Lutherische Nationalkonzil Amerikas ein umfassend organisiertes Hilfswerk, an dessen Spitze Professor Morehead stand. Er bereiste die Länder, kam auch nach Deutschland und schuf auch hier, wie anderwärts, einen Hilfsausschuß zur Verteilung der Liebesgaben. Es kam zu immer ausgedehnteren Unterstützungen notleidender lutherischer Anstalten, Pfarrer und Gemeinden, der Dank an die Liebe der Geber wurde immer größer. Mitten in dieser Arbeit tauchte der Gedanke auf, ob nicht die Lutheraner, die sich so auf dem Feld der Not und der Liebe gefunden hätten, sich näher zusammenschließen könnten. D. Morehead sprach ihn zuerst aus, die Allgemeine Evangelische Lutherische Konferenz ergriff ihn, und nach vielen und sorgsamem Erwägungen wurde beschlossen, einen lutherischen Weltkonvent nach Eisenach zu berufen. Die Einberufer waren das Lutherische Nationalkonzil von Amerika



und die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz. Der Zweck: sich zu begegnen und wichtige, die lutherische Kirche betreffende Fragen zu besprechen. An Gründung etwa eines Lutherischen Weltbundes dachte man nicht, nur an eine ganz unverbindliche erste Begegnung. Es sollte auch keine große Massenversammlung werden, nur eine Zusammenkunft ausgewählter Delegierter. Deren Einladung übernahm für Amerika das Nationalkongress, für die übrigen Länder und Erdteile die schon seit Jahren international arbeitende Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz. Später wurden noch „Zuhörerkarten“ ausgegeben für solche, die von lutherischen Vertrauensmännern empfohlen waren. Nicht unerwähnt bleibe in diesem Zusammenhang die mühselige, aufopferungsvolle Arbeit des Leipziger Missionsdirektors Prof. D. Paul, der die Seele des deutschen Vorbereitungs-ausschusses war, sowie seines treuen Mit Helfers, des Missionsseminars Hofmann. Man war im Zweifel, ob der Konvent bei den wachsenden politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zustande kommen könne. Es fehlte nicht an Stimmen, die ernstlich zur Vertagung rieten; andere wollten es mit Gott gewagt haben. Die Wagenden behielten Recht. Nur wenige schrieben ab, weil sie die Kosten nicht tragen konnten; die meisten kamen.

Die Herberge in Eisenach bereitete der unermüdlische Stiftsprediger Otto durch Besorgung von Quartieren in Privathäusern, darunter viele freie. Am Sonntag, den 19. August, wurde der Konvent eingeleitet mit der Eröffnung der prächtigen **B i b e l a u s s t e l l u n g** im Fürstentum, die zwei Teile umfaßte: „Die Illustration der Bibel zu Luthers Lebzeiten“ und „die Verbreitung der Bibel als Buch der Menschheit“. Der sächsische Landesbischof D. Ihmels und Professor D. Paul wiesen in kurzen Ansprachen darauf hin, daß der Lutherische Weltkonvent unvollständig wäre, wenn nicht eine derartige Ausstellung veranstaltet worden wäre; sind doch Luther und das Lutherium von entscheidender Bedeutung für die religiöse und künstlerische Wertung der Bibel im Leben der Völker. „Luther und die Bibel gehören zusammen und eben darum auch lutherischer Weltkonvent und Bibelausstellung.“ Besonderen Dank erhielt Professor D. Schramm aus Leipzig, der Direktor des dortigen Kulturmuseums, der mit fachwissenschaftlichem Verständnis die Ausstellung vorbereitet hat, sowie Pfarrer D. Gerber aus Jöblich; das Ausstellungsmaterial stammte aus dem eben erwähnten Kulturmuseum zu Leipzig, aus den Landesbibliotheken zu Gotha, zu Stuttgart und zu Wolfenbüttel und den Bücherbeständen der Eisenacher Kirchenregierung. Die Ausstellung war so in die Lage gesetzt, literar- und kunstgeschichtlich Wertvollstes originaliter zu bieten: z. B. Bilderbibeln alter und neuer Zeit, wissenschaftliche Bibelübersetzungen, Missionsbibeln in vielen Sprachen der missionierten Welt. Auch die wertvolle Festschrift „Luther und die Bibel“ lag auf dem Tisch, ein wahres Prachtwerk, reich mit Bildern geziert.

Am Sonntagabend um 6 Uhr riefen die Glocken zum **E r ö f f n u n g s - g o t t e s d i e n s t** des Konvents in der St. Georgskirche; sie war mit Einheimischen und Fremden bis auf den letzten Platz gefüllt, die Feier mit reicher Liturgie und Chorgesängen festlich ausgestattet. Gewaltig brauste das Lied: „Komme heiliger Geist, Herrre Gott“; man fühlte etwas von der

Macht der Kirche, von der Gemeinde, die vor Gott steht; und man sagte sich: Das ist lutherische Kirche. Die Predigt hielt der Präsident der Norwegischen Lutherischen Kirche in Amerika, D. St u b von St. Paul, Minn., über die Antwort Naboths auf Ahab's Forderung, ihm seinen Weinberg zu verkaufen: „Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich dir meiner Väter Erbe sollte geben.“ 1 Kön. 21, 1—3: Der Grundton, mit welchem wir den lutherischen Weltkonvent anfangen und beendigen, sollte der sein, daß wir um keinen Preis, selbst wenn es das Leben kosten sollte, unserer Väter Erbe aufgeben oder schmälern dürfen. Was ist denn das Erbe, das wir durch die Reformation von den Vätern erhalten haben? Warum dürfen wir um keinen Preis, selbst wenn es das Leben kostete, dieses Erbe aufgeben oder schmälern? Das Erbe besteht in den Wahrheiten, die wir durch die Reformation von den Vätern erhalten haben: 1. Die offene Bibel als die einzige Quelle, die einzige Regel und Richtschnur für Glauben, Lehre und Leben. Kein Mensch, kein Papst, keine Tradition, kein Konzil, keine Synode, keine Majorität, nicht die Vernunft, nicht das Gefühl kann entscheiden, was die Wahrheit sei. Nur in der untrüglichen, unfehlbaren Offenbarung Gottes, nur in dem Worte Gottes ist die Wahrheit enthalten. Nur danach haben wir uns zu richten. 2. Das Erbe besteht ferner in der Lehre von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erworben durch das stellvertretende Leben, Leiden und Sterben des Gottmenschen Jesus Christus, in den Gnadenmitteln dargeboten und geschenkt durch den Heiligen Geist, und im Glauben, durch den Heiligen Geist erzeugt, empfangen, sodaß der an sich selbst ungerechte Mensch vor Gott als gerecht dasteht. 3. Die dritte Grundwahrheit der Reformation als Erbe ist, daß der gerechtfertigte Sünder sein ganzes Leben als ein Dankopfer zu Gott betrachten soll und deshalb die Werke seines Berufs als vor dem Angesichte Gottes verrichten soll. Jede Arbeit im Glauben getan wird somit ein Gottesdienst. Die Wahrheiten der Reformation im Leben verwirklicht erzeugen das beste, das reichste Leben in der Liebe, in Aufopferung, in Treue bis an den Tod. Dieses Erbe sollen wir nicht aufgeben oder schmälern; erstens weil es das herrlichste Erbgut ist, das wir haben. Aber vor allem, weil Gott uns verbietet, die erkannte Wahrheit aufzugeben. Wie Ahab dem Naboth einen anderen Weinberg angeboten habe, so wird den Lutheranern von vielen Seiten neue kirchliche Heimath angeboten. Aber wir mögen um keinen Preis unsere lutherische Kirche verleugnen oder die Wahrheiten, die wir durch sie bekommen haben, schmälern, sondern mit unserem Reformator die Reformationshymne: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ den Grundton unseres Lebens sein lassen.

Der Montag war „öffentlicher Tag“. So war es beschlossen, damit diejenigen, die als nicht Geladene kommen wollten, doch auch etwas von dem lutherischen Weltkonvent hätten. Und das war gut, denn der Zustrom der nicht Geladenen war sehr groß. Nach einer Morgenandacht in der Kapelle des Diakonistenhauses von Stiftsprediger Otto versammelte man sich im Fürstenhof zu der „großen öffentlichen Versammlung“. Man sang: „Herz und Herz vereint zusammen“. Landesbischof D. S h m e l s, der zum Vorsitzenden des Konvents gewählt war, hielt die

Begrüßungsansprache: In tiefster Anbetung grüße ich Sie und in tiefster Bewegung. Meine Erinnerung geht zurück zu der Lutherischen Konferenz in Uppsala im Jahre 1911 mit ihren „mancherlei Sprachen“, die damals von Begrüßenden gesprochen wurden. Heute ist Größeres als damals. Heute sind fast aus allen lutherischen Kirchengemeinschaften der Erde Vertreter erschienen. Unser Herz wird weit, es ist voll stiller Anbetung. Und doch steigt bei dem Vergleich von 1923 mit 1911 ein bohrender Schmerz in uns auf. Niemand fürchte, daß jetzt ein politisches Wort falle; wir wollen rein religiösen Zwecken dienen. Aber was ich sage, rede ich aus Ihrer aller Empfinden: Damals lag tiefer Friede auf den Völkern der Erde, und mein Volk lebte noch in der Herrlichkeit, von der schon seine Väter träumten. Und heute? Daß ich es mir vom Herzen rede, wo ist heute meines Volkes Herrlichkeit? Wo ist der Friede der Völker? Die Menschheit ist zerrissen in Streit und Haß. Um so ehrfürchtiger danken wir Gott, daß wir uns hier im gemeinsamen Glauben, in e i n e m Geiste in dieser Stunde begegnen dürfen. Ich grüße Sie alle von Herzen, die Sie gekommen sind von Ost und West, und daß Sie dennoch gekommen sind. Es gibt ja heute viel andere Einigungsbestrebungen, wir wollen unsere nächste Kirche bauen. Man hat sorglich gefragt, ob wir nicht etwa dem Deutschen Evangelischen Kirchenbund ein Hindernis bereiten würden. Die Sorge hat nicht Grund. Wir haben nur solche Aufgaben im Sinn, die sich mit denen des Deutschen Kirchenbundes nicht kreuzen. Wir begegnen uns hier als Jünger Jesu, und sprechen mit dem Psalm nach Luthers Übersetzung: „Es ist mir ein rechter Ernst.“ Es sei uns ein rechter Ernst, was wir mit dem Weltkonvent wollen. Der Ernst an sich liegt ja nahe. Gott selbst hat für den Ernst gesorgt; Männer sind von ihm aberufen worden, die für den Lutherischen Weltkonvent mit Eifer arbeiteten, wie D. Larsson aus Amerika, der edle, in seinem Glauben geschlossene Mann. Gott wollte unsere Sache gleich zu Anfang in das Licht der Ewigkeit stellen, uns lehren, daß wir Menschen nichts sind, er allein der Bleibende. Menschen gehen dahin, aber Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. — Gestern abend sangen wir in der Kirche: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben.“ Ist sein Geist bei uns? Lassen Sie uns Sorge tragen, daß wir etwas vom Wehen des Geistes Gottes spüren. Halten wir an mit dem Gebet um den Geist Gottes.

D. Ihmels schloß mit einem Gebet und erklärte hierauf den Konvent für eröffnet. Es folgten die Begrüßungen.

Der erste Begrüßende war der Landesoberpfarrer von Thüringen, D. Reichardt: Warum wurde Eisenach als Ort dieser Tagung gewählt? Wegen der Wartburg. Was hat die Wartburg Sonderliches? Die Lutherstube. Da wurde das Neue Testament übersetzt, von da aus hat Luther das Wort Gottes dem Volk wiedergegeben. Auf dieser Lutherstube ruht die ganze Reformation. Hinein in die Schrift, das war Luthers Meinung. Luther soll uns auch heute wieder in ihr Heiligtum führen, und da denke ich besonders an das Heiligtum des hohenpriesterlichen Gebets Joh. 17 mit seiner überwältiglichen Klarheit und weltumspannenden Weite. Hier zeigt Jesus seines Werkes Gründung, seine Glieder, seinen Fort-

schritt, sein letztes Ziel: „Daß sie alle eins seien“. Hiervon ein Teil wünsche ich diesem Lutherischen Weltkongvent, daß er der Welt zeige: Wir Kinder der Reformation gehören zusammen.

Stadtdirektor Janson von Eisenach: Daß Sie Ihren Kongvent nach Deutschland riefen, dafür müssen wir Deutsche Ihnen dankbar sein. Dürfen wir doch hoffen, daß Sie, meine Damen und Herren aus dem Ausland, die Sie vielleicht unser Deutschland bisher nur aus der Presse und wohl häufig nur aus den Schilderungen unserer Gegner kennen, die Gelegenheit Ihres Aufenthaltes benutzen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es und uns steht. Gerade Sie, die Sie überwiegend von Beruf Seelsorger sind und die Aufgabe haben, das Innere der Menschen zu ergründen, zu finden und zu einander zu bringen. Sie werden auch hier, des bin ich gewiß, nicht an der Oberfläche bleiben, sondern in die Seele unseres Volkes und in die Herzen der Deutschen schauen, und da können Sie sicher nur feststellen, daß Deutschland nichts zu tun hat mit Barbarismus und all den Dingen, die übelmeinende uns nachreden. Sondern, daß wir ein Volk sind, das sich nach Frieden und Versöhnung, nach Ruhe und Stetigkeit sehnt, ein Volk, das von Alters ein führendes Kulturvolk gewesen ist und ein Volk, das sich verpflichtet fühlt, diese von einem Höheren ertheilte Mission auch fürderhin zu erfüllen — freilich aber auch ein Volk, das zu dieser Pflicht und weiter zu dem Willen zum Leben als geschlossenes Volk fest steht und zäh in alter deutscher Treue, und das sich aufstemmt gegen jede Vernichtungsabsicht. Wir Eisenacher danken Ihnen, daß Sie zu Ihrem Weltkongress als Platz gerade Eisenach erwählt haben. Eisenach, das sich amtlich die Wartburgstadt nennt, am Fuße der Burg, die von Vielen die Lutherburg genannt wird, ist ja auch der berufenste Ort für Ihre Tagung. So richtig es ist, daß Luther all die vier Jahrhunderte hindurch weiter lebt und uns in den letzten Jahren wieder näher rückt durch seine Werke, so sehen wir doch an Hunderttausenden und Millionen, die aus aller Welt nach Eisenach und nach Wartburg pilgern, wie in der Menschheit das Verlangen lebt nach den Stätten, in denen der große Reformator gelebt und von denen er seinen Segen auf Deutschland und auf die Welt ausgeströmt hat! Dem gleichen Drang folgend sind Sie hierher gekommen, und ich will Ihnen von Herzen wünschen, daß Eisenach durch Ihren Kongress, der einleitend so schön eröffnet wurde mit dem Gesang, der Grenzen der Nationen nicht kennt: „Herz und Herz vereint zusammen!“ wiederum der Ausgangspunkt sein möge zu einem Segen für die Welt! Ich wünsche Ihnen weiter, daß Sie in unserem Eisenach uns Deutsche recht kennen und unsere Not und unser Schicksal verstehen lernen; aus Stadt und Burg spreche unsere alte Kultur und aus den Menschen unsere echt deutsche Seele! Mögen Sie Erbauung und Stärkung finden an den historisch geweihten Stätten und in unseren herrlichen Wäldern. Möge ferner der Kongvent ein Band knüpfen zwischen Ihnen und uns, das auch halten möge in Ihrer fernen Heimat, wenn Sie erst dorthin zurückgekehrt sind. Mit diesen Wünschen heiße ich Sie willkommen in der Wartburgstadt am Fuße der Wartburg.

(Fortsetzung folgt.)